

Erleitung

# K o s t ü m k u n d e.

Erster Abschnitt.

K o s t e n k u n d e

Erster Abschnitt

## Einleitung.

### Die Kostümgestaltung der Römer bis zur Zeit Constantins des Grossen.<sup>1</sup>

Mit der Erhebung des *Octavian* zur Alleinherrschaft hatten die Römer sich das Zeugniß der Unfähigkeit, sich noch fernerhin selbst zu beherrschen gegeben. In der schmeichlerischen Dienstwilligkeit, mit der sie sich bald dem Einen fügten, ward die von ihnen bis dahin mit innerstem Stolze behauptete republikanische Gleichberechtigung Aller gebrochen. Woran noch ein *Cäsar* gescheitert war, das hatte nunmehr *Octavian* vermocht; also war in nicht langer Frist auch der letzte Rest echten römischen Sinnes aus dem Volke gewichen.

Die ersten Ansätze zu einer derartig gesteigerten Schwäche mögen allerdings schon in sehr früher Zeit bei den Römern begonnen haben. Schon mit dem Heraustreten aus ihren engeren Grenzen, mit der um das Jahr 264 vor Chr. vollendeten Eroberung von ganz Italien, sodann aber seit dem Verlaufe der punischen Kriege (von 264 bis 146 vor Chr.) war durch den Einfluss ausheimischer Bräuche die ihnen urthümlich eigene Sitteneinfalt nicht unmerklich erschüttert worden. Ja bereits nach Beendigung des zweiten punischen Krieges (von 218 bis 202 vor Chr.) und

<sup>1</sup> Das Zunächstfolgende ist als ein zusammengedrängter Auszug und eine theilweise Ergänzung des „vierten Kapitels“ der „zweiten Abtheilung“ meiner „Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht, des Baues und des Geräthes der Völker des Alterthums.“ M. 1945 Abbildgn. Stuttgart 1860. II. S. 925 ff. zu betrachten. Hinsichtlich der weiteren Ausführung sind zu vergl. Ch. Meiners. Geschichte des Verfalles der Sitten, der Wissenschaften und Sprache der Römer in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Wien und Leipzg. 1791; ferner die betreffenden Kapitel bei E. Gibbon. The history of the decline and fall of the roman empire. Lond. 1777 bis 1788. (Aus dem Englischen übers. etc. von F. Aug. Wilh. Wenck (u. And.) Neue Auflage. Leipzig 1805 ff.; J. C. F. Manso. Leben Constantins des Grossen. Breslau 1817; J. Burckhardt. Die Zeit Constantins des Grossen. Basel 1853. Noch and. s. im Verfolg des Textes.

den darauffolgenden makedonischen Siegen (168 vor Chr.) und noch mehr nach den ersten Kämpfen in Syrien (190 vor Chr.) hatte der Einfluss dieser östlichen Völker auf die Römer einen Umfang gewonnen, dass schon die strenger Gesinnten unter ihnen diesem Uebel zu wehren suchten. Von jetzt an indess blieb auch alles weitere Bemühen, demgegenüber das ältere Römerthum in seiner Reinheit aufrecht zu erhalten, vergebens; vielmehr verlor es sich fortan und zwar fast gleichmässig wie sich das römische Schwert noch weiter und weiter, zunächst bis um 187 vor Chr. über Griechenland und Kleinasien, ausdehnte und ferner die westlichsten Länder, Spanien und Gallien (von 58 bis 51 vor Chr.), dann selbst den Norden Afrika's unterwarf, mehr und mehr in einem wirren Gemisch der nun den Römern von den so verschiedenen Nationen in Cultus, Sitte, Lebensweise und allem, was deren Handel und Industrie gewährte, dargebotenen mannigfachen Bezüge. —

Auf diesem Wege war das römische Volk beträchtlich weit vorgeschritten, als *Cäsar* erschien. Jedoch so eifrig sich auch dieser bemühte, jenem bedrohlichen Zustand entgegen zu wirken, gelang es nun doch auch ihm nicht mehr, den bereits allgemeinen Zug des Verfalles irgend wie aufzuheben. Kaum waren die Bande durch *Cäsars* Ermordung gesprengt und damit die Losung zum Bürgerkriege gegeben, als sich sofort die bis dahin ja überhaupt einzig durch Strenge zurückgehaltenen Schäden nur um so schroffer und greller Geltung verschafften. In dem verheerenden Bürgerkriege sodann, befördert durch den damit innig verbundenen Umstand der Unsicherheit des Besitzes und dessen Genusses und einer zunehmenden Leichtigkeit durch Betrug und Spekulation grosse Reichthümer zu erwerben, wich denn schliesslich auch bald jedes edlere Gefühl, ja jede höhere Empfindung für Recht und Pflicht einem völlig geistesarmen Bestreben, die innere Leere durch äusserliche Genüsse, durch Schwelgerei und Prachtaufwand auszufüllen.

Aus solcher Zerrüttung erklärt es sich nun allerdings, wie das Römerthum jetzt im bangen Gefühl nahender Schwäche und innerer Haltlosigkeit vor allem in *Octavian* eine Stütze erkannte und sich alsbald diesem in Dienstwilligkeit unterwarf. Im Uebrigen hatte es sich auch durchaus nicht getäuscht, denn bei der tieferen Erkenntniss des eben Genannten von seiner Aufgabe bei der Lage des Reichs gelang es ihm in der That, den weiteren Verfall doch mindestens auf längere Zeit aufzuhalten. Ja während seiner auch auf die Förderung der Kunst und eines feineren An-

stands gerichteten Herrschaft schien sich sogar das schon morsche und alternde Rom noch einmal zu neuem Leben aufrufen zu wollen. Natürlich konnte dabei von einer Erneuerung der alten Sitte nun nicht mehr die Rede sein. Indess wenn auch der einmal in allen Schichten bereits tiefwurzelnde Hang nach leeren Gefüssen und die nicht minder in alle Klassen des Volks eingedrungene herzlose Entsittlichung keiner wahren Verbesserung mehr fähig war, wurde dem allen jetzt doch wenigstens durch den Schein eines höheren, künstlerischen Interesses immerhin eine festere Schranke gezogen.

Diese im Verhältniss zu der Epoche der endlichen Auflösung der freien Verfassung für die Römer gleichwohl glückliche Zeit wurde jedoch durch die nach dem Tod des Augustus den Thron einnehmenden menschlichen Ungeheuer (zunächst von 14 bis 96 nach Chr.) nur allzubald in einer Art unterbrochen, die alle Laster von neuem heraufbeschwor. Dem gegenüber hatten nunmehr auch die wenigen, dazwischen auftretenden Kaiser von edler Gesinnung, als *Vespasianus* (69—79) und *Titus* (79—81) nichts Weiteres vermocht, also dass abermals alle niederen Gelüste, verbunden mit dem Aufgeben der aber an sich längst durch griechische und asiatische Culte vielfach zerrütteten heimischen Götterverehrung durchaus offen und schamlos zu Tage traten. Wenn es dann hiernach einer zahlreicheren Folge tüchtiger Imperatoren — derjenigen von *Nerva* bis auf *Severus* (vom Jahre 96 bis 180 nach Chr.) — wirklich gelang, solcher Verkommenheit kräftiger zu begegnen, blieb diese doch nichtsdestoweniger im Marke des Volks; sie dann zeigte sich vielmehr nur noch um so heftiger, als nach dem Tode des *Marcus Aurelius* der elende *Commodus* die Herrschaft ergriff. Von nun an, genährt durch den von diesem Elenden auf seine Nachfolger verpflanzten „Kaiserwahnsinn,“ wurden allmählig jegliche Bande gelöst; und während sich fortan das römische Volk im Innern sittlich und politisch aufreibt, wird es nicht minder von Aussen nach allen Seiten von Germanen und Sarmaten bedroht, somit beständig an seine Endschaft erinnert.

Um bei solcher Bewandniss den immerhin gewaltigen Staatskoloss vor dem Sturz zu bewahren, dazu gehörte wohl nächst der tiefsten Erkenntniss seiner inneren Schäden zugleich auch die höchste, mit freier Entsagung gerüstete Willenskraft. Beides traf zusammen in *Diocletian*, indem er sich über die endlosen Wirren erhob. Ja er vermochte auch jetzt noch mit starker Hand, obschon nicht ohne Aufgeben alleiniger Herrschaft, sondern durch die

Ernennung von Mitregenten und eine Theilung des Reiches unter dieselben,<sup>1</sup> dem römischen Namen wieder Gewicht zu verleihen. Indess um die Ehre der alten Roma selbst war es dabei unwiederbringlich geschehen. Nunmehr galt es bereits die Reichsgrenzen zu sichern, und so wurde die Stadt, da *Diocletian* die Residenzen dem entsprechend verlegte,<sup>2</sup> für lange Dauer ihres Hofes beraubt.

Was sie dadurch an ihrer Bedeutung einbüßte, das war sie wohl kaum mehr fähig sofort zu ermessen. Sie nämlich hatte ja schon seit geraumer Zeit unter ihren überreichen Vornehmen einen so übermässigen Aufwand entfaltet, dass sie die Abwesenheit des höfischen Prunkes, obschon denselben der Kaiser ganz nach dem Muster des orientalischen Kaiserpompes umschuf, nicht einmal äusserlich zu empfinden vermochte. Auch wurden eben durch jenen privatlichen Luxus hier so enorme Summen in Umlauf gebracht, dass also auch selbst wohl der durch jene Entfernung etwa veranlasste finanzielle Ausfall für sie nicht allzuviel zu bedeuten hatte. Immerhin aber, und dies war der tiefere Verlust, blieb seitdem Rom nur höchstens noch traditionell der Haupt- und Mittelpunkt des gewaltigen Reiches, während es dadurch aber in der That zu einer Stadt zweiten Ranges gestempelt ward: ein Verhältniss, das sich auch bald genug zeigte. —

So machtvoll nun auch die Thatkraft *Diocletians* das morsche Reich abermals in sich zusammenfasste, sollte bei dessen völliger Zerrüttung im Innern dennoch sogar er selbst die schnelle Vernichtung seines bewunderungswürdigen Werkes erleben. Er hatte den Staat eben nur politisch gebunden, während dieser doch an weit tieferen Schäden krankte, die einer höheren Erlösung bedurften. Zwar handelte es sich auch bei den nun diese Vernichtung vollziehenden Kämpfen der einzelnen Kaisersöhne (seit dem Jahre 306 n. Chr), und so insbesondere bei dem hartnäckigen Kriege zwischen *Constantin* und *Maxentius* zunächst, sofern sie ja einzig um die Obermacht stritten, gleichfalls nur um rein politische Interessen, indess aber bald auch um den geistigen Sieg jener bereits seit Jahrhunderten unter dem Druck lebendig fortgewirkten christlichen Lehre. Und gerade in diesem Siege lag nunmehr allein der mögliche Angelpunkt einer Wiedergeburt der in sich zerfallenen absterbenden römischen Welt. Jedoch gleich

<sup>1</sup> Gallien, Spanien, Britannien erhielt *Constantius*; die Donauländer und Griechenland der Dacier *Galerius*; Italien, Afrika der Dalmatiner *Maximian*; Thracien, Asien, Aegypten behielt sich *Diocletian* selbst vor. —

<sup>2</sup> *Diocletian* wählte *Nicomeden* in Bithynien; *Maximian* Mailand; *Constantius* zunächst Trier, später York.

wie es dem Constantin auch wirklich nur in eben dieser Erkenntniss gelungen war, das römische Reich unter seinem Scepter von Neuem zu einem Ganzen zusammen zu raffen, musste fortan auch das römische Wesen allmählig eine sich immer mehr und mehr von der ihm volksthümlich eigenen Tradition entfernende Um- und Neugestaltung erfahren. — Was *Diocletian* und vor diesem schon *Hadrian* bezüglich der inneren und äusseren Staatsverwaltung, des üppigen Pompes und Ceremoniells des Hofes, der Heeresordnung und sonst noch im Ganzen und Einzelnen durch mannigfache Reformen begonnen hatten,<sup>1</sup> ward jetzt durch *Constantin* durchgreifend geregelt und mit nachhaltigem Erfolge festgestellt. Sofern dann aber auch er seine Residenz, gleich seinen Vorgängern, ausserhalb Rom aufschlug und zwar dafür, auch mit aus strategischer Rücksicht, das auf der Scheide von Asien und Europa gelegene *Byzanz* — „Constantinopel“ — bestimmte, und so nun von hier aus auch alle weiteren Bezüge für die ferneren Provinzen maassgebend wurden, gewann in ihnen und ganz besonders in Rom der sich in dem auch „*Neu-Rom*“ genannten Hauptsitz in jeglicher Form und Weise des Lebens immer entschiedener verbreitende Orientalismus schliesslich die vollste Anerkennung und Herrschaft.

### Die Tracht.

Alle Wandlungen, welche das Römerthum von seiner frühesten, nationalen Entwicklung bis zu seiner endlichen völligen Entartung seinem innersten Wesen nach erlitt, fanden gleichwie in allen äusseren Beziehungen, so auch in der Tracht und vorzugsweise in dieser je nach Verhältniss ihren ersichtlichen Ausdruck. Nur so lange als das römische Volk, unberührt von fremden Culturelementen, bei seiner ursprünglich durch die Natur seines Landes beförderten, nüchternen Sitteneinfalt beharrte, begnügte es sich mit jener nur einfachen Kleidung, wie solche bei übrigens abgehärtetem Körper überhaupt nur das Schutzbedürfniss gebietet. Demnach beschränkte sie sich in ältester Zeit, sicher nur wenig verschieden von der Bekleidung anderer Völker in so früher Epoche, auf eine dem Zwecke mehr oder minder geschickt angepasste Benutzung der rohen Produkte einerseits ihrer nicht unbeträchtlichen Heerden, also der Felle und der thierischen

<sup>1</sup> Vergl. bes. J. Burckhardt. Die Zeit Constantins des Grossen. S. 52 ff.; S. 59.

Wolle, anderseits, doch erst in noch weiterem Verfolg, der Erzeugnisse ihres Ackerbetriebes, vermuthlich zunächst des Hanfes und dann auch des Flachses. Hiernach bestand sie, doch kaum vor Verwendung des Hanfes, und zwar für beide Geschlechter hauptsächlich nur aus einem mässig langen Untergewande in Form eines ermellosen Hemdes zum Anziehen und einem Mantel von beträchtlicher Weite und von einer wohl schon jetzt durch das Klima von Latium mitbedingten, nationalen Gestaltung.<sup>1</sup> Zudem höchst wahrscheinlich blieb während dieser Frühzeit das Unterziehhemd — die „*Tunica*“ — und der Mantel vorherrschend den Weibern, den Männern dagegen vornämlich ausschliesslich der Mantel — die „*Toga*“ — gemeinhin

Fig. 1.



gebräuchlich. Ueberhaupt aber bedeckte dieser stoffreiche Umwurf, welcher noch später bei strenger gesinnten Römern das einzige Kleidungsstück derselben ausmachte, ganz dem römischen Anstandsgefühl gemäss, den Körper vom Hals bis zu den Füßen vollständig. In dieser Verwendung erfuhr er dann allerdings,

<sup>1</sup> S. das Nähere über dieses Gewand, die altnationale Toga der Römer, in H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. II. S. 942 ff u. a. v. O., wo neben der (auch bildlich gegebenen) Darstellung der Konstruktion, der Weise des Umwurfs u. s. f., sich die weiteren Belege für die hier ausgesprochene Ansicht finden.



nachdem eine allgemeine Verweichlichung auch bei den Männern die *Tunica* eingeführt hatte, doch ohne seine Grundgestalt zu verändern, namentlich in Hinsicht der Feinheit des Stoffs und

Fig. 2.



der Anordnung der einzelnen Faltenmassen eine der nunmehr bereits entarteten Sitte durchaus entsprechende, elegantere Behandlung. (Fig. 1 a-c). — Ausser diesen an sich einfachen Gewändern, der „*Tunica*“ und der „*Toga*“, benutzten die Römer während der hier in Rede stehenden Epoche höchstens nur noch eine zwiefache Fussbekleidung (Fig. 2). Sie bestand theils in Sandalen mit Bindebändern, theils, und so wesentlich als zur *Toga* gehörig, mithin auch hauptsächlich

nur von den Männern getragen, in dem „*Calceus*“, einer Art kurzer Socken, welche mit einem Bande befestigt wurden (Fig. 2 b). — Von einer Kopfbedeckung war kaum schon die Rede, wenn sich solcher nicht etwa verheirathete Frauen, vielleicht als ein Zeichen ihres ehelichen Standes, in Form eines einfachen Schleiertuches bedienten.

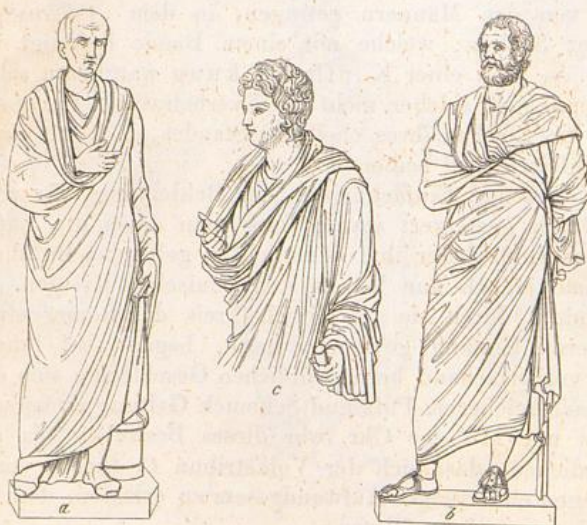
Eine derartige Einfachheit in der Bekleidung, die überdies noch dadurch gesteigert ward, dass man dabei die natürliche Weisse des Stoffs jeder ihm künstlich zu gebenden Buntheit vorzog, währte jedoch nur bis zu den punischen Kriegen. Schon bald nachdem durch sie der Gesichtskreis der Römer einen beträchtlicheren Umfang gewonnen hatte, begann bei ihnen und zunächst vorherrschend beim weiblichen Geschlechte sich das Bestreben nach reichem Putz und Schmuck Geltung zu verschaffen. Ja bereits um 215 vor Chr. war dieses Bestreben bis zu dem Grade gediehen, dass sich der Volkstribun *C. Oppius* veranlasst sah, dagegen ein strenges Aufwandgesetz zu erlassen, dem alsbald ähnliche Luxusverbote folgten.

Aber seit dem Beginne dieser Kämpfe verschwand bei den Römern und nun fast in gleichem Maasse als sie sich fernerhin über den Osten ausdehnten, zugleich mit ihrer Sitteneinfalt und Strenge, auch jeder ernstere Wille der altnationalen, nur dürftig schmückenden Kleidung getreu zu verbleiben. Dabei erfuhren dann die ihnen eigenen Gewänder, jenes Ueberziehhemd und jener Umwurf, sofern die bei allen Völkern des Alterthums übliche Kleidung auf ähnlichen Grundelementen einfachster Gestaltung und Verwendung beruhte, zwar in der Grundform nur einen

geringeren Wechsel, dagegen jedoch, wie dies auch schon bei der Toga andeutungsweise hervorgehoben ward, hinsichtlich des Stoffs und der Art der Ornamentirung eine allgemeinere Umwandlung.

Was demnach zuerst den Wechsel der Form anbetriift, so trat allmählig an die Stelle der *Toga* und des dazu gehörigen alten *Calceus*, ungeachtet dies beides nur allein dem freien Römer als solchem zuständig war und er sogar vom Staate verpflichtet blieb selbst während der Reise nur diese Bekleidung zu tragen, ja ungeachtet das Volk sich im Stolze darauf selber „*Togati*“ und „*Gens togata*“ benannte, dennoch in Folge der Unterwerfung von Hellas das freilich bequemere griechische „*Himation*“ (Fig. 3 a-c). Und als *Augustus* die Zügel des Reiches ergriff war jenes

Fig. 3.



echt nationale Römergewand bereits so völlig ausser Gebrauch gekommen, dass dieser es nunmehr sogar gesetzlich versuchte, dasselbe mindestens als das Ehrenkleid der „*Repraesentatio*“ wiederum zur Geltung zu bringen. Nächst dem aber waren im Verlaufe der Zeit gleichfalls noch andere bei den östlichen Völkern allgemein übliche leichtere Schultermäntel, wozu die „*Chlamys*“ und die „*Lacerna*“ gehörte, unter den vornehmen Römern *Mode* geworden; und ebenso hatte bis zu dieser Epoche die männliche *Tunica* nicht sowohl in ihrer Weite, als auch darin eine Aenderung er-

fahren, dass man sie meist entweder mit Schulterermeln oder wohl gar mit längeren Ärmeln versah; auch trug man schon mehrere Tuniken übereinander. — Noch grösser war der Wechsel in der Bekleidung unter den römischen Weibern zu Tage getreten, wobei nun hauptsächlich der Stoff die Hauptrolle spielte.

In Anbetracht dieses letzteren, stofflichen Wechsels, hatten darauf vor allen die siegreichen Kämpfe in Asien den bedeutsamsten Einfluss geübt. Durch sie war den Römern allmählig der ganze Schatz der von den Asiaten seit unbestimmbarer Zeit zu äusserster Pracht entfalteteten Kunstindustrie in unbeschränktem Masse dargeboten; dazu in Folge des mithridatischen Krieges und endlich durch die um 31 vor Chr. abgeschlossene Unterwerfung Aegyptens auch noch der ostindische Handel mit seinen Schätzen in einem gleichen Umfange geöffnet worden. Demnach

Fig. 4.



hatte man die für die heimische Bekleidung althergebrachten thierischen Wollenstoffe, und wie gesagt, vornämlich das weibliche Geschlecht, theils mit den aus Aegypten bezogenen Linnen oder mit den auch von Indien herübergeführten feinsten Baumwollengeweben, andernteils wohl selbst mit den von den Inseln Kos und Amorgos für ausserordentliche Summen gelieferten, übel berüchtigten Florgespinnsten vertauscht (Fig. 4). Ueberdies waren die ferner durch jenen Handel nach Rom hin verbreiteten persisch-indischen Tücher, desgleichen seidene

Zeuge und — abzusehen von der farbigen Buntheit, welche die Mehrzahl dieser Artikel im Gegensatz zu der Weisse der volksthümlich römischen Gewänder besass — die Fülle kostbarer indischer Edelsteine, daneben vor allem die denn auch zu meist hochgeschätzten indischen Perlen der Prunksucht zu Gute gekommen. Am längsten behielt man den heimischen, gröberen Stoff für das Männergewand, die „Toga“, bei, doch musste auch dieser noch während der Republik jener zarten animalischen Wolle weichen, die man nun meist von *Milet* und von *Samos* bezog; nur

in der Farbe erlitt dies Gewand, wie es scheint, keinen eigentlich durchgreifenden Wechsel (vergl. S. 7).

In rascher Zunahme des dadurch bereits auf die Höhe äusserster Verschwendung getriebenen Luxus, gesellte sich zu dem allen noch der Prunk mit goldenen oder mit goldenen Fäden durchwirkten, sogenannten attalischen Prachtgewändern und mit an Kostbarkeit jedweden anderen Stoff weit überbietenden echten purpurnen Kleidern. Auch hatte nun solcher Aufwand und zwar insbesondere der letztere schon gegen das Ende der Republik einen derartig bedenklichen Umfang gewonnen, dass es dann *Caesar* unerlässlich erschien, ihn durch ein detaillirtes Gesetz zu beschränken. Jedoch war jetztmehr die Neigung dazu schon so gross, dass sie kein Verbot mehr aufzuhalten vermochte, wie sich denn auch fortan fast alle späteren kaiser mit ähnlichen Aufwandsgesetzen vergeblich bemühten. —

Auf diesen Punkt des Aufgebens der heimischen Kleidung zu Gunsten der fremden, von fernher bezogenen Gewänder waren die Römer unter dem ihre Sitte zersetzenden Einfluss des bereits an und für sich asiatisirten Hellenismus gelangt, als mit *Augustus* die Kaiserherrschaft begann. Obschon sich nun dieser, wie wenigstens aus der berührten Verordnung desselben über die römische Toga im Allgemeinen hervorzugehen scheint (S. 8), die Wiederaufnahme der altnationalen Tracht, wenn gleichwohl nur äusserlich, angelegen sein liess, blieb dies jedoch ohne irgend nachhaltigen Erfolg. Er selbst war schon so sehr ein Kind seiner Zeit, dass er sich nicht mehr mit einer Tunik begnügte, ja sogar häufig vier Untergewänder trug. Alles was er somit durch solches Bemühen denn wohl in der That noch zu erreichen vermochte, vielleicht indem er den Stolz der Römer wach rief, dürfte sich (und zwar hauptsächlich auch nur für die Männer) auf eine einstweilen noch mehr nach griechischem Muster als nach asiatischem Vorbild bemessene Pracht und eine doch höchstens nur conventionelle Verwendung jenes echt römischen Mantels eingeschränkt haben. Im Uebrigen hatte bereits längst vor dieser Zeit die Eitelkeit und ein-stutzerhaftes Gebaren selbst über ernstere Männer so völlig gesiegt, dass Einzelne, wie z. B. der Redner *Hortensius*, täglich mehrere Stunden zur Fältelung ihrer weitbauschigen Toga am Spiegel zubrachten; und heisst es sogar von diesem Redner ausdrücklich, dass, als ihm einst Jemand mitten im Volksgedränge unvorsichtig die zierlichen Falten verschob, er diesen solcher Verletzung wegen verklagte. — Auch war bei den Männern noch während der Republik ein Aufwand mit Ringen in beträchtlicher

Zahl, die zierlichste Anordnung des Haares und Bartes und eine oft überaus kostbare Fussbekleidung zur allgemein vornehmen Mode geworden.

Dagegen hatte nun aber unter den Weibern der reichen und vornehmen Stände der Prachtaufwand in seltenen Stoffen und kostbaren Schmuckgegenständen auch schon bis zu dieser Epoche einen kaum mehr zu überbietenden Grad des Luxus erreicht. Blieben dann gleichwohl auch sie, entsprechend den Männern, zunächst noch mehr den griechischen Moden geneigt, lag dieses wesentlich darin, dass eben jene, soweit es das weibliche Geschlecht anbetraf, bereits zu hohem Prunke gesteigert waren.<sup>1</sup> Doch traten dazu auch noch bei den römischen Weibern in durch-

Fig. 5.



aus gleichem Verhältniss, in welchem sich bei ihnen mit zunehmender Emancipation allmählich jedes Gefühl der Scham verlor, die feilsten und niedrigsten Künste der Coquetterie und die des weitesten Toilettegeheimniss. Wie sie demnach oft unermessliche Summen für reich mit Edelsteinen besetzten Schmuck, für Ohrgehänge, Halsketten und Diademe, für Armgeschmeide, Gürtel und vorzugsweise für echte indische Perlen verschleuderten, verschwendeten sie nicht minder in Untergewändern von schleppender Länge und kostbarer Ausstattung durch langen Falbel und überreiche Bordüren, in feinsten (häufig gemusterten) Umwurfkleidern, in wallenden Schleiern von gazeartigem Gewebe, in reizvollem Bindeschuhwerk und dergl. mehr (vergl. Fig. 5). Zur Wiederbelebung ihrer geschwundenen Reize bedienten sie sich der mannigfaltigsten Schminken und anderer, zum Theil selbst Ekel erregender Mittel; ebenso für die

Verschönerung der Gestalt zahlreich Binden und Polster, und, zum Ersatz des bereits schwachen oder gar mangelnden Haars, theils einzelner Flechten, theils künstlich beschaffter Perücken, wozu man nunmehr das dazu nöthige Haarwerk, aus Modethorheit, selbst von den Germanen bezog. Hierbei bildete dann wesentlich auch der Wechsel in der Anordnung ein

<sup>1</sup> S. das Nähere darüber bei H. Weiss. Kostümkunde. II. S. 717 ff.

Hauptgegenstand ihrer Putzsucht, so dass sie darin fast täglich zu neuen Gestalten und häufig zu den verwunderlichsten, völlig dem Rococo ähnlichen Formen gelangten. —

Solcher also bis auf die Zeit des Augustus bereits zu dieser Höhe getriebene Aufwand war aber gleichwohl nur ein glänzendes Vorspiel zu der nun unter den folgenden Imperatoren sich mit dem steigenden Reichthum der Kapitalisten zum förmlichen Luxusschwelgen verlierenden Verschwendung. Gehörte schon gegen das Ende der Republik, um eben nur als bemittelt gelten zu können mindestens eine feste Vermögenssumme von zwei Millionen Sesterzen (nach heutigem Gelde 143,000 Thaler) — während sich jedoch auch schon in gracchischer Zeit das Vermögen des Consuls *Publius Crassus* auf 100 Millionen Sesterzen, auf nicht weniger als 7 Millionen pr. Thaler, belief —, nahm jetzt das Besitzthum der zahlreichen Geldspeculanten und zwar im

Fig. 6.



schröffsten Gegensatz gegen die Masse in einem dergestalt steigenden Maasse zu, dass Einzelne von ihnen trotz unbegrenzter Vergeudung es nicht mal vermochten sich wirklich zu ruiniren. Ein derartiger Reichthum musste dann aber wohl auch bei dem ja sonst schon völlig zerrütteten Zustand aller gesellschaftlichen

und sittlichen Bande schliesslich den letzten Rest alter Sitte vernichten: Indem man sich fortan mit ungemessenen Summen in Herstellung von Palästen, von Villen und Gärten und namentlich in Beschaffung von üppigen Gastmalen immer mehr der Verweichlichung hingab, nahm man gleichmässig, ganz diesem Leben entsprechend, auch mehr und mehr echt asiatische Bekleidung an. Von den römischen Weibern war dies allerdings, da sie, wie gesagt, seit lange die reicheren Gewänder der griechischen Frauen auf sich übertragen hatten, die letzteren indess schon seit Alexander dem Grossen vorherrschend dem Muster der Orientalinnen folgten, bereits, wenn so auch nur mittelbar, geschehen. Ihnen blieb es daher auch für die Folge nur noch überlassen, höchstens durch Raffinement hinsichtlich des häufigen Wechsels der seltensten Stoffe und deren Verwendung nach augenblicklicher Laune und einer Ueberladung mit kostbarem Schmuck ihren Aufwandsgelüsten Genüge zu thun (vgl. *Fig. 6 a-c*). Dabei überschritten sie nun aber auch jede Grenze von Schamhaftigkeit und Weib-

*Fig. 7.*

lichkeit überhaupt; und wenn von den Trachten der asiatischen Weiber die zwar oft nur für den niederen Sinnenreiz berechneten Gewänder immerhin noch darin eine Entschuldigung beanspruchen können, dass jene Weiber als Sklavinnen ihrer Herren allein auf die Frauengemächer verwiesen sind, fanden die Römerinnen der Kaiserzeit, in welcher denn freilich „die Keuschheit mehr als ein Vorwurf, denn der Ehebruch als eine Schande galt“, durchaus keinen Anstand, sich ähnlicher lüsterner Kleider im allgemeinen Gesellschaftsverkehr zu bedienen (vergl. *Fig. 4*). — Im Ganzen indess, wie aus dem Gesagten erhellt, konnte sich nunmehr jene erwähnte Aufnahme im Grunde genommen nur noch auf die Männer erstrecken.

Von jetzt an vertauschten auch diese ihre bisher zumeist noch von mässiger Länge getragene Tunik mit einer eben durchaus nach asiatischem Vorbilde den Körper bis zu den Füßen verhüllenden, mit langen Ärmeln versehenen „*Tunica talaris*“ (*Fig. 7*). Ausserdem wurde die eigentlich römische Toga, die ja über-

haupt schon der Zeit des Augustus nur noch als ein lästiges Ceremonialkleid galt (S. 8), endlich auch selbst noch dieser Bedeutung beraubt und schliesslich von jenen bereits früher erwähnten fremdländischen Mänteln — dem leichten „*Himation*“, der sogenannten „*Toga Graecanica*“, und den noch weniger beschwerlichen Schulterumhängen, wie der „*Chlamys*“ als „*Sagum*“ und „*Sagulum*“, der eleganten „*Lacerna*“ und der zwar ursprünglich nur als ein Schutzkleid benützten, dann aber auch reicher entwickelten „*Paenula*“ (Fig. 8 a-d) — gänzlich verdrängt. Natürlich dehnte sich dieser Wechsel zugleich nicht minder, wie bei den Weibern, sowohl auf den Stoff als auch auf die Färbung der Kleider und wiederum

Fig. 8.



auch auf die Fussbekleidung und auf die Anwendung seltner und kostbarer Schmuckgegenstände aus, in welchem allen es alsbald einzelne Stutzer sogar den üppigsten Frauen zuvor zu thun suchten.<sup>1</sup>

Der kräftigste Anstoss zu einer noch weiteren Verbreitung der orientalischen Kleidung unter den Männern wurde dann ferner durch das Beispiel des wüsten *Heliogabalus*, des jedem Laster fröhnenden Priesters von Emesa gegeben, nachdem derselbe 217 nach Chr. den vielfach entehrten römischen Thron einnahm. Er selbst war sich der weibischen Ueppigkeit seiner äusseren Erscheinung so sehr bewusst, dass er es dem doch schon hinlänglich asiatisirten und tief entarteten römischen Volk gegenüber nichtsdestoweniger für zweckmässig anerkannte, dasselbe, bevor

<sup>1</sup> Vergl. insbes. die Stellen bei C. Meiners. Geschichte des Verfalls der Sitten u. s. w. S. 150 ff.



er als Kaiser die Stadt betrat, durch eine bildliche Darstellung seiner Person mit solchem niederen Pompe bekannt zu machen. Auf diesem Bilde, das seinem Befehle zu Folge der Senat im Tempel der Siegesgöttin über deren Altar ausstellen musste, erschien er in seinem überreichen Ornat als Sonnenpriester und zwar in weiten und langen, flatternden, golddurchwirkten seidenen Gewändern. Den Kopf bedeckte eine hohe *Tiara* — eine goldene kegelförmige Mütze — wie solche die persischen Könige zu tragen pflegten; Hals und Arme zierten aufs Reichste mit Perlen und Edelsteinen besetzte, goldene Spangen; auch waren seine Augenbrauen geschwärzt und seine Wangen mit Roth und Weiss geschminkt (Dio LXXIX. Herodian V). —

Obschon nun der ernstere Senat und mit ihm wohl sicher noch viele aus den anderen höheren Ständen beim Anblick einer derartigen Entmännlichung das Schmäbliche ihrer eigenen Entwürdigung fühlten, vermochte man dennoch Nichts dagegen zu thun. Ja während der wahrhaft unsinnigen Regierung des Kaisers mussten es sich auch selbst die vornehmsten Römer als eine gar höchste Ehre gefallen lassen, ihn bei seinen Prozessionen und Festen in völlig phöniciischer Tracht bedienen zu dürfen. Indess, was eben nur zwangsweise geschah, wurde bei der zugleich unter der knechtenden Herrschaft dieses Wüstlings gänzlich versumpfenden Sitte allmählig Gewöhnheit und allgemeinerer Gebrauch, und dies um so eher, als sich auch schon frühere Kaiser, wie unter anderen der tolle *Caligula*, mit gestickten Gewändern und überhaupt ganz nach Weiberart ausgeputzt, dem römischen Volke öffentlich dargestellt hatten. —

Von dieser Zeit an bis etwa gegen das Ende der Oberherrschaft des sparsamen *Aurelian* (270—275) wendete sich der Kleideraufwand der Römer vorzugsweise der aus dem fernsten Osten, aus „*Sericum*“, für überschwengliche Summen bezogenen seidenen Gewänder und Stoffe zu. Zwar waren dergleichen Gewänder wohl auch schon lange vor dieser Periode, vermuthlich bereits seit den griechisch-asiatischen Kriegen, in die Weltstadt gelangt, doch immer nur als vereinzelte Seltenheit von nicht zu ermessendem, unschätzbarem Werth; höchstens hatten es damals die Reichsten vermocht entweder halbseidene Zeuge („*Subserica*“) oder doch nicht minder kostbare Gewebe, bei denen der Aufzug aus irgend welchem Gespinnst und nur der Einschlag wirklich aus Seide bestand, die „*HolosERICA*“ hiessen, zu erwerben, wogegen die rohe Seide oder „*Metaxa*“, als auch die gesponnene „*Memasericum*“ wahrscheinlich nicht lange vor dem Beginn der Regie-

zung des Heliogabalus förmlich eingeführt ward. Bis dahin war man ausserdem vermuthlich nur noch zumeist auch auf bereits fertige seidene Kleider, wie gerade solche der Zufall darbieten mochte, und also auf deren Verwendung verwiesen gewesen, während zugleich mit der Einführung der rohen Seide auch deren selbständige Benützung begann. Dies alles unter dem Einfluss der Pracht jenes Kaisers, welcher stets ganzseidene Gewänder trug, hatte eben denn auch diesen Luxus begünstigt, so dass derselbe unter den vornehmen Männern bereits bis zu der Epoche *Aurelians*, ungeachtet man noch zu dessen Zeit ein Pfund Seide mit einem Pfund Gold aufwog, dennoch allgemeinere Verbreitung fand, die dann aber hiernach in weitestem Maasse zunahm.

Indem sich der also höchst gesteigerte Aufwand und zwar bei beiden Geschlechtern ziemlich gleichmässig an den kostbarsten Putzartikeln des Orients gewissermassen bis zur Leere erschöpfte, suchten sowohl die Frauen als auch die Männer in der so bei ihnen gesteigerten Sucht nach Neuem endlich auch jene auffälligen Besonderheiten, welche die Trachten anderweitiger Völker, als der Germanen, der Gallier und der Hispanier, wie überhaupt aller „barbarischen“ Stämme gewährten, mit in das Bereich ihrer Modelaune zu ziehen. War den Römern auch wohl schon in dieser Beziehung bereits durch einzelne ihrer früheren Kaiser nicht römischen Blutes, durch deren vorherrschende Neigung zu der ihnen angestammten volksthümlichen Kleidung, wie etwa durch den nach seinem gallischen Kleide benannten „*Caracalla*“ u. A. manche fremdartige Gewandung zugeführt worden, fingen sie, wie es scheint, jedoch in der That erst nach dem Tode *Aurelians* damit an, sich auch in häufigerem Wechsel entweder gemischt oder wohl ganz nach barbarischer Art zu bekleiden. So wird schon gleich von dem Nachfolger *Aurelians*, dem sonst durchaus ernsten und würdigen *Tacitus* ausdrücklich erzählt, dass er sich auf einem Bilde fünfmal in verschiedener Tracht habe darstellen lassen,<sup>1</sup> — zugleich ein Beweis, welchen Werth mehr man jetzt darauf legte.

Bei einem solchen fast mummenspielähnlichen Bestreben konnte es wohl selbstverständlich nicht fehlen, dass man allmähig auch die bei den Donauvölkern, wie bei den gallischen und britanischen Stämmen seit jeher üblichen Beinbekleidungen aufnahm. Im römischen Heere war diese Art der Bekleidung, wenn

<sup>1</sup> Florian. *Histor.* August c. 3.

gleich zunächst nur in Form von engeren Kniehosen schon seit den nordischen Kriegen gemeinhin gebräuchlich; seit jener hier in Rede stehenden Epoche scheint indess auch diese dem strengeren Altrömerthum als seiner völlig unwürdig gegoltene Tracht selbst auch im allgemeinen städtischen Verkehr wirklich als Mode zur Geltung gekommen zu sein. So viel ist wenigstens sicher, dass sämtliche Truppen während der Zeit bis auf *Constantinus* den Grossen ihre Kniehosen sogar mit Pluderhosen vertauschten und dass *Honorius*, nachdem derselbe im Jahr 395 den Kaiserthron des abendländischen Reiches bestiegen hatte, den römischen Bürgern das Tragen der Beinbekleidung innerhalb des Stadtbezirkes verbot (vergl. *Fig. 9*). — Inzwischen waren die Vornehmen ausserdem, bei ihrer zunehmenden Schwäche und Weichlichkeit, zur Anwendung von wärmenden Leibbandagen, von langen Halsbinden und dergl. geschritten.

Fig. 9.



Als *Diocletian* die Zügel der Herrschaft ergriff, lagen diesem wohl wichtigere Dinge ob, als sich mit Reformen der Kleidung befassen zu können. Dennoch war es ihm durchaus nicht entgangen, wie dass bei dem alles ertödtenden sinnlichen Zustand, in welchem er das römische Volk vorfand, gerade die Art und Weise der äusseren Erscheinung von ausserordentlicher Bedeut-

samkeit sei. Unfehlbar vornämlich von diesem Gesichtspunkt geleitet, dabei zugleich dem asiatisirten Geschmacke der vornehmen römischen Welt vollständig entsprechend, führte er bei sich selbst das ganze Gepränge des orientalischen Kaiserhofes ein. Demgemäss zog er sich fortan, jeden Verkehr mit seinen früheren Freunden sorgfältig vermeidend, mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit zurück. Jeder der sich ihm nahte wurde gehalten, sich vor ihm auf den Boden niederzuwerfen; auch umgab er sich mit zahlreichen Eunuchen. Indem er sich dann auch statt mit dem purpurnen Mantel, als dem bei fast allen früheren Imperatoren (höchstens mit Ausnahme einiger wahnsinnigen Herrscher) einzigen kleidlichen Zeichen ihrer Staatswürde, mit seidenen golddurchwirkten Purpurgewändern, mit reich mit Perlen und Steinen besetzten Schuhen, mit einer weissen mit Perlen verzierten Kopfbinde, mit goldenen Armspangen u. s. w. schmückte, erhob er diesen nun völlig asiatischen Pomp zugleich zum officiellen Kaiserornat. Als solcher ging dieser Schmuck auf *Constantin* über, der ihn noch reicher ausbildete.

Mit der durch *Diocletian* vollzogenen Umwandlung des Kaiserhofes und seines Ceremoniells stand eine Umformung der inneren Staatsverwaltung und des Beamtenwesens ganz nach dem Muster der Militärverfassung in nächster Verbindung, die gleichfalls auf die äussere Erscheinung rückwirkte. Auch hierbei und vorzugsweise in letzter Beziehung folgte der Kaiser demselben Gesichtspunkt, wie dort. Wie nun einmal das Römerthum vor ihm lag, mochte er wohl zu dessen möglicher Hebung eben durchaus kein geeigneteres Mittel erkennen, als die Einführung einer maschinenmässig streng ineinander greifenden Bureaukratie, welche sich der Masse des Volks gegenüber auch äusserlich als eine zwar untereinander bestimmt rangirte, doch auch zugleich als eine für sich geschlossene Körperschaft charakterisirte. Zwar entbehrte selbst wohl die frühesten Verwaltung des römischen Staates nicht jeglicher Amtsinsignien, doch waren diese mindestens seit *August*, wesentlich aber unter dem späteren Bestreben der niederen Stände nach Gleichberechtigung Aller bis zu dem Grade verallgemeinert worden, dass auch schon der Kaiser *Severus* die Feststellung einer Kleiderordnung beabsichtigt hatte. Jene Insignien bestanden der Hauptsache nach: für die Senatoren in einer weissen, längs der vorderen Mitte mit einem breiten purpurnen Streifen verzierten Tunica, der sogenannten „*Tunica laticlavata*“, welche man ungegürtet zu tragen pflegte; für die „Ritter“ in einer ähnlich, mit zwei Purpurstreifen geschmückten „*Tunica*

*angusticlavia*“; dazu für diese und jene in einem ringsum mit Purpur besetzten Umwurf, der „*Toga praetexta*“. Sodann für die späteren Beamten, als den Dictator, den Consul, den Prätor, den Quästor u. s. w., theils gleichfalls in jenem ringsum bordirten Mantel, theils in einem ganz purpurfarbenen Umwurf, theils (so für den Consul beim Amtsantritt) in den höchst kostbaren Triumphalgewändern, der reich gestickten „*Tunica palmata*“ und „*Toga picta*“, nebst goldenem Schuhwerk und Scepter.<sup>1</sup>

— Alle diese Abzeichen wurden vermuthlich nunmehr entweder völlig bei Seite gesetzt oder doch vielfach ornamental verändert. Letzteres scheint dann vornämlich nicht sowohl mit den bezeichneten Consulargewändern, sofern man diese noch kostbarer ausstattete (*Fig. 10*; vgl. *Fig. 52*); als noch vielmehr mit jenen Purpurborduren der beiden Arten von Tuniken und hier wieder besonders mit dem nur einfachen purpurnen Streifen, dem „*latus clavus*“ der eigentlich amtlichen Senatortunik der Fall gewesen zu sein.<sup>2</sup> Ja folgt man den einzelnen monumentalen Abbildern römischer Magistrate und anderer gerade nicht beamteter

Fig. 10.



römischer Bürger und selbst denen vornehmer römischer Weiber, wie solche allerdings erst aus jüngerer Zeit in nicht geringer Anzahl erhalten sind, ergibt sich immerhin so viel als nicht zu bezweifeln, dass etwa bis zum Beginn des vierten Jahrhunderts eine oft reiche Verbrämung der Tunica mit doppelten Streifen zur herrschenden Modetracht (*Fig. 11 a. b*), der officielle „*latus clavus*“ dagegen zu einem nur auf den Mantel gehefteten, vermuthlich je nach dem Range des damit geschmückten mehr oder minder mit goldenem Stickwerk verzierten, meist viereckten

<sup>1</sup> Vergl. das Einzelne über alle diese Insignien und ihre Vertheilung bei H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. II. S. 1031 (III) ff. — <sup>2</sup> Nur so vermag ich mir den Unterschied zwischen den von älteren Autoren beschriebenen und den auf späteren Monumenten erscheinenden „*latus clavus*“, worüber sehr verschiedene Meinungen herrschen, zu erklären.

dunkelen Purpurs geworden war (vgl. *Fig. 12*; *Fig. 52*). Ausserdem kam bis auf die Zeit *Constantins*, welcher auch diese rein äusserliche Umwandlung im Grunde genommen erst völlig zum Abschluss brachte, eine breite — ob purpurne? — Schulter-schärpe als ein besonderes Insignum in Gebrauch (*Fig. 13 a-c*).

*Fig. 11.*



Der allgemeine Entwicklungsgang der Tracht hatte nicht minder auch deren besondere Bezüge innerhalb des engeren privatlichen Lebens, somit des rein gesellschaftlichen Verkehrs, in gleichem Verhältniss, in dem sich das römische Wesen von seiner Simplizität entfernte, berührt. Demnach war man allmählig auch dahin gelangt, dass man ganze Schwärme von möglichst reich ausgestatteten Sklaven unterhielt, und für den Zweck der gegenseitigen Bewirthung, je nach den einzelnen Jahreszeiten verschieden, kostbare Gesellschaftskleider zur Mode erhob. Selbst die Trauerkleidung entging dem nicht; denn während man die Bestattung an und für sich durch einen jedes Maass übersteigenden Geldaufwand zu einem der üppigsten Schaugepränge entweihte, vertauschte man im Verlaufe der Kaiserzeit die früher üblichen dunkelen Trauergewänder gegen lichte und weisse Gewandungen um. Ingleichen verschwand der alterthümliche und mit durch sein Alter wohl würdige bräutliche Schmuck unter der Last willkürlich gewählten Pompes und zwar noch um so schneller, je mehr man anfang, die Ehe nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten.

Nicht weniger ersichtlich war diese Entartung dann aber auch an der empfindlichsten Stelle des staatlichen Lebens, beim römischen Heer, durch ein allmähliges Aufgeben der älteren, schweren und allerdings nicht sehr bequemen Ausrüstungsweise der Truppen zu Tage getreten.

Fig. 12.



Von einer vermuthlich in vorhistorischer Zeit bei denselben vielleicht nach etruskischem Vorbild durchgängiger üblich gewesen Schutzbewaffnung mit aus dem Ganzen gefertigten Plattenharnischen dürfte man wohl, bei steter Vermehrung der Massen und des dadurch gesteigerten Kostenaufwandes, bereits im früheren Verlaufe der Republik mehr und mehr zurückgekommen sein. Schon während der Kriege Cäsars, und dann noch entschiedener seit dem Beginn der vollendeten Kaiserherrschaft, hatte man eine solche kostbare Bewaffnung

mindestens bei den untergeordneten Kriegern auf eine ein-

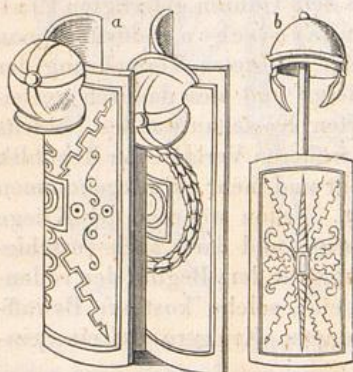
Fig. 13.



fachere Bedeckung eingeschränkt. Diese Bedeckung bildeten vorzugsweise theils reifenförmige Schienen um Brust und Rücken

nebst einem dem entsprechenden Schulterschutz, theils lederne Jacken, theils, aber wohl mehr nur vereinzelt, kurze orientalische Schuppenharnische und von den Galliern entlehnte, höchst wahrscheinlich aus kleinen metallenen Ringen gefertigte Röcke. Dazu waren an Stelle der vielleicht früher ebenfalls wieder nach etruskischem Muster vorherrschend gebräuchlich gewesen erzenen Helme, lederne nur mit Erzbügeln beschlagene Kappen, und statt der einst beliebten grossen Kreisschilde, theils lange halbcylinderförmige Wehren (*Fig. 14*), theils, wie es scheint als Nachahmung griechischer Sitte, kleine Rund- und Ovalschilde eingeführt worden.

Fig. 14.



Ebenso hatten die einzelnen Angriffswaffen, wenn schon nicht in gleichem Maass, manchen Wechsel erfahren. Hierhin gehört vor allen die Umwandlung, welche bereits seit *Camillus* der alte Wurfspieß zu dem fortan so gefürchteten „*Pilum*“ erhielt, und ferner, dass man seit den punischen Kriegen neben dem älteren Schwert das spanische, den sogenannten „*Gladius Hispanus*“, annahm. Zudem wurde es, jedoch erst seit *Vespasian* üblich, ausser

dem Schwert ein kürzeres Messer zu führen — ein Umstand, der nun wieder Veranlassung gab, dass man das vordem stets an der linken Seite getragene Schwert, durch jenes Messer ersetzend, an der rechten Seite befestigte. — Im Gegensatz zu dem Wechsel in der Bewaffnung scheint dann die eigentliche Kleidung der Truppen, sieht man von der vereinzeltten Nachricht ab, welcher zufolge das Heer in ältester Zeit durchgängig in hochaufgeschürzten Togen focht, keine durchgreifende Umwandlung erfahren zu haben. Jene Kleidung bestand bis zur jüngsten Epoche, hier nur mit Einschluss der oben berührten Beinkleider (S. 16), aus der (dann später mit langen Ärmeln versehenen) gewöhnlichen kürzeren Tunik, aus einem zumeist viereckig gestalteten Schultermantel, dem „*Sagum*“, und einem mit Nägeln beschlagenen Bindschuhwerk.

Dergestalt war die Rüstung der Römer beschaffen, als es noch einmal dem Feldherrentalente *Trajan's*, jedoch nur mit grösserer Anstrengung gelang, dieselben zu einer Kriegstüchtigkeit zu er-



heben, an die sie seit *Augustus* kaum selbst mehr geglaubt. Indess war dies auch gleichsam das letzte Aufflackern ihrer einst unbezwinglichen Siegeskraft. Schon nach dem Tode jenes gefeierten Herrschers, noch während der Regierung des *Hadrians*, der überdies vor allem den Frieden liebte, kündigte sich die frühere Schwäche des Heers und zwar jetzt nur noch um so entschiedener an, als eben jene erwähnte Kriegstüchtigkeit ja überhaupt nur erzwungen gewesen war.

Fortan nun verliessen die Truppen immer mehr und mehr auch jene noch zu der Zeit des *Trajan*s allgemein üblichen schweren Rüstungsstücke. Indem dann *Hadrian* selbst zugleich mit aus

Fig. 15.



Prunksucht der durch ihn wieder zum eigentlich römischen Heere, zu der „Legion“, geschlagenen Reiterei das Tragen eiserner vergoldeter Helme mit einem Visir nebst rothem Federbusch, und statt des früher gebräuchlichen starken Harnisches, die Anwendung rother, verzierter „kimmerischer“ Röcke und anderweitigen tändelnden Schmuckes gewährte (vergl. *Fig. 15*; *Fig. 16*), vertauschten denn auch die Massen der niederen Truppen die ihnen lästig werdende Schutzbewaffnung theils gegen lederne oder filzene Wämser, theils gegen leichte „pannonische“ Hüte um (vergl. *Fig. 17*). Unter dem Einfluss steter Verweichlichung liessen sie es sich endlich wohl überhaupt vorherrschend nur noch an Benutzung des kleinen Rundschildes und an der Ausstattung mit den ihnen zuerkannten zahlreichen metallenen Ehren-

abzeichen genügen (Fig. 18 a. b), oder sie zogen wohl jeglicher

Art von Schutz die freilich bequemere, volle Schutzlosigkeit vor (vergl. Fig. 9. S. 17). —

Fig. 16.



Schliesslich erfuhren im allgemeinen Verlauf auch die wenigen Insignien der römischen Priester nach ihrer Form und Bedeutung einigen Wechsel. Im Uebrigen aber beschränkten sich diese Abzeichen schon gleich nach dem Beginne der Republik, soferne in Folge derselben das Priesterthum mehr den Charakter der Magistratur erhielt, auch wesentlich nur auf deren besondere Abzeichen und zwar vornämlich auf die „*Toga praetexta*“ (S. 19). Somit waren aber auch diese Insignien an sich gewissermassen sofort aus dem engeren Bereich religiöser Weihe und kultlicher

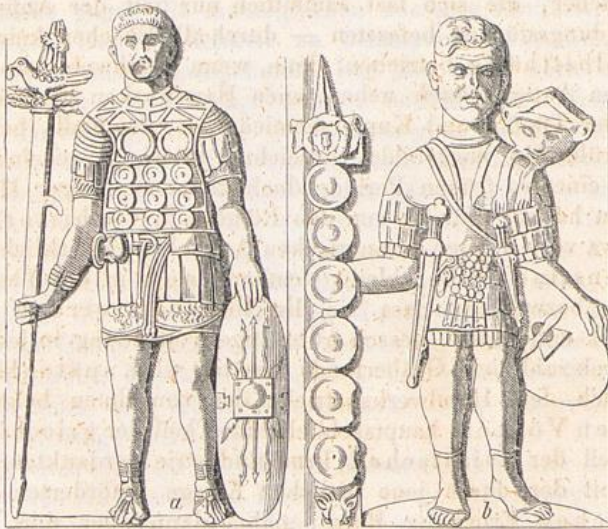
Fig. 17.



Anschauungsweise in das des rein staatlichen Lebens gezogen worden. Und hiernach vermochten sie späterhin die ihnen viel-

leicht urthümlich eigene Geltung wohl noch um so weniger dauernd in Anspruch zu nehmen, als sich die Römer bei dem ihnen angestammten Pantheismus bereits seit sehr früher Zeit den ihnen aus der Fremde entgegen getragenen Cultussystemen williger überliessen oder doch diese mit ihrem Cultussysteme zu einem

Fig. 18.



wirren Mischkultus zusammen warfen. Einmal auf Grund einer solchen Göttervermischung, dann aber und gerade vorzugsweise in Rücksicht auf die hier dadurch zu Gunsten der üppigsten, mittelasiatischen und aegyptischen Culte immer weiter getriebenen Negation jegliches wahrhaften Glaubens überhaupt steht denn hinsichtlich jener Insignien wohl zu vermuthen, dass sie sich mehr und mehr unter den reichen Ornaten der mit diesen Culten nach Rom eingewanderten Priester entweder zum Theil oder in der That gänzlich verloren. —

#### Das Geräth.

Die Ausbildung des geräthschaftlichen Komforts ging mit der Entwicklung der Kleidung Hand in Hand. Indess vielleicht gerade auf diesem Gebiete dürfte schon eher, als in der Bekleidung, ein unmittelbarer Einfluss der bereits seit unvordenklicher Zeit zu besonderer Blüthe gelangten industriellen Bethätigung der

alten Etrusker<sup>1</sup> zur Geltung gekommen sein. Es lässt sich dies wenigstens um so gewisser annehmen, als die Römer mit Ausnahme weniger Gewerke — so des bei ihnen vermuthlich seit ältestem Datum selbst innungsweise gebundenen Tuchmachergewerks, des sogenannten „*Collegium textorum panni*“, dann des Gewerkes der Walker, „*Fullonia*“, der Färber, der Gerber und Schuhmacher, die sich fast sämmtlich nur mit der Anfertigung von Kleidungsstücken befassten — durch alle Epochen kein Handwerk selbstthätig betrieben; denn, wenn gleichwohl von einigen römischen Autoren auch neben jenen Handwerken noch die Gewerke der Töpfer und Kupferschmiede als gleichfalls bei ihnen schon frühzeitig ausgebildet bezeichnet werden, scheinen sich diese in einer so frühen Periode doch kaum zu einiger Höhe erhoben zu haben. Für die von den Römern in vorhistorischer Zeit etwa verwendeten mannigfachen Artikel einer wirklich höheren Kunstindustrie, bleibt demnach auch in der That nicht wohl zu bezweifeln, dass sie dieselben dem etruskischen Handwerk entlehnten, dessen frühzeitige Vollendung in jedwedem Stoff durch zahlreiche Gräberfunde bestätigt wird, später hingegen vornämlich dem Handwerksbetriebe der von ihnen bekämpften östlichen Völker, hauptsächlich zum Theil der griechischen, zum Theil der asiatischen Prachtindustrie verdankten. Hiernach, mit der durch jene östlichen Kriege beförderten grossstädtischen Erhebung Roms, nahm dann aber dort solcher Luxus sehr bald Ueberhand. Zudem waren eben seit diesen Kämpfen, gerade zu Gunsten der Steigerung solches Aufwandes, aus dem Osten zahlreich geschickte Handwerker, darunter hauptsächlich Griechen, nach Rom übersiedelt, so dass denn den Römern die früher wohl nur durch den Handel zu ihnen gelangten Gegenstände der Art sofort am Orte selbst dargeboten wurden. Bei der allmählig zum Aeussersten hin geschraubten, oft renommistischen Geldverschleuderung mochte indess allerdings dann auch dieser Umstand durchaus nicht hindern, dass die Vornehmeren noch fernerhin dergleichen Luxusartikel, obschon mit bei weit enormeren Kostenaufwande, durch den überseeischen Handel erwarben. —

Der hierauf bezügliche Umschwung altrömischen Sinnes äusserte sich verhältnissmässig am frühesten, um das Jahr 290 vor Chr., in einem Prunken mit silbernem Tafelgeschirr. Obschon dies zunächst, wie nicht zu bezweifeln ist, nur ziemlich schüchtern und

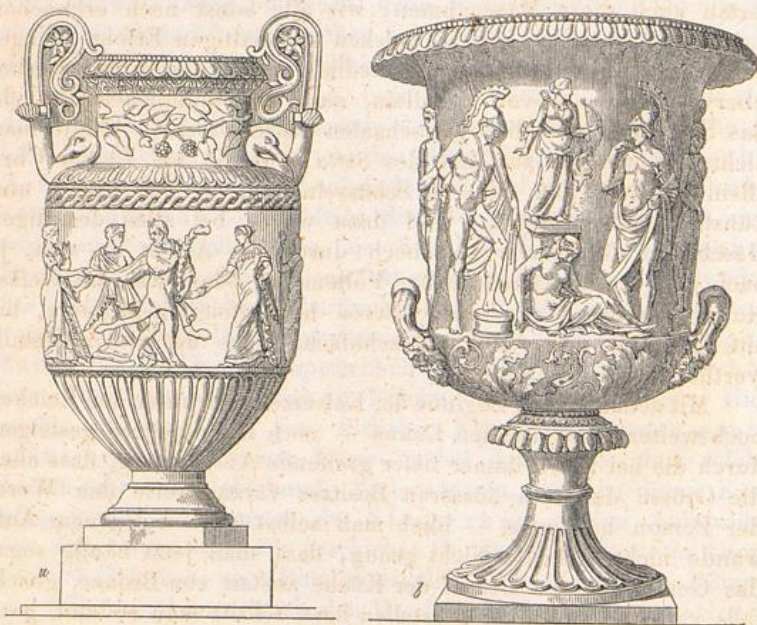
<sup>1</sup> S. das Nähere darüber in H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. II. S. 1268 ff.; S. 1277 ff.

vereinzelt auftrat, fiel es der immer noch strengen Staatsverwaltung doch gleich in so bedrohlicher Weise auf, dass letztere der weiteren Verbreitung dieser Entartung noch in demselben Jahr und nicht lange nachher, so um das Jahr 277, durch strenge Maassnahmen Schranken zu setzen suchte. Indess wie nun einmal seit der beredten Epoche das römische Wesen sich überhaupt nicht mehr gegen die mannigfachen äusseren Einflüsse in seiner nüchternen Ursprünglichkeit zu behaupten vermochte, blieben fortan auch diese Maassnahmen, wie alle sonst noch erlassenen Luxusverbote, ohne irgend welchen nachhaltigen Erfolg. Ungeachtet der Strenge mit der die Aedilen gerade dieses Silberverbot überwachten — wovon sie allein, nach alterthümlichem Brauch, das Salzgefäss und die Opferschaalen ausschlossen — zählte man nichtsdestoweniger zur Zeit des *Sulla*, von 83 bis 79 vor Chr., allein in Rom 150 silberne Schüsseln von je 100 Pfund und künstlicher Ausstattung. Und dazu wurde bei allen derartigen Geschirren die Kostbarkeit noch durch die Arbeit an sich, ja nach dem Grade künstlerischer Vollendung oder, war das Gefäss ein gepriesenes Werk eines älteren hochgefeierten Meisters, bis auf die zeh- und selbst achtzehnfache Höhe des realen Metallwerths hinaufgeschraubt.

Mit dem seit dem Beginne der Kaiserzeit sich unter den Reichen noch weiter verbreitenden Luxus — noch insbesondere gesteigert durch die bei ihnen immer tiefer greifende Anschauung, dass eben die Grösse des rein äusseren Besitzes vorzugsweise den Werth der Person bestimme — blieb man selbst auch bei jenem Aufwande nicht stehen. Nicht genug, dass man jetzt häufig sogar das Geräth für den Bedarf der Küche anstatt von Bronze, gleichfalls von starkem Silber herstellen liess, schritt man sodann, ganz dieser Steigerung gemäss, zu der Anwendung ganz goldener Tafelgeschirre und goldener reich mit Gemmen besetzter Gefässe. Auch nahm wieder hiernach ein solcher höchster Aufwand alsbald einen derartig bedenklichen Umfang, dass schon *Tiberius* dagegen gesetzlich einschritt. Doch blieb nun auch dies, wie gesagt, ohne einige Wirkung und zwar für die Folge noch um so weniger bindend, als vorzugsweise die späteren Imperatoren, höchstens mit Ausnahme einiger der sparsameren, gerade in der Verschwendung dieses Metalls vielfältig das Beispiel niedersten Uebermuths gaben. So unter anderen wird von der eitelen *Poppaea*, der Gemahlin des *Nerö*, ausdrücklich erzählt, dass sie die Maulthiere ihrer kostbaren Wagen durchgängig mit goldenen Hufnägeln beschlagen liess. —

Für den noch sonst mit anderweitigen Geschirren in dem entsprechenden Grade gesteigerten Prunk zeugen dann nicht sowohl zahlreiche Schriftstellerberichte, sondern zugleich auch noch eine namhafte Menge wohlhaltener Gefässe, die je nach dem Zweck entweder aus edelen Steinen und farbigem Glase, oder, und so oft in beträchtlicher Grösse, aus Alabaster, aus

Fig. 19.

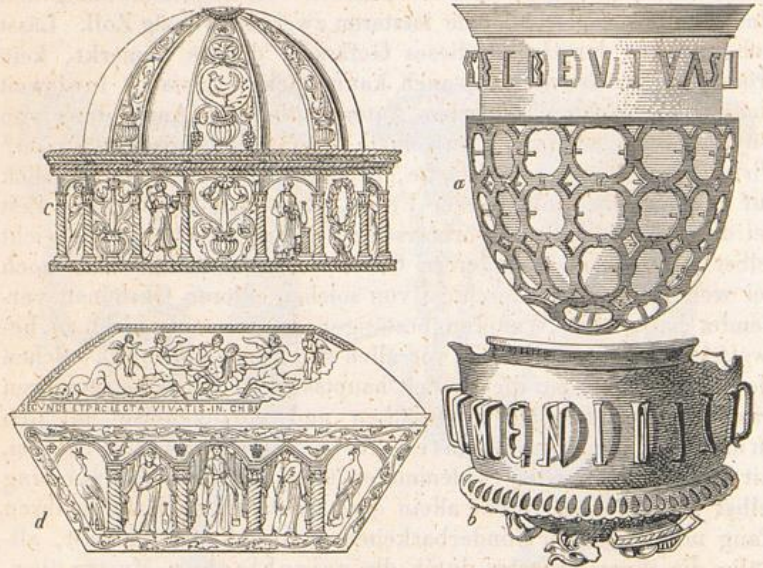


Marmor, Granit u. s. w. mehr oder minder kunstvoll hergestellt sind. Diese Geschirre, insbesondere die letzteren, bewegen sich in allen nur möglichen Formen von der nur einfachen flachen und tiefen Wanne bis zu der mit Fuss versehenen und fusslosen Schale, und wieder von dieser bis zu der aber in sich vielfach abwechselnden weit ausbauchenden „Urne“ und der mehr kelchförmigen, zwiefach gehenkelt „Vase“ (vergl. Fig. 19 a-b). Ohne hier auf eine Darstellung aller dieser vorhandenen Gefässe näher eingehen zu können, mag es (auch hinsichtlich jener aus edlerem Gestein und Glas gefertigten) beispielsweise genügen, die kostbarsten von ihnen hervorzuheben. Dahin gehört vor allen, nächst mancherlei kleinen aus Onyx (zum Theil in stark erhobenem Re-

lief von figürlicher Composition) geschnittenen, flaschenähnlich gestalteten „Balsamarien“, eine gegenwärtig in Wien aufbewahrte, prachtvolle Schale aus einem Stücke Achat. Dieselbe ist mit zwei zierlichen Henkeln versehen und hat, als das grösste aller bis jetzt bekannten antiken Gefässe aus einem derartigen Gestein, bei einer Tiefe von vier einem halben Zoll, einen Durchmesser mit Einschluss ihrer Handhaben von achtundzwanzig und einem halben Zoll; ohne die letzteren zweiundzwanzig Zoll. Lässt sich nun aus der Grösse dieses Gefässes, da wie bemerkt, kein grösseres der Art existirt, auch kaum mehr ermessen, inwieweit einigen Nachrichten römischer Autoren über die Anwendung von Onyxgefässen sogar bis zu einem Umfange „chiischer Fässer“ wirklich zu trauen sein dürfte, liegt es doch eben im Hinblick auf jene Schale wohl ausser Frage, dass man in jüngerer Zeit bei der im Allgemeinen vorherrschenden Prunksucht, ja vielleicht selbst mitunter zum niederern Gebrauch, wohl in der That noch bei weitem grössere Geschirre von solchen edleren Gesteinen verwendet habe. Im Weiteren bestätigen dagegen, als nicht zu bezweifeln, zahlreiche Notizen vor allen den Prachtaufwand, welchen die Römer eben zu dieser Zeit hauptsächlich mit allen zu ihren Gastereien erforderlichen Geräthen und vorzugsweise mit den zum Trinken bestimmten Gefässen betrieben. Hierbei, mit ihrer zunehmenden Schlemmerei, überstieg die Verschwendung selbst jede Grenze. Nicht allein dass sie dafür, auch durch ihren Hang mit kostbaren Sonderbarkeiten zu prunken veranlasst, allmählig die ihnen zunächst durch die griechischen Muster überkommenen reinen und schönen Formen gegen die schwereren und barocken Gestalten mittelasiatischer Gefässbildnerei aufgaben, verschleuderten sie für völlig kunstlose Geschirre, sobald diese nur den Stempel der Seltenheit trugen, wie namentlich für die seit *Pompejus* nach Rom eingeführten „*Murrhina*“, die grössten Summen. Nur als ein Beispiel für den Grad dieses Luxus sei der sicheren Angabe des *Plinius* gedacht, zufolge welcher der Consul *Titus Petronius* und *Nero* für einen Trinkbecher aus diesem Stoff nicht weniger als volle dreihundert Talente, etwa 300,000 Thaler bezahlten. Selbstverständlich erstreckte sich dann solcher Aufwand bei allen aus geringerem Material, als ganz vorzüglich bei den entweder aus weissem oder aus farbigem Glase beschafften Gefässen noch um so entschiedener auf eine kunstvolle Behandlung. So legen auch von der bis zu dieser Epoche wahrscheinlich zumeist von alexandrinischen Künstlern aufs Höchste getriebenen Vollendung der Glasarbeit ausser vielen Fragmenten farbiger Glasflüsse

und mehr oder minder erhaltenen prachtvollen Geschirren einerseits die gleich einer kostbaren Kamee reich behandelte „Portlandvase“ in London, anderseits (in mehreren Exemplaren) zierliche gleichsam durchbrochene Glasbecherchen, die „diatreta“, (Fig. 20 a-b) glänzendes Zeugnis ab. —

Fig. 20.



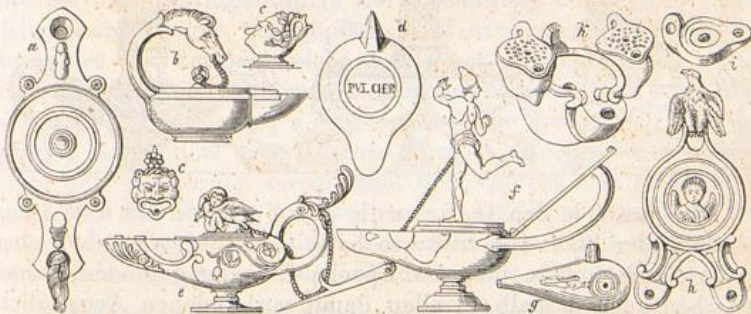
Natürlich war hinter dem eben geschilderten Luxus der Aufwand in jeglichem Gegenstand des Komforts, sei dieser für die Innenausstattung des Hauses oder für das Aussenleben bestimmt, in keiner Weise zurückgeblieben.<sup>1</sup> Auch hierbei hatte derselbe alsbald seine Herrschaft im weitesten Umfang über jedwedes einzelne Geräth und zwar von dem kleinsten, unscheinbarsten Behälter — wie dafür ein in Silber getriebenes Kästchen aus dem vierten Jahrhundert ein Beispiel gewährt<sup>2</sup> (Fig 20 c-d) — bis zu den Zimmermobilen und den späterhin allgemeiner gebräuchlichen Tragesänften und Stadtfuhrwerken durchaus gleichmässig gewonnen. Während man es sich ehemals für den Bedarf des aller-

<sup>1</sup> Vgl. H. Weiss, *Kostümkunde. Handbuch u. s. w.* (II.) S. 1298 und die dort mitgetheilten Abbildungen. — <sup>2</sup> Zuerst vollständig edirt von S. D'Agincourt. *Denkmäler der Sculptur* Taf. IX; vergl. dazu A. Böttiger, *Sabina. Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin.* Leipzig. 1806. I. S. 61 ff. Taf. III u. IV.



dings nur geringeren Verkehres im Hause an nur sehr wenigen und wohl im Allgemeinen ziemlich kunstlosen Mobilien genügen liess, waren seit den orientalischen Kriegen die mannichfaltigst gestalteten Sessel und Stühle, reich mit Kissen versehene Speiseläger, verschiedene Arten von Untergestellen und Tischen, mit Doppelthüren ausgestattete Schränke, grössere und kleinere Koffer, Laden und Kisten — und dies Alles, sammt zahlreichen Apparaten für die Beleuchtung, Heizung und ähnliche Zwecke, von kostbaren Stoffen und möglichst reich ornamentirt gewissermassen stehendes Bedürfniss geworden. Hinsichtlich des dazu verwendeten Materials gab man vornämlich, abgesehen von der Bronze, den edelen Metallen und seltenen Hölzern den Vorzug; in der Art und Weise der Ornamentirung liebte man insbesondere theils stark erhobene entweder gegossene oder kunstvoll skulptirte, theils flachbelassene, eingelegte Zierden von Silber, Gold, Elfenbein, Schildpad und farbigem Holzwerk. Nächstdem erreichte die Verschwendung auch hier, völlig jenem Gefässaufwande entsprechend, hauptsächlich in der Beschaffung aller der zu Gastereien erforderlichen Geräthe, der Speiseläger und Tische, den äussersten Grad, wie denn unter anderen abermals *Plinius* erzählt, dass *Cicero* (der jedoch nicht zu den Reichsten zählte) für einen eben nicht umfangreichen Tisch

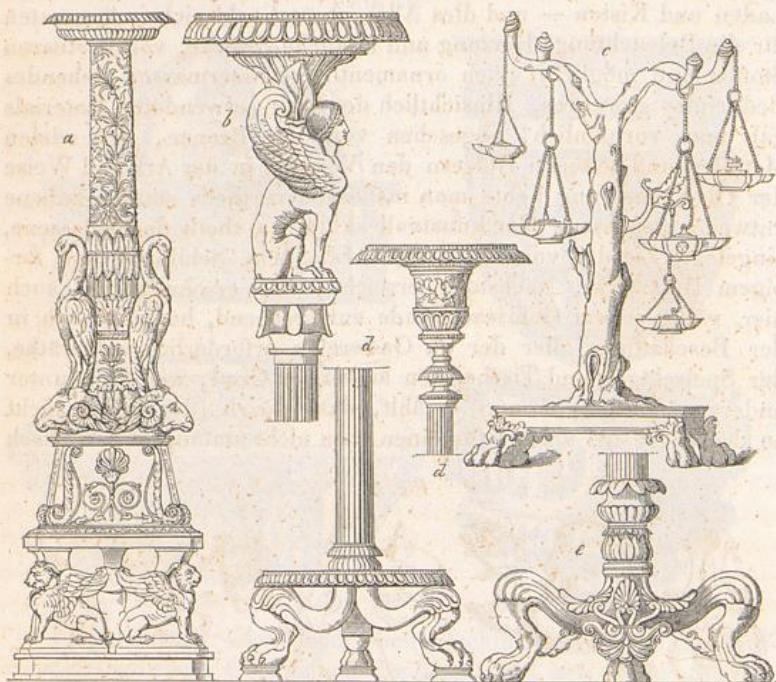
Fig. 21.



aus einem Stamme des sogenannten „Citrus“, einer im nördlichen Afrika heimischen Cypresse, eine Million Sesterzen, ohngefähr 71,500 Thaler ausgab, während der reichere Seneka aber allein nicht weniger als 500 Trinktischchen besass. — Wohl wesentlich mit aus dem Grunde, da das Beleuchtungsgeräth mit zu den bei Trinkgelagen unentbehrlichen Apparaten gehörte, wurde auch dies mit äusserstem Aufwand beschafft. Hierzu bot sich dann nicht sowohl das Oelgefässchen oder vielmehr die Lampe

selbst (*Fig. 21 a-k*), als zugleich deren Untersätzständer dar. Letzterer erhielt somit denn wohl sicher schon früh, höchstwahrscheinlich zunächst nach etruskischem Muster, eine selbständige Durchbildung zum Candelaber (*Fig. 22 a-e*).

Fig. 22.



Was endlich den Gebrauch der Sänften und Wägen innerhalb der Stadt anbelangt, so hatte derselbe, wie schon oben berührt, zwar erst in jüngerer Epoche Eingang gefunden, jedoch nun eben auch deshalb in allen damit verbundenen Aeusserlichkeiten der Verschwendung von vorn herein ein treffliches Mittel gewährt. Dies war dann wieder am frühesten mit den direkt von den Asiaten entlehnten Sänften der Fall, die ja schon bei diesen bereits seit ältestem Datum zum kostbaren Prunkgeräthe entwickelt waren. Der allgemeineren Verbreitung städtischer Wägen wurde dagegen noch längere Zeit hindurch, auch noch unter den ausgearteten Kaisern, mit wiederholten Verboten entgegen gewirkt. Indess, wenn gleichwohl in Folge dieser Verbote, die den Gebrauch der Wägen als Ehrenvorrecht einzelner höchstge-

stellten Beamten bezweckten, die privatliche Anwendung von Fuhrwerken gewissermassen zurückgehalten ward, geht doch schon selbst aus diesen Erlassen hervor, dass solche trotzdem daneben nie gänzlich aufhörte. Vielleicht dürften sich ausserdem diese Gesetze auch überhaupt nur auf einzelne Arten von Wägen, die eben allein nur jenen Beamten zustanden, jedoch nicht auf alle Fuhrwerke ausgedehnt haben.

Wie dem auch sei, steht mindestens so viel fest, dass sich die vornehmen Römer der Kaiserzeit, nachdem die Verweichlichung unter den höheren Ständen dergestalt gleichsam zur Mode geworden war, dass man die Schwäche geradezu affektirte,<sup>1</sup> verschiedener zwei- und vierrädiger Wägen bedienten, die sie hauptsächlich einestheils von den Griechen, andernteils von den Britanniern und Galliern aufnahmen. Im Uebrigen aber wird von spätrömischen Autoren zugleich der ganz ausnehmende Aufwand bestätigt, den die Reichen mit ihren städtischen Fuhrwerken, die sie mit Gold und Elfenbein auslegen liessen, und mit den Pferden sammt deren Aufschirrung betrieben; auch heisst es von der üppigen Verschwendung des *Nero*, dass seine Wägen noch vielfach mit den schönsten und seltensten Edelsteinen ausgeschmückt waren. —

Selbstverständlich äusserte sich der Luxus noch unbegrenzter, wie bei dem Privatgeräth, in der Ausstattung der mit dem staatlichen Leben enger verknüpften, officiellen Geräthe; so vorzugsweise bei denen, welche seit *Cäsar* wesentlich mit zu den Herrscherinsignien gehörten. Demnach erfuhr wohl vor allen, und zwar wie es scheint, namentlich seit der Herrschaft *Diocletians*, als des Begründers orientalischer Pompes, der „goldene“ Thronstuhl oder die „*Sella aurea*“ eine dem Ganzen der äusseren Erscheinung des Kaisers entsprechende, möglichst prunkvolle Umgestaltung. Höchst wahrscheinlich stand aber damit zugleich eine nun wiederum demgemässe Umbildung auch aller geräthlichen Ab-

<sup>1</sup> „Sehr oft strengten Weichlinge sich nicht einmal so weit an, als nöthig war, um an die Tafel oder Sänfte zu gehen, sondern sie liessen sich mit ihren Polstern an die eine oder in die andere tragen. Wenn sie sich aber entschlossen, ihre Füsse zu brauchen, so stützten sie sich immer auf einige Sklaven, und andere mussten vor ihnen hergehen und ihnen zurufen, dass jetzt eine kleine Erhöhung oder eine kleine Vertiefung komme, weil es den Herren zu mühsam war, ihre eigenen Augen zu brauchen. Seneca spottet eines Weichlings, der, als er aus dem Bade in die Sänfte getragen war, seine Sklaven fragte, ob er schon sitze? so sehr hatte dieser das Bewusstsein seines Zustandes verloren, oder nahm wenigstens die Miene einer solchen Vergessenheit seiner selbst an“: C. Meiners. Geschichte des Verfalls der Sitten u. s. w. S. 157 ff.

Abzeichen der Magistrate und zwar so wohl wieder zunächst der diese seit Alters auszeichnenden Ehrensitze in engster Verbindung. Dies war sodann ohne Zweifel bei jenem Sessel der höchsten Würdenträger, der „*Sella curulis*“ — auch ohne deren traditionell festgestellte Beschaffenheit eines vorherrschend aus Elfenbein gefertigten Klappstuhls irgend wie aufzugeben (Fig. 23) — ornamental im weitesten Sinne der Fall (vgl. unten), wogegen nun wohl die Sitze der niederen Beamten,

Fig. 23.

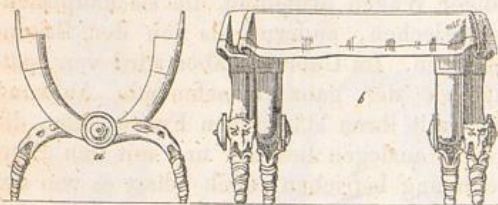
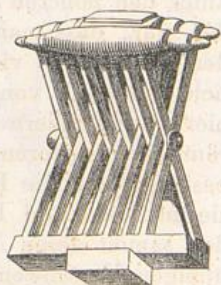


Fig. 24.



die an und für sich nur in dem „*Subsellium*“ bestanden, auch ferner, obschon ebenfalls nicht ohne Veränderung, die Form eines einfacheren „*Faldistorium*“ bewahrten (vergl. Fig. 24).

Nächst solchem im Grunde genommen noch immerhin durch die verschiedenen Grade der amtlichen Würde bestimmter bemessenen officiellen Aufwand, erreichte derselbe dann seinen Höhenpunkt, ja bis zu der äussersten Grenze planloser Verschwendung, in allen für die vom Staate gegebenen Feste (als für die Triumphe, für Spiele und Leichenfeiern) hergestellten dekorativen Mittel, wie dass denn nicht selten selbst einzelne dieser Schaustücke, die man gewöhnlich im Uebermaasse beschaffte, so unter anderen reich ausgestattete Wagen, kostbare Wandelgestelle u. dergl., allein schon ganz immense Summen verschlangen.<sup>1</sup> —

Am wenigsten dürften von der seit der jüngeren Epoche so allgemein überhand genommenen Vergeudung, namentlich aber unter den spätern Kaisern, diejenigen Geräthe nachhaltig berührt worden sein, welche, wie die zahlreichen Apparate für die Erhaltung der städtischen Sicherheit — wozu seit *Trajan* die Löschanapparate gehörten —, und wie das im Uebrigen umfassende

<sup>1</sup> Mehrere diesen Gegenstand betreffende interessante Notizen siehe bei G. Semper. Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten u. s. w. Frankf. a. M. 1860 I, S. 289 ff.; vergl. H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch. (II) S. 1133 ff.

Kriegsgeräth, wesentlich nur dem Nützlichkeitszwecke dienen. Auf alle diese Geräthe scheint man in der That verhältnissmässig kaum mehr verwendet zu haben, als gerade der Drang der Umstände nöthig machte. Auch ist es gewiss, dass die doch ganz für den Krieg geschaffenen Römer ihren Kriegsapparat vorzugsweise erst von den Griechen entlehnten, ohne ihn irgend bedeutend selbstthätig zu fördern. Diese allerdings auffallenden Bezüge finden indess auch wiederum ihre Erklärung in dem bereits tief gesunkenen Geist dieser Zeit, aus welchem heraus sich auch bei den vornehmsten Römern und ganz insbesondere bei den Kaisern selbst, völlig im Gegensatze zu ihrer Verschwendung, die niedrigste Habsucht, Gewinnsucht und Knauserei, bis zur Filzigkeit hin ausgebildet hatte und eben diese nun da oft am schroffsten auftrat, wo sie am wenigsten hätte statt haben sollen.<sup>1</sup> Ja man vergeudete jetzt überhaupt nur noch vorherrschend im Interesse der eigenen Person, sei es zur Befriedigung politischer Zwecke oder zum blossen Genügen der Eitelkeit, ohne sich auch nur im mindesten um das Wohl oder Wehe des Staates und Volkes zu kümmern. Indem man so einerseits freilich kaum Anstand nahm, für die Begehung einzelner festlichen Spiele und die pomphafte Ausstattung kultlicher Feiern selbst den Ertrag von Provinzen auf einmal zu opfern, erhielt die seit lange in alle Stände gleichmässig tief eingedrungene Verkommenheit zwar eine Tünche, jedoch nur um so schneller den weitesten Raum.

In Mitten des haltlosen Zustands der römischen Welt, für welchen der Wust der zahlreich nach Rom übertragenen, ja auch schon entarteten orientalischen Kulte keine Hoffnung auf Linderung zu geben vermöchte, hatte das Christenthum<sup>2</sup> seit seiner Verkündigung eine, bei aller Verschiedenheit der Individuen, innig verbundene Anhängerschaft gefunden. So mächtig indess

<sup>1</sup> Ch. Meiners. Geschichte des Verfalles der Sitten u. s. w. S. 182. —

<sup>2</sup> G. J. Plank. Geschichte der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung. Hannover. 1803 ff. 5 Bde. Derselbe. Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt durch Jesum und die Apostel. Göttingen 1818. A. Neander. Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel. Hamburg 1832; Derselbe. Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Hamb. 1826—29. L. Gieseler. Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1824—1840. Zusammengefasste Darstellungen von K. Haase. Kirchengeschichte. Leipz. 1834. A. Christiani Geschichte des Christenthums u. s. w. Quedlinburg. 1835. C. Judae. Geschichte der christlichen Kirche. Berlin. 1838.

diese neue, christliche Lehre mit ihren rein versittlichenden Elementen, zunächst allerdings nur in diesem engeren Kreise, nach einer vollständigen Umwandlung zum Besseren hinstrebte, war sie doch nicht geeignet, etwa auch zugleich auf die äussere Form und Erscheinung des Lebens — auf das Kostüm — entscheidenden Einfluss zu üben. Solches war weder in ihrem Wesen begründet, noch hätte es, stellte das Christenthum wirklich die Forderung, bei dessen noch schwankem Verhältniss zum Heidenthum schon jetzt zu ersichtlicher Geltung gelangen können. Einmal war diese Lehre ja überhaupt kein Ausfluss des allgemeinen römischen Geistes, sondern gleich den vielen anderen Religionen vom Orient aus zum römischen Volke gedrungen, dann aber auch hatten sich ihre wahren Bekenner ja nicht nur allmähig, vielmehr noch im unausgesetzten eigenen innern Kampf mit den Elementen des alten heimischen Glaubens heranbilden müssen. Und dazu kam noch, dass von der Bevölkerung Roms (und dies gilt für alle anderweitigen Gemeinden) sich keineswegs sofort die vornehmen Stände, welche doch eben ausschliesslich den Ton angaben, dagegen hauptsächlich nur die von diesen bedrückten, niederen Schichten zum christlichen Glauben bekannten; und endlich dass später, als auch von den höheren Ständen viele zu jener Gemeinschaft getreten waren, diese unter dem harten Druck der Verfolgung; mit dem man sie bald von allen Seiten bedrohte, selbstverständlich jedes besondere Mittel, das sie kennzeichnete, sorgsam vermeiden

Fig. 25.



musste. Hiernach, und namentlich mit auf Grund solcher Bedrängniss, sahen sich die Christen während dieser Epoche hauptsächlich nur zu der Ausbildung ihnen bewusster (Erkennungs-) Zeichen oder Symbole<sup>1</sup> veranlasst. In stetem Bezug auf den Mittelpunkt ihres Glaubens, auf die Wesenheit des Heilandes

<sup>1</sup> S. darüber bes. F. Münter. Sinnbilder u. Kunstvorstellungen der alten Christen. Altona 1825. (Helmsdörfer) Christliche Kunstsymbolik u. Ikonographie. Frankf. a. M. 1839. M. Didron. Iconographie chrétienne etc. Paris 1845; Derselbe; P. Durand. Manuel d'iconographie chrétienne etc. Paris 1845. J. Guénebauld. Dictionnaire iconographique. Paris 1845. F. Piper. Mythologie und Symbolik der christl. Kunst von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrhundert. Bd. I. Weimar 1847; Derselbe. Ueber den christlichen Bilderkreis. Berlin 1852. Dazu die folgenden von den Katakomben handelnden Werke.

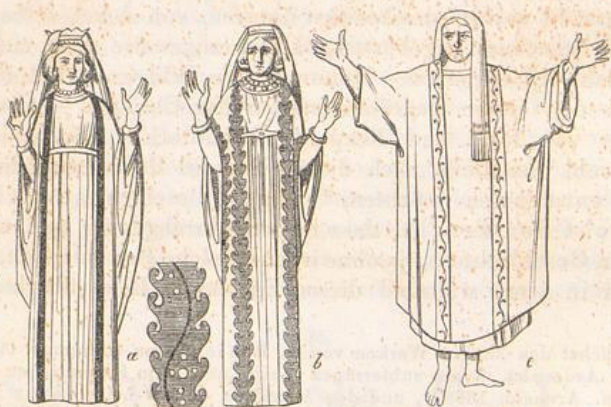
selbst, bestimmten sie dazu denn vor allem das Kreuz; daneben, in wechselnder Stellung das Monogramm Christi (*Fig. 25*) und ausser noch mancherlei sittlichen Abstraktionen, als der Darstellung des guten Hirten u. a., den an den Namen „Christus“ (*Χριστός*) erinnernden „Fisch“ (*ΙΧΘΥΣ*). Im Uebrigen aber blieben sie, wie gesagt, in allem Aeusseren der Oeffentlichkeit gegenüber der allgemein üblichen Sitté möglichst getreu. Nächstdem auch hatte und vermuthlich schon früh, sicher bereits bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts, das Christenthum mannigfache Anhänger gefunden, denen es eben mehr um die Neuheit des Kultus oder um etwa damit verbundene Vortheile, jedoch durchaus nicht um freiwillige Entsagung ihrer sonst üppigen Lebensweise zu thun war. —

Die nähere Bestätigung nun für solches Verhalten liefern nicht sowohl mehre gleichzeitige Autoren, von denen selbst einige dem Christenthum angehörten, als vorzugsweise auch eine namhafte Zahl frühchristlicher Monumente in Bild und Skulptur, die man in den ersten Begräbnisstätten der Christen — den Katakomben von Rom und Neapel<sup>1</sup> — entdeckte. So weit diese Reste wohl gleichfalls noch diesem hier in Rede stehenden Zeitraume entstammen möchten,<sup>2</sup> zeigen dieselben zunächst in Hinsicht der Tracht, dass letztere durchgängig und zwar bei beiden Geschlechtern, ja ohne irgend welche Besonderheit, durchaus nur in jener während dieser Epoche in Rom überhaupt ge-

<sup>1</sup> Nächst den älteren Werken von A. Bosio, *Roma sotteranea etc.* Roma 1650. P. Aringhi, *Roma subterranea* (auch „nach dem Italienischen von Chr. Baumann. Arnheim 1668“), und den Auszügen daraus bei Seroux D'Agincourt, *Sammlung von Denkmälern der Architektur, Sculptur und Malerei etc.* Revidirt von A. F. v. Quast. Frankfurt a. M., 3 Bd., s. vorzugsweise C. F. Bellermann, *Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten und besonders die Katakomben zu Neapel und ihre Wandgemälde etc.* M. 12 Tafeln. Hamb. 1839 und das Prachtwerk von L. Perret, *Catacombes de Rome. Architecture, peintures murales, inscriptions, figures et symboles etc. des cimétiers des premiers chrétiens etc.* sous la direction d'une commission composée de M. M. Ampère, Ingres, Mérimée, Vitet. Paris 1853, 5 Bde. Fol. Das Werk von G. M(archi), *Monumenti delle arti cristiane primitive nella metropoli del cristianesimo.* Roma 1844 ff. kenne ich nur in seinem architektonischen Theil; vergl. darüber die Beurtheilung im *Stuttgarter Kunstblatt*, Jahrgang 1848. S. 13 ff. — <sup>2</sup> Obschon das früheste Datum auf Inschriften, die in den Katakomben gefunden sind, erst aus dem Jahre 150 oder gar 237 nach Chr., das jüngste dagegen aus dem Consulat des Kaisers Justinus (568) stammt, ist es doch unbezweifelt, dass der Gebrauch der Katakomben als gemeinschaftliche Begräbnisstätten und die Verehrung der Märtyrergräber daselbst schon im zweiten Jahrhundert begonnen hatte, ohne aber den Zeitpunkt bestimmen zu können, wie lange deren Benützung währte; vergl. F. Bellermann, *Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten.* S. 43 ff.; dazu Karl Schnaase, *Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter.* I. (Düsseldorf 1844) S. 57.

meinüblichen Kleidung bestand. Auch hier tritt vorherrschend die Anwendung eines meist langen, gewöhnlich mit längeren Ärmeln und Doppelstreifen ausgestatteten weiten Untergewandes<sup>1</sup> und die des schon früh an Stelle der Toga erwählten, bei weitem leichteren griechischen Umwurfs auf. Höchstens dürfte dabei, im Verhältniss zu früher (S. 6), ein Wechsel in dem Gebrauche dieser Gewänder — ob aber auch wirklich oder nur in den Bildern? — dergestalt zur Geltung gekommen sein, dass sich jetzt vorzüglich die Männer beider Kleider, die Weiber dagegen vornämlich (mit Ausschluss des Mantels) nur einer Tunica oder, wie häufiger ersichtlich, mehrerer (farbiger) Untergewänder bedienten (*Fig. 26 a-c*; vergl. *Fig. 11 a. b*). Wie dem indess sei und

Fig. 26.



ob nun auch auf einigen Wandbildern als Bekleidung der Männer, entsprechend den Weibern, gleichfalls ausschliesslich das Untergewand erscheint, dürfte dennoch bei ersteren jene Anwendung von Hemd und Mantel immerhin vorgeherrscht haben: Eine Bekleidung, die sich dann höchst wahrscheinlich gerade auch deshalb in der bildenden Kunst für die Gewandbehandlung heiliger Personen gewissermassen prototypisch erhielt (vergl.

<sup>1</sup> Wenn bei einzelnen Abbildungen, wie bei *Fig. 26 a b*, der Gürtel nicht über den Parallelstreifen fortläuft und es somit erscheint, als seien hier zwei Gewänder — eine Untertunica und ein darüber gezogener, vorn offener Kaftan — verbildlicht, so beruht dies wesentlich entweder auf der Nachlässigkeit der ursprünglichen Zeichnung oder, was wohl wahrscheinlicher ist, auf dem Missverständnis des heutigen Copisten dieser allerdings zum grösseren Theil kaum mehr erkennbaren Darstellungen. Wie es sich damit in Wirklichkeit verhielt, erhellt unter anderen deutlich aus *Fig. 11 a. b*.



Fig. 27 a-c).<sup>1</sup> Die sonst noch von den Christen getragenen Gewänder waren nun ebenfalls, wie gesagt, völlig gleichmässig wie bei den heidnischen Römern, somit bei den Männern — wofür auch noch anderweitige Bildwerke sprechen (Fig. 28) —, theils die schon erwähnten fremdländischen Schultermäntel (S. 14), theils die

Fig. 27.



von den östlichen Völkern entlehnten Beinkleider (S. 16), und so bei Weibern, ausser der beiden Geschlechtern gemeinsamen *Paenula*,<sup>2</sup> die bei den römischen Frauen im Allgemeinen üblichen Kleidungsstücke (S. 11). Dabei hing selbstverständlich wieder auch hier die mehr oder minder kostbare Ausstattung des Aeusseren je von dem Besitz und Belieben der Einzelnen ab, also dass wohl auch innerhalb der Gemeinde die niederen Stände durchaus in der ihnen eigenen verhältnissmässig dürftigen Bekleidungsweise (Fig. 29 a-d), die Reicheren in der ihnen eigenen Gewandung erschienen. In der Verzierungform der reicheren Gewänder herrschten, der allgemeinen Mode gemäss, ausser den schon berührten Parallelstreifen und einer zuweilen ziemlich brillanten

<sup>1</sup> Vgl. auch u. a. L. Perret. Catacombes. I. Pl. XXIX; III. Pl. LVIII.  
— <sup>2</sup> Derselbe. I. Pl. XXXIV.

Färbung, kleine buntfarbige Kreisornamente vor<sup>1</sup> (Fig. 30 a-c; vergl. Fig. 11c). Ueberhaupt aber erhielt sich auch unter den Christen

Fig. 28.



und insbesondere unter den christlichen Weibern der Kleiderluxus in einer Weise lebendig, dass diese deswegen von strenger gesinnten Schriftstellern des zweiten und dritten Jahrhunderts, wie namentlich von *Clemens von Alexandrien* und *Tertulian*, die schonungslosesten Rügen erfahren mussten.<sup>2</sup> So unter anderem ruft jener<sup>3</sup> den Weibern zu: „dass sie, wofern ihr Körper verkauft werden sollte, nicht tausend attische Drachmen erlangen würden und daher, indem sie für ein einziges Kleid tausend Talente bezahlten, nun selbst beweisen, dass sie unnützer und wohlfeiler sind als die Kleider;“ und ferner, bezüglich ihres Aufwandes in Purpur,<sup>4</sup> „ich schäme mich die Vergeudung so vieler Schätze, um die Scham zu bedecken, mit anzusehen.“ —

Fig. 29.



<sup>1</sup> Nach der Voraussetzung S. D'Agincourt's (Sculptur. Text zu Taf. IX. Fig. 7) wären die kreisförmigen Ornamente am untern Rande der Tunika in den ersten Jahrhunderten eine Auszeichnung der „Dapiferi“ und „Diakonissinnen“ gewesen. — <sup>2</sup> Vergl. dazu die Auszüge bei D. J. Schotel. *Bijdrage tot de Geschiedenis der kerkelijke en wereldlijke Kleding*. 'Sgravenhage. 1856. Hoofdstuk IV. S. 58. Mehreres auch schon bei A. Böttiger. *Sabina*. Leipz. 1806. — <sup>3</sup> Clemens von Alexand. *Pädag.* II. 10 p. 205 A. — <sup>4</sup> Vgl. A. Schmidt. *Die griech. Papyrusurkunden der k. Bibliothek zu Berlin*. Berl. 1842. S. 175 ff.

Eben so wenig wie sich die Christengemeinde in der Tracht nach Aussen hin kennzeichnete, scheint sie auch, mindestens während dieser Epoche, für den rein kultlichen Zweck eine etwa bestimmte, liturgische Kleidung in Anspruch genommen zu haben.<sup>1</sup>

Fig. 30.



<sup>1</sup> Aus der Reihe der über die Entwicklung der liturgischen Kleidung der Christen handelnden neuesten Werke sind hervorzuheben: Victor Gay. *Vêtements Sacerdotaux* (m. vielen Abbildgn.) in *Didron aine: Annales archéologiques* Paris 1844. I. S. 61 ff., II. S. 37, IV. S. 354, VI. S. 155, VII. S. 143, VIII. S. 64, XVII. S. 227, S. 348. J. Schotel. *Bydrage tot de Geschiedenis der kerkelijke en wereldlijke Kleeding*. 'Sgravenhage 1856. Hoofdstuk IV.: „De liturgische Kleederdragt der grieksche en romeinsche Kerk.“ F. Bock. *Gesch. der liturgischen Gewänder des Mittelalters oder Entstehung und Entwicklung der kirchlichen Ornate und Paramente in Rücksicht auf Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung, Schnitt und rituelle Bedeutung*. Bonn 1859. I. S. 413 ff. Dr. Heffele. *Die Kirchenbekleidungen in den ersten drei Jahrhunderten* (in der Zeitschrift: „Kirchenschmuck.“ Ein Archiv für weibliche Handarbeit. XII. Heft. December 1858.) Andere, zum Theil reich illustrierte Prachtwerke s. im folgenden Kapitel bei Besprechung der Ausbildung des geistlichen Ornats. Dagegen sind auch schon hier von den umfassenderen christlich-archäologischen Schriften zu nennen: J. C. W. Augusti. *Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie*. Leipzig 1817—1831. 12 Bde.; Derselbe. *Handbuch der christlichen Archäologie*. Ein neu geordneter und vielfach berichtigter Auszug aus den *Denkwürdigkeiten der christl. Archäologie*. Leipzig 1836. 3 Bde. C. Schöne. *Geschichtsforschungen über die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen der Christen*. Berlin 1819—1822. 3 Bde. m. Kpfrn. A. J. Binterim. *Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christ-katholischen Kirche aus den*

Zwar war bereits bis zu Ende des zweiten Jahrhunderts auch selbst in dieser Gemeinde, in welcher anfänglich jedweder gleichberechtigt als Priester galt, eine Gliederung zu besonderen Rangstufen — als Bischof, Presbyter, Metropolit u. s. w. — und schon nicht selten mit herber Anmasslichkeit unerfreulich in den Vordergrund getreten,<sup>1</sup> doch blieb dies einstweilen nur auf das persönliche Ansehen, ohne entsprechende Aeusserungsform, beschränkt. Alles was sich bezüglich auf dieses Verhalten für die Kleidung etwa annehmen liesse, wäre, dass wenn zufällig solche Erwählten gerade mit zu den Vornehmen und Reicheren zählten, sie allerdings demgemäss reicher gekleidet waren und dass man wohl die so einmal von diesen benutzten (Profan-) Gewänder, gleichsam als sanctionirt, auf deren Nachfolger dauernder übertrug. Vielleicht auch, dass schon Einzelne aus der Gemeinde, derselben etwa für die Ausstattung des Vorstands ähnliche Kleider als Geschenk überwiesen. In jedem dieser vermeintlichen Fälle indess würden alle diese geistlichen Kleider doch nicht von den auch sonst bei den vornehmen Römern allgemein üblichen Mode- und Prachtgewändern irgend wie verschieden gewesen sein. — Ein Gleiches gilt für die in dem christlichen Kultus beider Ausübung gewisser Ceremonien vorherrschende Anwendung von weissen Gewändern. Und wenn ausdrücklich berichtet wird, dass sich die Christen bei der Taufe und zur Bekleidung der Täuflinge nach dem Taufakte vorzugsweise nur solcher Kleider bedienen,<sup>2</sup> kann ja auch dies schon allein aus dem Grunde, dass auch das heidnische Feierkleid von derselben Beschaffenheit war, ebenfalls nicht als eine etwa erst durch sie herbeigeführte, christliche Anordnung gelten. Was eine derartige, festere Regel betrifft, so wurde diese wohl überhaupt nur allmählig und höchst wahrscheinlich kaum eher ins Auge gefasst, bevor nicht das Christenthum eine völlig gesicherte, unangreifbare Stellung gewonnen hatte. Dies aber war erst mit *Theodosius dem Grossen*, seit 380, wirklich der Fall. Auch dürfte selbst hiernach die Bildung des Priesterornats wenigstens bis zu derjenigen Vollständigkeit, in welcher derselbe dann bis zur Reformation bei allen christlichen Priestern fortbestand, nicht vor dem Ende des sechsten

ersten, mittlern und letzten Zeiten. Mainz 1821—1825. 5 Bde. F. H. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie. M. 2 lithogr. Tafeln. Berl. 1830. W. Siegel. Handbuch der christlich-kirchlichen Alterthümer. Leipzig 1835. Noch weitere, theils monographische Hilfsmittel s. im Verfolg.

<sup>1</sup> Vergl. J. C. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie (Auszug) I. S. 177. — <sup>2</sup> H. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie. S. 306 not. 2. J. C. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie (Auszug) II. 415.

oder dem Anfang des siebenten Jahrhunderts zu Stande gekommen sein. —

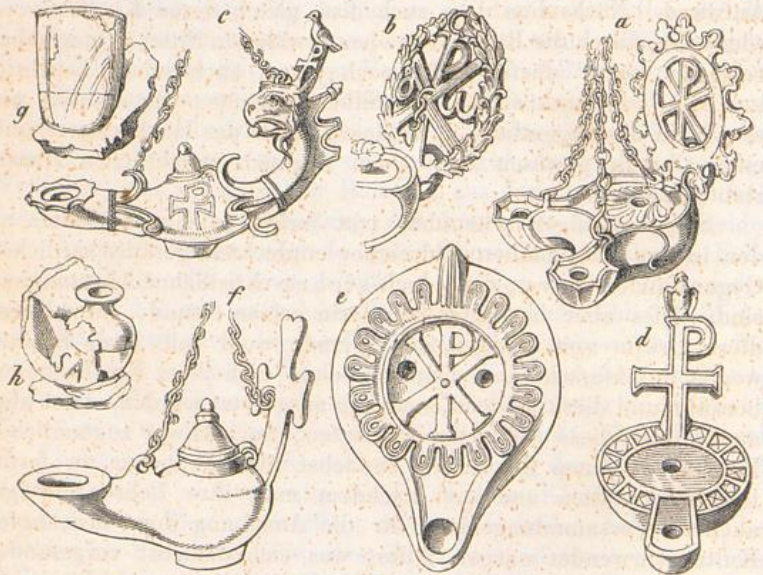
In durchaus gleichem Verhältniss wie die Tracht, blieb schliesslich auch das Geräth während dieser Epoche von jedem Einflusse des Christenthums unberührt. Auch hierbei befolgten die Christen mit wenigen Ausnahmen einiger Asketen, die ihres Reichthums entsagten, je nach Vermögen den allgemein herrschenden Aufwand. Nächst dem dass auch dies, gleich deren Kleiderluxus, wiederum durch die Rügen der oben erwähnten Sittenrichter näher bestätigt wird,<sup>1</sup> dürfte dafür noch jenes, auch schon berührte, kostbare Toilettenkästchen von Silber (*Fig. 20 c-d*), da dies wie es scheint das Eigenthum, ja vielleicht selbst das Hochzeitgeschenk einer Christin gewesen ist,<sup>2</sup> einen zugleich ersichtlichen Maassstab gewähren. —

Schon weniger erkennbar tritt indess solches Verhalten an den in den Katakomben zahlreicher entdeckten geräthschaftlichen Gegenständen hervor, die jedoch sicher christlicher Abstammung sind. Dies aber hat unfehlbar darin seinen Grund, einmal dass diese Grüfte seit ältester Zeit gerade wohl mit ihrer Schätze wegen durchforscht und demnach schon früh ihrer Kostbarkeiten beraubt und diese so der Zerstörung ausgesetzt wurden, dann aber auch, dass diese vielfach verzweigten, nur schwer zugänglichen Räume von jenen Bekennern zunächst überhaupt nur zu festen Begräbnissstätten und erst nachdem man ihre Lehre verfolgte auch zu Versammlungsorten für die Ausübung ihres bedrängten Kultus verwendet waren. Alles, was sich daselbst vorgefunden hat, deutet hauptsächlich nur dieses Verhältniss an, doch wie gesagt ohne dass es im Ganzen und Einzelnen eine von der allgemein üblichen Form abweichende, „christliche“ Formenbehandlung verräth. Das Einzige worin sich dabei der christliche Sinn bereits in formeller Hinsicht zu äussern beginnt, besteht in einer Verwendung des Monogramms Christi (*Fig. 25*) zu einem rein figürlichen Ornament, indem man dasselbe theils plastisch, theils nur als Zeichnung an den mannigfachsten Geräthen anbrachte. In solcher Gestalt erscheint das Zeichen vorwiegend bei den in Menge gefundenen Lampen<sup>3</sup> (*Fig. 31 a-f*) und Gläsern (*Fig.*

<sup>1</sup> Vergleiche unt. and. die auch darauf bezüglichen Stellen aus Tertullian und Clemens von Alexandrien bei A. Böttiger. *Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin*. Leipzig 1806. — <sup>2</sup> S. indess F. Pieper. *Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst*. II. S. 186—194. — <sup>3</sup> Vgl. zu den gegebenen Figur. die Abbildungen bei L. Perret. *Catacombes etc.* Fol. IV. Pl. II, V, IX, XIII, XV, XVI, XIX.

31 g-h), indem gewöhnlich die Gläser,<sup>1</sup> die höchst wahrscheinlich den Christen zur Ausübung ihrer „Agapen“ gedient,<sup>2</sup> noch ausserdem einen Schmuck entweder durch flache (am häufigsten in ihren Boden platt eingeschmolzene) schwarz konturirte Figuren von Gold und Silber oder eine jenen oben erwähnten „durchbrochenen“

Fig. 31.



Gläsern ähnliche Ausstattung haben (vergl. Fig. 20 a-b). — Was hier noch sonst an Geräthen entdeckt worden ist, beschränkt sich nächst einigen unmittelbar aus dem Fels der Grabkammern gemeisselten einfachen Sesseln<sup>3</sup> und vielen, auch frei gearbeiteten Steinsarkophagen,<sup>4</sup> auf mehr oder minder einfache theils bronzene, theils gelb oder roth gebrannte irdene Gefässe;<sup>5</sup> ferner auf mancherlei bronzenes Handwerksgeräth,<sup>6</sup> darunter man

<sup>1</sup> Hauptwerk darüber: P. Buonarrotti. Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro, ornati di figure trovati ne' cimeteri di Roma. Firenze 1714; dazu F. Bellermann. Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten S. 54 ff. u. die Abbildungen bei L. Perret a. a. O. Vol. IV. Pl. XII, XVI, XVIII, XXI bis XXIV, XXX bis XXXIII. — <sup>2</sup> Ueber die Agapen s. besonders H. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie. S. 31 ff. J. C. W. Augusti. Handbuch d. christl. Archäologie (Auszug) I. S. 43 ff. u. m. O. — <sup>3</sup> L. Perret. Catacombes. Vol. II. Pl. XIV ff. — <sup>4</sup> Bes. P. Aringhi. Roma subterranea, und daraus mehreres bei S. D'Agincourt. Sculptur. Taf. IV ff. — <sup>5</sup> L. Perret. Catacombes. Vol. IV. Pl. VI, X, XI. — <sup>6</sup> Derselbe a. a. O. Pl. XIV.

Einzelnes wie z. B. Gehänge mit kleinen Kugeln und vorzugsweise Stangen mit vogelkrallenartig gestaltetem Ende für eigene Marterinstrumente erklärte; endlich auf eine Anzahl von Schmuckartikeln; auf ziemlich roh gestaltetes Kinderspielzeug, in kleinen beweglichen Elfenbeinpuppen bestehend,<sup>1</sup> und andere, kaum mehr zu bestimmende Fragmente. — Doch dürfte zugleich von allen diesen Geräthen, ungeachtet ihres formalen Gepräges, der weit überwiegende Theil auch schon aus weit jüngerer, als der hier beredten Epoche, vermuthlich am frühesten aus dem Zeitraum vom Ende des vierten Jahrhunderts bis zum Verfall des weströmischen Reiches, der um 476 erfolgte, vielleicht zum Theil aus noch späterem Verlaufe herrühren. Festere Daten sind dafür nicht zu ermitteln; denn ob auch, wie dies vorbemerkt ward, seit der Verlegung der Residenz nach Byzanz, sich hier der Orientalismus durchaus erhob und sich nun von dorther auch nach dem Westen erstreckte, dauerte gleichwohl in Hinsicht der Formenbehandlung jene allerdings schon asiatisirte spätrömische Tradition und zwar zunächst auf ihrem ursprünglichen Boden, in Italien, mindestens bis zum siebenten Jahrhundert fort.

<sup>1</sup> L. Perret. Catacombes. Vol. IV. Pl. VIII.

## Erster Abschnitt.

Das Kostüm der Byzantiner und der Völker des Ostens.

### Erstes Kapitel.

#### Die Byzantiner.

Geschichtliche Uebersicht.<sup>1</sup>

Als *Constantin* das alte *Byzanz* zu seiner Residenz erwählte, hatte die Stadt in den jüngst verflorenen Kämpfen zwischen *Maximus* und *Licinius* und namentlich auch bei ihrer Eroberung durch *Constantin* selbst wiederholentlich hart gelitten. Der grössere Theil ihrer Baulichkeiten und Festungswerke war geschleift und ihre sonst reiche Einwohnerschaft in drückendster Weise gebrandschatzt worden. Indem sie der Kaiser als Sieger betrat, glich sie im Verhältniss zu früher wiederum, wie einst unter *Gallienus*, einem verwüsteten offenen Flecken, der sich nur noch durch seine dem Handel und der Vertheidigung der östlichen Grenze des Reiches überaus günstige Lage auszeichnete. Obschon es nun wohl vorherrschend die Lage gewesen sein mag, was *Constantin* in strategischer Rücksicht zu der Wahl dieses Ortes be-

<sup>1</sup> Eduard Gibbon. Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Reichs. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. A. W. Wenck (u. And.). Neue Aufl. Leipzig 1805—1806. 19 Bde; dazu, neben den schon genannten Werken von C. F. Manso (Leben Constantins des Grossen) von J. Burckhardt (Die Zeit Constantins d. Grossen), bes. K. D. Hüllmann. Geschichte des byzantinischen Handels bis zum Ende der Kreuzzüge. Frankf. a. d. Oder 1808. F. Ch. Schlosser. Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs mit einer Uebersicht der Geschichte der früheren Regenten desselben. Frankfurt a. M. 1812. W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgeschichte. Leipzig 1850. I. S. 462; bes. S. 492 ff. Die treffliche Darstellung byzantinischen Lebens bei K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. I. (Düsseldorf 1844). S. 93—114 und die historische Einleitung in W. Salzenberg. Altchristliche Baudenkmale Constantinopels vom 5. bis 12. Jahrhundert. Berlin 1854.



stimmte, entsprach dabei auch dessen Verödung seiner weiteren Absicht durchaus. Denn da er einmal durch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion mit dem römischen Heidenthum gewissermassen gebrochen hatte, musste es ja auch in seinem Plan liegen seiner Hauptstadt von vornherein ein diesem neuen Zustand der Dinge angemessenes Gepräge zu geben, was jedoch nur zu ermöglichen war, wenn er solche von Grund aus neu schuf. — Nicht lange nach Beendigung des Krieges wurde denn auch die neue Stadt unter genauer Beobachtung des dafür hergebrachten Rituals vom Kaiser in der That erst gegründet, wobei er zugleich durch die Ausdehnung, welche er derselben anwies, seine Absicht, sie zu der grössten Stadt des Reiches zu machen, kundgab. Um sodann seinen umfassenden Plan, der vermuthlich mit dahin zielte den Glanz des alten Roms zu verdunkeln, möglichst schnell verwirklicht zu sehen, blieb er unausgesetzt bemüht die Stadt mit den kostbarsten Baulichkeiten und mannigfaltigsten kleinen Kunstwerken, die er zumeist aus Rom übertrug, auf das Glänzendste auszustatten; sie ausserdem theils durch Begünstigungen, die er Uebersiedlern gewährte, theils durch gewaltsame Deportationen so rasch als nur thunlich war zu bevölkern. Indess gleich wie es ihm so allerdings in überaus kurzer Zeit gelang, Byzanz zu einem ebenso reichen als äusserst lebendigen Vereinigungspunkt aller bisher zumeist nur auf Rom beschränkt gewesenen Interessen zu machen, entbehrte es (und zwar eben in Folge seiner durchaus nicht naturwüchsigen, sondern rein künstlichen Steigerung) jene innere Solidität, welche doch einzig im Stande ist der allgemeinen Entwicklung die eigentlich geistige Basis zu geben. Auch war es wohl wesentlich mit dieser Mangel, welcher nun hier die weitere Verbreitung des Orientalismus begünstigte und bis zu dem Grade beförderte, dass endlich Byzanz das vollständige Gepräge eines asiatischen Staates gewann. —

Die Ansätze zu solcher Umwandlung des eigentlich römisch-italischen Wesens begannen, wie bereits früher berührt, gleich schon mit *Constantin dem Grossen* in weiterem Umfange bemerkbar zu werden. Im Ganzen indess erscheint dessen Regierung und auch noch die seiner nächsten Nachfolger bis auf *Theodosius dem Grossen* immerhin erst noch als eine Zeit des Ringens der heidnischen Tradition mit dem neuen Zustand der Dinge und vor Allen *Constantin* selbst noch als der lebendigste Repräsentant eben dieser in stetem Schwanken begriffenen allmäligen Auflösung. Obschon derselbe das Christenthum selbständig zur Herrschaft erhob

hatte und sich auch als dessen Beschützer erwies, liess er nichtsdestoweniger daneben den heidnischen Kultus zu Recht bestehen; auch nahm er fortan durchaus keinen Anstand die höchsten Ehrenstellen im Staat, ausser mit christlichen Bekennern, mit heidnischen Römern zu besetzen. Und ebenso dauerten unter ihm, so weit dies irgend mit der Anschauung des Christenthums zu vereinigen war, auch in Byzanz die im alten Rom hauptsächlich zu Gunsten des müssigen Pöbels gebräuchlichen, öffentlichen Schauspiele (nur mit Ausschluss der Gladiatoren) und die dort während der Kaiserzeit allgemein üblichen Volksspenden fort. Ja sogar ungeachtet dass ihm die Christen allein in der Residenz vierhundert und dreissig Kirchen verdankten, war er doch selbst in der Wahl des Glaubens mit sich so wenig einig geworden, dass er seine christliche Taufe bis kurz vor seinem Dahinscheiden verschob. Wenn dem gegenüber nun aber auch der ja überdies vom Kaiser ausdrücklich als „Stand“ bestätigten Priesterschaft, als dem Vertreter der neuen Lehre die volle Gelegenheit geboten war, dem so noch wuchernden Heidenthum mit wahrer Begeisterung entgegen zu wirken, fehlte es gleichwohl doch auch diesem zunächst noch an der dazu nöthigen Selbstbeherrschung und namentlich an der doch aus Christi Wesen selbst so wunderbar hervortretenden, innerlichsten Bescheidenheit, wie überhaupt wohl an dem tieferen Verständniss der christlichen Lehre an und für sich. Anstatt sich dieser ganz hinzugeben und einzig aus solcher Hingebung heraus auf die Veredlung des Geistes zu wirken, benutzten die Priester gar oft ihre Macht in rein persönlicher Anmassung. Ja schon jetzt versäumten sie nicht, sich mit dem leicht beweglichen Mantel erheuchelter Demuth zu bekleiden und sich als die „Auserwählten des Herren“ über den Kaiser zu erheben. Auch waren sie, und zwar schon lange bevor ihre staatliche Anerkennung durch *Constantin den Grossen* erfolgte, so vielfach von der ursprünglichen Lehre in Aufstellung von verfänglichen Auslegungsweisen abgeirrt, dass sie sich alsbald, nachdem sie sich in ihrer nunmehrigen Stellung frei fühlten, sogar unter einander mit Hass verfolgten. Ohne somit dem Heidenthum ein nachahmungswerthes Beispiel zu geben, trugen sie vielmehr noch gar dazu bei, jenes mit Unbehagen und Misstrauen gegen das Christenthum zu erfüllen, wie denn auch der um diese Zeit lebende Heide *Ammian* bemerkt, „dass ja die Feindseligkeiten der Christen zu einander weit heftiger seien, als die Wuth der wilden Thiere gegen ihre Feinde, die Menschen.“ —

Nach dem Tode *Constantins* trat diese Zwiespaltigkeit so-

fort und zwar in Person seiner leiblichen Erben ohne jedwede Rücksicht hervor. Obschon er für die Erhaltung des Reichs und seiner eigenen Dynastie durch eine Vertheilung des Ländercomplexes unter seine Söhne und Neffen mit aller Umsicht vorgesorgt hatte,<sup>1</sup> begann alsbald unter diesen selbst, welche jenen mannigfachen kirchlichen Spaltungen verfallen waren, der heftigste Kampf um die Oberherrschaft. Während in diesem Kampf sich die Streitenden unter beständig mit Mord verbundenen Usurpationen vernichteten, und als Christen jedes Gefühl von Menschenwürde und Nächstenliebe im tiefsten Grunde verleugneten, gewann nun auch dadurch die immer noch wache und überaus zähe Reaction des Heidenthums gegen das Christenthum einen nur um so günstigeren Boden, so dass gleich schon der nächste Nachfolger, *Julian*, der dem Heidenthum zugeneigt war, es wagen konnte, dies abermals als Staatsreligion herauf zu beschwören (361). Wie sich dazu die Christenheit in Wahrheit verhalten haben mag, dürfte sich kaum mehr ermessen lassen; jedenfalls aber ist anzunehmen, dass gerade ein solcher bedrohlicher Schlag für eine festere Vereinigung derselben nicht ohne nachhaltige Folgen blieb. Im Uebrigen hatten bei alledem die Christen noch von Glück zu sagen, dass jener Kaiser ein Philosoph im besten Sinne des Wortes war und bei aller Extravaganz mit der er sich auch bethätigte, dennoch in echt römischem Geiste jedweden Kultus duldete und dass er, was freilich noch wichtiger war, schon kaum nach Verlauf von zwei Jahren starb. — Mit ihm, dem Letzten aus der Familie des *Constantins* wurde das Heidenthum wiederum zu Grabe getragen, zugleich aber auch dem letzten Rest wirklich römischer Sinnesart für alle Zeiten der Boden entzogen. Ueberhaupt aber tauchte diese im Grunde genommen jetzt nur noch einmal nach dem Ableben des *Julian* in der Erhebung der nächsten Nachfolger, des *Jovian* und des *Valentinian*, jedoch auch nur noch insofern auf, als diese nach ächt prätorianischer Weise, ausschliesslich durch die Soldaten geschah. Ungeachtet dann *Valentinian* dem Christenthum durchaus zugeneigt war und sich auch sonst für Verbesserung zahlreicher Missstände eifrig bemühte, liessen ihn vielfach bedrohliche Kämpfe, die er nebst seinem zum Mitregenten

<sup>1</sup> Nach der von *Constantin* zwei Jahre vor seinem Tode festgestellten Reichsordnung erhielt *Constantin II.* Britannien, Gallien, Spanien; *Constantius II.* Syrien und Aegypten; *Constans* Italien und Afrika; der Neffe *Dalmatius* Thrazien, Makedonien, Illyricum und Achaja mit Einschluss von Griechenland, und dessen Bruder *Hannibalian* römisch Armenien, Pontus und die daran grenzenden Länder.

ernannten Bruder zu leiten hatte, doch kaum zu einer durchgreifenden, auch das Christenthum an und für sich fördernden Umgestaltung gelangen. Dies zu vollziehen blieb nun erst dem Nachfolger, *Theodosius*, vorbehalten. Sofort nach dessen Besitzergreifung, zwischen 388 und 391, erliess derselbe und zwar als der erste Monarch der in dem wahren Glauben auch der Form nach getauft worden war strenge orthodoxe Edikte, welche den Sturz des Arianismus und die alleinige Befestigung der katholischen Kirche zur Folge hatten. Ausserdem gewann unter ihm, was die Succession betraf, das Erbrecht eine so feste Grundlage, dass solches trotz allen späteren Usurpationen und Staatsintriguen, ja während der langen Dauer des Reichs, unausgesetzt seine Geltung bewahrte. Hinsichtlich der äusseren Verfassung des Staats hielt er dagegen im Allgemeinen an der schon von *Constantin* eingeführten, starren Rangordnung der Stände fest, wie er denn auch mit Bezug auf den Hof und den dort bereits üblichen Pomp keine entscheidende Aenderung traf. Sonst aber hatte sich eben auf Grund jenes vom Hofe begünstigten Luxus (durch die Regierung des *Julian* kaum auf einige Zeit unterbrochen), der gesellschaftliche Verkehr zu einer dem völlig entsprechenden Schlawheit und inneren Hohlheit herausgebildet, gleichwie denn schon jetzt die Bevölkerung im Ganzen eigentlich nur noch eine kraftlose, von jeder Partei leicht bewegliche, unselbständige Masse ausmachte.

Nach dem Tode des *Theodosius* (um 395) ward zufolge seiner Verfügung das Reich unter seine beiden Söhne *Honorius* und *Arkadius* dergestalt in zwei Theile gespalten, dass Letzterer das ganze Morgenland, jener die Abendländer erhielt. Indess so zweckmässig solche Trennung auch erdacht gewesen sein mag, zeigte sich dennoch nur allzubald durch den Verlust der Abendländer an die vordringenden nordischen Sieger, wie wenig *Theodosius* die Misslichkeit einer derartigen Spaltung im Verhältniss zu der Weltlage wirklich erkannt und gewürdigt hatte. Mit dieser Trennung hörte allmählig nicht nur das gemeinsame Interesse, welches bis dahin die Länder verband, vielmehr auch deren dadurch geförderte Gleichmässigkeit der Entwicklung auf: Während sich vordem der Osten und Westen in jeder Richtung der Bildungssphäre immer noch gegenseitig ergänzt und gleichsam zum Fortschritt gesteigert hatten, blieb fernerhin jedes der beiden Reiche in seiner Durchbildung auf sich angewiesen, wodurch denn zugleich im oströmischen Reich und vorzugsweise zunächst in *Byzanz* das hier ja von vornherein stärker begünstigte orientalische Element in noch bei weitem rascherem Fluge zur ausschliesslichen

Herrschaft gelangte.<sup>1</sup> Auch trat nun dieses Sonderverhältniss gleich schon unter *Arkadius* (von 394 bis 408) einerseits in rein äusserer Beziehung in einer bisher noch nicht dagewesenen Steigerung der höfischen Pracht und rücksichtlich der inneren Verwaltung in dem Beginn einer förmlichen, durch Eunuchen und Weiber bestimmten Serailregierung ersichtlich hervor. Als sodann aber nach dessen Tode die gesammte Verwaltung des Staats an den Höfling *Artemius* und an *Pulcheria* überging und von *Pulcheria*, einer Betschwester, vierundvierzig Jahre bevorstandet blieb, fasste hier während dieser Epoche und der zunächst darauf folgenden die Orientalität so festen Fuss, dass diese endlich jedwede Spur des wenn hier überhaupt noch vorhandenen römischen Sinnes und Wesens verwischte. Ja, bereits im Verlauf dieser Zeit war das byzantinische Volk in dem asiatischen Kulturelement selbst schon bis zu dem Grade erstarrt, dass es sich ebensowohl zu den inzwischen das Reich bedrohenden, verwüstenden Zügen der Perser und Hunnen, als auch zu dem Verluste Italiens und der sämmtlichen westlichen Länder fast fatalistisch verhalten konnte.<sup>2</sup>

Mitten aus solchem Zustand heraus bestieg *Justinian* den Kaiserthron. Ihm, als einem Kind seiner Zeit, blieb im Grunde kaum Weiteres zu thun, als innerhalb der so einmal erstarrten, indess noch wenig geeinigten Formen, welche nunmehr das Leben beherrschten, eine feste Ordnung zu schaffen. Und dies vollbrachte er während der Dauer seiner allerdings langen Regierung (zwischen 527 und 565) mit einem so scharfen und sicheren Blick, dass die von ihm für die Leitung des Staats zusammengefassten Institutionen in dem byzantinischen Reich, ja bis zu dessen Untergange, unausgesetzt ihre Kraft bewahrten. Was sich daselbst vor seiner Zeit in Hinsicht der inneren und äusseren Verwaltung, des Handels, der Industrie u. s. w. unter mancherlei Willkürlichkeit und bis zur Verwirrung im Einzelnen neben einander entfaltet hatte, wurde durch ihn zu einer bestimmten Gesetzgebung schematisirt, jedoch nun dabei auch gleich wieder vor Allem, völlig nach

<sup>1</sup> Gerade aus diesem Verhältniss erklärt sich auch der dauernde Einfluss, den Byzanz, namentlich in künstlerischer Beziehung, auf Italien ausübte. Denn da durch diese Trennung, wie gesagt, eben die gleichmässig fortschreitende Entwicklung beider Länder gehemmt ward, sich sodann aber Byzanz, wenn auch nur noch in einseitiger Richtung, doch immerhin zu selbständiger Besonderheit fortentfaltete, dagegen Italien fortan mehr und mehr verfiel, musste sich ja letzteres dem griechischen Nachbarstaate allmählig um so untergeordneter fühlen. — <sup>2</sup> „Seit dem Falle des römischen Reiches im Westen ist ein Zeitraum von 50 Jahren (476—527) mit dem ruflosen Namen der Kaiser Zeno, Anastasius und Justin nur schwach bezeichnet.“

despotischer Art, der Hof und die eigene Person des Kaisers als der Centralpunkt aller Macht, als unantastbar voran gestellt. Wenschon sich dann nach dieser Anordnung der Zustand hier auch im Allgemeinen bei weitem günstiger stellte wie früher und der Wohlstand der Bürger zunahm, war damit dennoch eben in Folge jener despotischen Stellung des Kaisers jeder selbständigen Entwicklung eine nur enge Grenze gezogen. So unter anderen, ganz abgesehen von noch tiefer greifenden Bezügen, trat *Justinian* aller freien Bewegung auf den für die Wohlfahrt des inneren Staatslebens so wichtigen Gebieten der Industrie und des damit verknüpften Handels durch die grausamsten Staatsmonopolien in einer so lähmenden Weise entgegen, dass man ihn denn wohl mit vollem Rechte als den Urheber der in *Byzanz* bis zu Ende des elften Jahrhunderts auf das Drückendste fühlbar gebliebenen Finanzzerrüttung betrachten kann.<sup>1</sup> Nächst dem aber dürfte für die unter ihm auch im gesellschaftlichen Verkehr herrschende sittliche Anschauungsweise schon dessen Ehe an und für sich ein ziemlich maassgebendes Zeugniß gewähren; denn wenn selbst der Herrscher nicht Anstand nahm, sich mit einer berüchtigten, dem gemeinsten Handwerk ergebenden öffentlichen Schauspielerin, *Theodora*, zu vermählen, wie mochte es da erst mit den Ehen und dem Privatleben überhaupt der übrigen Stände beschaffen sein? — Wird dann gleichwohl der Letzteren von einzelnen Schriftstellern nachgerühmt, dass sie seit ihrer Verheirathung ihrem ausschweifenden Leben entsagt und sich in „allerchristlichster Demuth“ ihrem Manne gewidmet habe, fehlt es doch nicht an anderen Notizen, welche dem geradezu widersprechen, was denn nur um so entschiedener auf die inzwischen stattgehabte allgemeinere innere Verderbtheit der sittlichen Zustände schliessen lässt. — Jedenfalls liegt es ausser Frage, dass während der Herrschaft *Justinians*, der überdies seinem Charakter nach eines festen Haltes entbehrete und bald das Beispiel üppigsten Luxus, bald das des niedersten Geizes gab, und ungeachtet er es verstand, sich mit den ausgezeichnetsten Kräften seines Reiches zu umgeben, das gesellschaftliche Verhältniss im innersten Marke zerrüttet war, und dass sich alsbald nach seinem Tode diese Zerrüttung in seinem Neffen (die Ehe des Kaisers war kinderlos) auf das Trübseligste offenbarte.

Die Regierung dieses Nachfolgers, *Justinus II.*, welche nicht länger als von 565 bis 574 währte, bildete eine fortlaufende Reihe

<sup>1</sup> Vergl. D. Hüllmann. Geschichte des byzantinischen Handels. S. 11 ff.; bes. S. 14.

von Schmach nach Aussen und Elend im Innern. Nichts half es mehr, dass man jetzt neben denselben den edler gesinnten *Tiberius* setzte und schliesslich ihn auf den Thron erhob; gegenüber der nunmehr bereits zum Aeussersten hin getriebenen Entartung fühlte auch dieser sich viel zu schwach das Scepter mit einigem Erfolg zu führen und übergab es nach kurzer Frist dem kräftigen und strengen *Mauritius*. Indess vermochte sich auch dieser Letztere nur von 582 bis 602 zu behaupten. Er wurde von der Armeegestürzt und statt seiner *Phokas* erwählt, der sich sofort durch die grausamsten Marter, die er ohne Recht und Gewissen über die Unterthanen verhängte, gleichsam als Nemesis ankündigte. — Während solches unheilvollen Wechsels, der erst mit dem gewaltsamen Tod des *Phokas* um 610 abschloss, war zugleich ein beträchtlicher Theil der unter der Herrschaft *Justinians* durch *Belisar* wieder gewonnenen Länder (darunter das ganze Italien) abermals stückweis verloren gegangen. Ausserdem hatte sich im Osten ein für das Reich noch verderblicherer Schlag zu endlicher Ausführung vorbereitet: Nicht lange nachdem *Heraklius* den byzantinischen Thron einnahm, schon seit 621 gelang es den *Persern* und *Avaren* das gesammte oströmische Reich bis auf *Byzanz* und wenige Reste von Afrika und Italien und einige minder bedeutende asiatische Seestädte zu erobern. Dazu fand bald nach *Heraklius*, der vom Jahre 610 bis 642 regierte, gegen den Schluss des siebenten Jahrhunderts eine Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen Kirche statt. —

Unter so bewandten Umständen und namentlich bei der durch jene Verluste herbeigeführten äusseren Beschränkung des aber an sich schon stagnirenden byzantinischen Elements, wurde diesem schliesslich auch jede Fähigkeit sich fortzugestalten gewissermassen für immer benommen. Von nun an blieb es ihm nur noch vergönnt, sich ganz auf sich selber zurückzuziehen und seine einmal gewonnene Form gleichsam als Prototyp festzuhalten, was denn auch während der langen Dauer von dem Tod des *Heraklius* (vom Jahre 641) mit nur geringer Unterbrechung einiger schwachen Wandelungen bis auf *Isaak Angelus*, bis um 1185, und eigentlich selbst noch bis zu der Eroberung Constantinopels durch die „Lateiner“ (1204) in der That der Fall war. — Die wichtigste Begebenheit in den ersten Jahrhunderten dieses „Zeitraums der Finsterniss“ war ein von *Leo dem Isaurier* im Verlauf seiner Oberherrschaft (718 bis 741) lebhaft angefachter Streit über die Zulässigkeit der Bilder innerhalb des christlichen Kultus, ein Streit, der bei aller Aeusserlichkeit 120 Jahr dauerte,

zu den blutigsten Aufritten führte und endlich für jene schon oben berührte Kirchenspaltung den Ausschlag gab. — Seit der Vollendung dieser Spaltung stellten sich die römischen Päpste unter den Schutz der fränkischen Herrscher.

Gegen das Ende des Bilderstreits dämmerte ein nur schwacher Strahl von Wiederbelebung geistiger Interessen mit der Erhebung des grausamen, jedoch den Künsten und Wissenschaften nicht abgeneigten *Theophilus* auf (von 829 bis 842). Dieser wenigstens bemühte sich während seines theils kriegerischen, theils mehr friedlichen Verkehrs mit der inzwischen zu hoher Macht gelangten arabischen Dynastie, dem glänzenden Hof der *Abbasiden* — an den er auch eine Gesandtschaft schickte, — seinem Hof durch Herbeiziehung von Gelehrten und anderen, den technischen Künsten ergebenden Männern, einen dem ähnlichen Glanz zu verleihen. Indess gleichwie ein solches Bemühen immerhin nur ein persönliches war und eben auch nur den beschränkteren Kreis der nächsten Umgebung des Herrschers berührte, dürfte es auf den Gesamtzustand kaum von Wirkung gewesen sein, ja auch wohl selbst mit Bezug auf den Hof, bei der hier allgemein herrschenden Richtung, wesentlich nur eine Nachahmung und Uebertragung von Aeusserlichkeiten der *Abbasiden* herbeigeführt haben. —

Der Nachfolger des *Theophilus*, dessen Sohn *Michael (III.)*, war wenig geeignet die vom Vater eingeschlagene Bahn zu verfolgen. Er, im tiefsten Grunde entartet, vermochte sich nur in eiteler, völlig neronischer Verschwendung und in thatsächlicher Verspottung des christlichen Glaubens hervorzuthun. Erst nachdem dieser ermordet war (um 867), fand sich wiederum in dessen Nachfolger, *Basilius I. dem „Makedonier“*, ein Mann von ernsterer Gesinnung, den überdies eine tiefere Erkenntniss der Verkommenheit seines Reichs und eine feste Willenskraft, derselben entschieden entgegenzuwirken vor allen Anderen auszeichnete. Wäre unter diesem Regenten das Volk überhaupt noch zu höherer, geistiger Erhebung fähig gewesen, würde es nunmehr ohne Zweifel mindestens die Keime dazu, wenn nicht entfaltet, doch angesetzt haben. So aber blieb auch dessen Regierung ungeachtet der mannigfachen Verbesserungen die er anbahnte, und ungeachtet es ihm gelang den Stolz der Sarazenen zu beugen, vorerst noch ohne wahrhaften Erfolg, und schon gleich sein nächster Nachfolger, *Leo VI. der „Philosoph“* (um 886) kehrte abermals zu dem früheren leeren Schaugepränge des Hofes und, was noch mehr, zu der kaum beseitigten feilsten Serailwirthschaft zurück. Den besten Beweis wie überaus tief man bald nach der Zeit des



*Basilius* in dieser rein auf das Aeussere abzweckenden, hohlen Richtung befangen blieb, vermöchte allein schon der Umstand zu liefern, dass der als gelehrt hochgeschätzte Enkel des Kaisers, *Constantin „Porphyrogenitus“* (911) im Stande war über das Ceremoniel des byzantinischen Kaiserhofes mit der ängstlichsten Gründlichkeit ein jedes geistigen Aufschwungs bares umfangreiches Werk zu verfassen.<sup>1</sup> —

Bei alledem war mit *Basilius I.* ein im Ganzen besser gartetes Herrschergeschlecht, wie lange bevor, an die Spitze des Reiches getreten. Und obschon nun auch weder nach ihm, noch unter seinen nächsten Nachfolgern die Byzantinität überhaupt eine sie etwa aus ihrer Erstarrung zu neuem Leben aufraffende geistige Förderung erfuhr, gewann sie mindestens während der Dauer eben dieser Dynastie in einzelnen ihrer Herrscher selbst, wohl auch mit auf Grund der nun bis ins Kleinste ausgebildeten höfischen Pracht, vorzugsweise nach Aussen hin den täuschenden Schein einer solchen Erhebung. Als sich dann *Nicephorus II. „Phokas“* (seit 963) als ein wirklich thatkräftiger und zugleich überaus frommer Held die ihm gebührende Anerkennung auch in der Ferne erworben hatte, stand dessen Thron bei auswärtigen Mächten wiederum dergestalt in Ansehen, dass sich der abendländische Kaiser *Otto II.* um *Theophanu*, die älteste Tochter des *Romanus*, und *Wlodomir*, der Herzog von Russland, um *Anna*, die jüngere Tochter desselben, bewarben und die Ehen vollzogen.

Aber mit der Regentenfolge aus dem Stamme des *Basilius* — worunter sich noch die beiden Thronerben des *Nicephorus*, *Johannes Zimiszes* (um 969) und *Basilius II.* (um 976) durch Thatkraft und Tapferkeit auszeichneten — erlosch zugleich jener ja an und für sich stets nur noch von der Persönlichkeit der Herrscher abhängige Schimmer des Reichs in einer Reihe entweder schmachvoller oder doch gänzlich unfähiger Kaiser. Diese trübselige Reihe begann mit *Romanus III. „Argyros“* um 1028 und endete erst nach einem halben Jahrhundert, in welchem nicht weniger als zwölf Monarchen schnell hintereinander beseitigt waren, mit *Nicephorus „Botaniates“* oder *Nicephorus III.* um 1081. —

Gleichsam als habe sich hiermit das Ziel des byzantinischen Kaiserreiches eher erfüllt als dessen Stunde vom Schicksal vorgeschrieben stand und bedürfe es bis dahin zu seiner Fristung

<sup>1</sup> *Constantini Porphyrogeniti imperatoris de ceremoniis aulae byzantinae libri duo, gr. et lat., ex recensione J. J. Reiskii, cum ejusdem commentariis integris. Romae 1829—1840.*

ein Gegengewicht, erschien ihm, wie einst in *Basilius*, nun wieder in *Alexius I.* nicht sowohl ein thatkräftiger Regent, sondern zugleich auch ein neuer Begründer eines gesünderen Herrschergeschlechts, der comnenischen Dynastie. Obschon *Alexius*, ganz abgesehen von der Verkommenheit der Zustände, die sein eigenes Reich darbot, durch die Araber, Normannen und Türken und durch die Kreuzfahrer hart bedroht ward, gelang es ihm mit umsichtigem Blick dem Allen fest entgegenzutreten, seinen wankenden Thron zu wahren und ausserdem der innern Verwaltung, der Heeresverfassung und der vor ihm zur Willkür herabgesunkenen Gesetze eine so sichere Grundlage zu geben, dass es förmlich den Anschein gewann, als feiere *Byzanz* seine Wiedergeburt. Jedoch war dies eben auch nur ein Schein, ähnlich dem welchen *Basilius* und dessen Nachkommen durch ihre Person über das Reich hin verbreitet hatten, — ein Schein der denn auch nur wieder so lange seine täuschende Wirkung bewahrte, als sich die Nachfolger des *Alexius* im Geiste ihres Stammvaters bewegten, ohne dass davon im Grunde genommen das byzantinische Wesen an sich durchleuchtet oder gar neu belebt ward. — Solcher rein persönliche Schimmer erreichte dann unter den nächsten Thronerben, unter *Johann* oder „*Kolo-Johann*“ und seinem jüngerem Sohn *Manuel*, in dem Zeitraum von 1118 bis 1179, den höchsten, fernhin strahlenden Glanz. Beide, kraftvoll an Körper und Sinn, vermochten dem Reiche nun nicht allein in den sich stets erneuernden Kämpfen mit Türken, Lateinern und Donauvölkern die ihm von *Alexius* wieder errungene Anerkennung nach Aussen zu sichern, sondern diese im ferneren Verlauf abermals, wie *Nicephorus II.*, selbst bis zu einer weitgreifenden politischen Verbindung mit den noch jungen westlichen Mächten zu erheben. Ja, *Manuel* gelang es sogar die seine Hauptstadt bedrängenden, kühnen Normannen zurückzuschlagen und einen nicht unbeträchtlichen Theil von Italien zurückzuerobern. —

Hätte die rein persönliche Grösse auf das byzantinische Volk überhaupt von Einfluss sein können, wäre es unter solchem Verhältniss, eben mit Hülfe dieses Einflusses den Nachfolgern vielleicht möglich gewesen, das an sich überaus morsche Reich zu noch fernerer Dauer zusammenzuraffen. Dies indess war ihnen nicht vergönnt; denn solche Stütze fanden sie nicht und ihnen selber gebrach es an Kraft. Was von den drei genannten Comnenen Bewunderungswerthes erreicht worden war, ward während der Herrschaft der folgenden — *Alexius II.*, (1180), *Andronicus I.*, „*Comnenus*“ (um 1183) und *Isaak II.* „*Angelus*“ (um 1185) —

wiederum gänzlich eingebüsst. Bereits um 1185 gingen die jüngst eroberten Länder abermals an die Normannen verloren. Und nach etwa kaum zwanzig Jahren fiel unter der äusserst schmachvollen Wirthschaft *Isaaks II.* und seines Bruders *Alexius* schliesslich die Hauptstadt selbst in die Gewalt der siegreichen Kreuzfahrer. Sie sodann übertrugen die Leitung zwar zunächst wieder auf *Isaak II.* und daneben auf dessen Sohn, den feilen *Alexis Angelus*, wurden indess bald durch das Bemühen des Letzteren sich unabhängig zu machen zu einer zweiten Eroberung von Constantinopel aufgefordert, welche nunmehr den endlichen Sturz des griechischen Thrones zur Folge hatte (1204). —

Mit diesem Fall des alten *Byzanz* unter die Herrschaft fränkischer Fürsten, die sofort den Besitz unter sich theilten und *Baldwin I.* zum Kaiser erwählten, hörte denn freilich die Selbständigkeit des Reiches als „griechisches“ Kaiserreich auf; doch nicht so das byzantinische Wesen, das vielmehr ungestört fort dauerte. Dies war seit einem halben Jahrtausend bereits so völlig in sich erstarrt, dass es jetzt kaum noch die Fähigkeit zu einer Aufnahme fremder Einflüsse oder wohl gar zu einer Umwandlung durch die von den Franken nach hier übertragenen Anschauungsweisen und Sitten besass. Höchstens dürfte ein solcher Einfluss, indess auch immer nur äusserst langsam und in ziemlich beschränktem Maasse in den nicht allzu grossen Gebieten zu einiger Geltung gekommen sein, welche bei der Theilung des Landes den Venetianern zuerkannt waren und wo sich dieselben in weiterer Verzweigung eines thätigen Handelsbetriebes dauernder zu behaupten vermochten.

Ungeachtet dann nach dieser Zeit *Byzanz* noch mehrfach politisch bewegt und durch *Michael Paläologus*, der seit 1259 die fränkischen Gewalthaber vertrieb, wiederum unter die Oberherrschaft einer griechischen Dynastie kam, auch in dem eben genannten Kaiser einen ebenso tapferen als vortrefflichen Staatsmann fand und sogar diesem die Wiedereroberung vieler westlichen Länder verdankte, vermöchte es sich auch demgegenüber nicht aus seiner geistigen Erstarrung zu einiger Höhe zu erheben. Und in solcher Verknöcherung, die nach dem Tode des *Paläologus* unter der ruhmlosen Oberherrschaft seines Nachfolgers *Andronicus*, vom Jahre 1282 bis 1332, nur um so schroffer zu Tage trat, verharrte es fortan unwandelbar bis zu seinem entscheidenden Sturz durch die anstürmenden Osmanen um 1453. — Ja, was jene Verknöcherung betrifft, so wurde diese auch damit noch nicht in ihrem Grundelemente zerstört, son-

dem gleichsam nur auf bestimmte engere Grenzen eingeschränkt, in denen sie sich, wie in der Ausübung der griechischen Kunst für kirchliche Zwecke, bei den Mönchen des Berges *Athos* bis auf die Jetztzeit fortgepflanzt hat.

### Die Tracht.<sup>1</sup>

Die Weise in welcher *Constantin* die Bevölkerung seiner neu gegründeten Hauptstadt betrieb, brachte eine fast unmittelbare Uebertragung italischer Sitte, italischer Tracht und Mode nach

<sup>1</sup> Das Kostüm der Byzantiner hat bisher keine selbständige Behandlung erfahren, auch fehlte es dazu an Vorarbeiten. Das diesen Gegenstand betreffende bildliche und literarische Material liegt in vielen, zum Theil sehr umfassenden Werken zerstreut. Von diesen sind hier, namentlich bildlicher Darstellungen wegen, hervorzuheben 1. Werke mit Abbildungen der Mosaiken der ältesten christlichen Kirchen; 2. Werke mit Darstellungen griechischer Miniaturen, und 3. Werke mit Abbildungen von Gegenständen griechischer Kleinkunst und Technik, sofern auf diesen die Tracht zur Erscheinung kommt: — 1. Werke mit Abbildungen von Mosaiken: J. Ciampini. *Vetera monumenta in quibus praecipua musiva opera illustrantur etc.* Roma 1747 (mit äusserst mangelhaften, für den vorliegenden Zweck kaum nutzbaren Stichen); G. Seroux d'Agincourt. *Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au 4me siècle jusqu' à son renouvellement au 16me.* 6 Vols. Paris 1823. (Dasselbe: Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architektur. Sculptur und Malerei vom 4. bis 16. Jahrhundert etc., revidirt von A. F. v. Quast) „Malerei“ (zumeist Nachbildungen nach Ciampini). F. v. Quast. Die altchristlichen Bauwerke von Ravenna vom 5. bis zum 9. Jahrhundert. Mit 10 Tafeln. Berlin 1842 (enthält nur wenig Figürliches). F. G. Guttonsohn und J. M. Knapp. Denkmale der christlichen Religion oder Sammlung der ältesten Kirchen oder Basiliken, mit Text von C. Bunsen. Rom 1843 (eine gute Uebersicht in chronologischer Folge). Gally Knight. *The ecclesiastical architecture of Italy. From the time of Constantin to the fifteenth century.* 2 Vol. London 1842 (mit Darstellungen in Buntdruck). Johann und Louise Kratz. *Der Dom des heiligen Marcus in Venedig.* Venedig 1844. Fol. u. 4. (Mit besonderer Berücksichtigung der Mosaiken und vorzüglichlichen Konturen derselben). W. Salzenberg. *Altchristliche Baudenkmale von Constantinopel vom 5. bis 17. Jahrhundert.* Auf Befehl S. M. des Königs. Im Anhang: Des Silentiarius Paulus Beschreibung der heiligen Sophia und des Ambon von C. W. Kostüm. Berlin 1854 (die Mosaiken der Sophien-Moschee zum Theil in trefflichem Farbendruck). L. Lohde. *Der Dom von Parenzo.* Ein Beitrag zur Kenntniss und Geschichte altchristlicher Kunst. Berlin 1859 (Abbildungen der hier vorhandenen Mosaiken). Für Sicilien: Serra di Falco *Del Duomo di Monreale e di altre chiese siculo Normanne.* Palermo 1838 (die betreffenden Darstellungen nur klein und flüchtig, besser dagegen in) J. Hitortorf und L. Zanth. *Architecture moderne de la Sicile, ou recueil des plus beaux monuments religieux et des édifices publics et particuliers.* Paris 1835 und (jedoch hier nur eine Tafel) Gally Knight. *Saracenic and Norman remains to illustrate the Normans in Sicily.* Fol. — Die Absicht des Dr. E. Braun (in Rom) „Die Mosaiken von Rom in stilgetreuen Abbildungen“ herauszugeben, fand nach dessen Tod keine Nachfolge. Die in Düsseldorf auf der Stadtbibliothek befindliche Sammlung von Durchzeichnungen „byzantinischer

dorthin mit sich. In wieweit sich die Letztere von der eigentlichen griechischen Tracht etwa noch unterscheiden mochte, lässt sich bei dem Mangel betreffender griechischer Monumente aus dieser Epoche nicht mehr bestimmen. Dahingegen dürfte allein schon das Verhältniss, in welchem sich die Kleidung der Römer seit dem Beginne der Kaiserzeit ja überhaupt nur im engeren Anschluss an die des Orients entfaltet hatte, als ziemlich gewiss vermuthen lassen, dass, wenn noch wirklich ein Unterschied zwischen beiden geherrscht haben sollte, dieser keineswegs

Mosaiken“ von J. A. Ramboux (von Dr. F. Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder etc. erwähnt) kenne ich nicht näher und wäre deren Herausgabe sehr zu wünschen. — Vorstehendem ist hinzuzufügen: J. G. Müller. Die bildlichen Darstellungen im Sanctuarium christlicher Kirchen vom 5. bis 14. Jahrhundert. Trier 1835 und Henry Barbet de Jouy. Les Mosaiques chretiennes des basiliques et des églises, décrits et expliqués etc. — 2. Werke mit einzelnen Nachbildungen griechischer Miniaturen: Hauptwerk: Seroux d'Agincourt. Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Malerei etc. (eine chronologisch geordnete Folge, namentlich der vorzüglichsten, in Rom befindlichen griechischen Bilderhandschriften; das Einzelne zum Theil über dem Original durchgezeichnet). T. F. Dibdin. The bibliographical Decameron; or ten days pleasant discourse upon illuminated Manuscripts etc. London 1817. 3 Vol. (nur wenige Proben byzant. Malerei; mehres in dem kostbaren Prachtwerke) Le Comte Bastard. Peintures et ornemens des Manuscrits classés dans un ordre chronologique pour servir a l'histoire des arts du dessin depuis le 4me siècle de l'ère chrétienne jusqu' à la fin du 16me. Noch Weiteres dagegen (in trefflichem Buntdruck) in Hangard-Maugé, C. Ciappori und Ch. Louandre. Les arts somptuaires. Histoire du costume et de l'ameublement et des arts et industries qui s'y rattachent. Paris 1858 (Beispiele aus dem 9. 10. 11. u. s. w. Jahrhundert). — 3. Werke mit zerstreuten Darstellungen griechischer Kleinkunst u. s. w.; Seroux d'Agincourt. Sculptur etc. C. Becker und T. v. Hefner-Alteneck. Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance. Frankf. a. M. 1850 ff. Du Sommerard. Les arts au moyen-âge. Paris 1841 ff. F. W. Fairhold. Miscellanea graphica: A collection of ancient Medieval and Renaissance remains; in the possession of the Lord Londesborough. London 1857. Ernst aus'm Weerth. Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden. I. Abth. Bildnerei. 1. Bd. u. 2. Bd. Leipzig 1857, 1860: Fol. u. 4. J. B. Waring and F. Bedford. Art treasures of the United Kingdom from the arts treasures exhibition Manchester. London 1858 (Prachtwerk. Sculpt. Pl. I. Diptichon). — Didron aîné. Annales archéologiques. 20 Vols. Paris 1844 bis 1860. Ch. Cahier et A. Martin. Mélanges d'Archéologie. Paris 1849 ff. Revue archéologique, ou recueil de documents et mémoires relatifs à l'étude des monuments etc. Paris 1844 ff. C. Corblét. Revue de l'art chrétien Paris. K. v. Czoernig und K. Weiss. Mittheilungen der Kaiserl. Königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Wien 1856 bis 1860; in Verbindung damit „Jahrbuch der Kaiserl. Königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.“ Wien 1856 bis 1860. H. Otte u. F. v. Quast. Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. Leipzig 1857 ff. — Sonst noch Vereinzeltes bei J. Malliot et P. Martin. Recherches sur les costumes, les moeurs, les usages religieux etc. des anciens peuples. Paris 1809 (meist sehr mangelhaft). N. X. Willemin. Monuments français inédits, depuis le 6me siècle jusqu' a commencement du 17me. etc. Paris 1839. J. von Hefner-Alteneck. Trachten des christl. Mittelalters. Nach gleichzeitigen Kunstdenkmälern. Frankf. a. M. 1858. Bd. I. — Einzelschriften und Anderes s. im Verlauf des Textes.

sehr bedeutend und sicher nicht mehr von der Art war, dass er auf die Umgestaltung der römischen Tracht zu der späteren in *Byzanz* allgemein üblichen von entscheidendem Einfluss gewesen sei. Der Hauptgrund zu solcher (doch einzig dem Orient nach der nur ihm eigenen Kulturbedingung wahrhaft gemässen) Gestaltung des Aeusseren beim byzantinischen Römerthum beruhte vielmehr auf dessen innerer Umwandlung der Anschauungsweise seiner Tradition gegenüber. Nachdem dasselbe seit *Constantin* unablässig gedungen ward sein ihm urthümlich begründetes Wesen zu Gunsten eines dem völlig fremden, neuen Entwicklungselements, dem des Christenthums aufzugeben, war es dadurch von vornherein mit sich in einen Zwiespalt gerathen, der es ihm nicht nur unmöglich machte sich naturgemäss fortzuentwickeln, sondern geradezu nöthigte den Blick vom Ursitz der klassischen, heidnischen Ueberlieferung, vom alten Italien abzulenken und ausschliesslich dem Orient, als der Urquelle jener neuen Gestaltung des Lebens, zuzuwenden. Indem nun aber die römische Welt eben nach ihrem Grundelement noch wenig dazu befähigt war einen derartigen Sonderbezug allein nur im geistigen Sinn zu erfassen und dabei wohl überhaupt nicht vermochte das Wesen von der Sache zu trennen, entnahm sie von dort, ganz ihrer noch niederern sinnlichen Anschauungsweise folgend, zuvörderst hauptsächlich die Aeusserlichkeiten. Auch wurde dann fortan hier dieses Bestreben noch durch die Nähe von Asien, als auch insbesondere durch die dem Handel günstige Lage von *Byzanz* und durch den in Folge dessen hier schnell sich steigernden Reichthum und Verkehr in jeder nur möglichen Richtung befördert. —

Seit dem Wiederaufbau der Stadt erstreckten sich deren Handelsbezüge<sup>1</sup> nach wie vor theils bis an die fernsten östlichen Grenzen von Asien, theils unter Vermittlung der Avaren, Bulgaren, Ungarn u. s. w. bis tief in das westliche Europa und endlich durch Türken, Petschenegen, Kumanen und andere Stämme geführt, bis in die nördlichst gelegenen Gebiete namentlich des russischen Reichs. Alles was dieser Ländercomplex irgend Vorzügliches lieferte, als (soweit es die Tracht anbetrifft) vorzugsweise seidene Zeuge, rohe Seide und Leinwand, grobe und feine Wollenstoffe, gefärbte und reich gemusterte Tücher, Häute, Lederarbeit und Pelzwerk,<sup>2</sup> Waffen,

<sup>1</sup> K. D. Hüllmann. Geschichte des byzantinischen Handels etc. Frankf. a. d. Oder 1808. — <sup>2</sup> W. J. Gatterer. Abhandlung vom Pelzhandel. Mannheim 1794. bes. S. 88 ff. A. Böttiger. Griechische Vasengemälde. III. Heft (Weimar 1799) S. 187. D. Hüllmann. Handel. S. 129.

Metalle, Edelsteine, Perlen u. dergl. mehr, gelangte mit nur wenigen Ausnahmen direkt und zunächst auf den Markt von *Byzanz*. War die Mehrzahl dieser Artikel zwar auch schon den älteren Römern bekannt und von diesen seit dem Beginne ihres Luxus verwendet worden,<sup>1</sup> musste sich doch deren Erwerbung nun hier am Ort ihrer Hauptniederlage im Verhältniss zu Italien, da der sie bis dahin vertheuernde Transport und Zwischenhandel fortfiel, um ein Beträchtliches günstiger stellen.

Solche somit schon allein durch die Stellung der Handelsverhältnisse von *Byzanz* hier an und für sich beförderte Verallgemeinerung des Kleideraufwands erhielt dann unter der ordnenden und für die Entwicklung der Industrie thätigen Regierung *Justinians*<sup>2</sup> einen noch weiteren, erfolgreichen Schwung. Nächst dem dass er den Schatz des Staates mit unermesslichen Reichtümern füllte und gleich dadurch, dass er den Pomp des Hofes dem entsprechend vermehrte, den Luxus insgesamt steigerte, kam Letzterem jetzt noch der Umstand zu Gute, dass es zwei griechischen Mönchen gelang aus *Serinda* an obern Indus den Seidenwurm, und zwei Jahre darauf (zwischen 552 und 555) auch den zu ihrer Erhaltung und Pflege nothwendigen weissen Maulbeerbaum nach *Constantinopel* zu verpflanzen.<sup>3</sup> Zuzufolge dessen erhoben sich unter besonderer Vermittelung des Kaisers zuvörderst daselbst und alsbald in *Athen*, in *Theben*, *Korinth* und an anderen Orten umfassende Seidenmanufacturen. Hiernach wurde denn selbstverständlich auch die Verwendung seidener Gewänder, welche man vordem für grosse Summen von Persien hatte beziehen müssen, nicht sowohl überhaupt allgemeiner, als namentlich bei den Byzantinern über die weitesten Kreise verbreitet. Ueberdiess aber entfalteten sich jene griechischen Manufacturen in kürzester Zeit zu solcher Vollendung, dass ihre Produkte schon während der Herrschaft des nächsten Nachfolgers, *Justinus II.* nach der Beurtheilung der Gesandten von Sogdiana, einem der ältesten Sitze der Seidenspinnerei, selbst auch den feinsten chinesischen Seidenstoffen durchaus nicht nachstanden. — Jedenfalls steht dabei ausser Frage, dass die byzantinischen Weber gleich beim Beginn dieser Industrie es mit vielem Geschick erlernten den Rohstoff nach seiner Güte zu sondern und nach den einzelnen Graden derselben zu den verschiedenartigsten, je

<sup>1</sup> S. oben S. 51. — <sup>2</sup> E. Gibbon. IX. S. 275 ff.; bes. S. 312 ff. (Cap. XL). — <sup>3</sup> C. Ritter. Erdkunde VIII. S. 550; S. 701. K. W. Volz. Beiträge zur Kulturgeschichte. Leipzig 1852. S. 84 ff.; S. 153 ff.; dazu E. Gibbon. IX. S. 325 (Cap. XL); XV. S. 158 ff. (Cap. LIII).

nach Verhältniss mehr oder minder kostbaren Gespinnsten zu benutzen. Ja es ist nicht einmal unwahrscheinlich, dass sie auch schon frühzeitig verstanden die Seide zu einer Art von Sammet und einer dem Atlas ähnlichen Glanzheit und Stärke zu verdichten.<sup>1</sup> Ausserdem wird die ausnehmend hohe technische Fertigkeit der Weber bereits zu den Zeiten *Constantins* durch die glaubwürdigsten Zeugen bestätigt.<sup>2</sup> So unter anderen lieferten sie in der eben genannten Epoche Stoffe mit einem durchsichtigen Einschlage, in welchen hauptsächlich Thierfiguren dergestalt künstlich eingewebt waren, dass diese bei der Bewegung der Falten mehr oder minder ersichtlich vortraten;<sup>3</sup> daneben mit Blumen und sonstigen Mustern und (so namentlich für die Christen) mit symbolischen Darstellungen christlichen Inhalts versehene Zeuge. —

Da die Aufnahme derartiger Gewänder von Seiten der Römer auf ihrer Bekanntschaft mit den Geweben des Orients beruhte,<sup>4</sup> unterliegt es wohl keinem Zweifel dass die römischen Kunstwebereien wenigstens in ihrer Ornamentirung (höchstens mit Ausnahme jener erwähnten christlich symbolischen Musterungen) gleich von Hause aus den seither von den Orientalen beliebten, bunten Kleiderstoffen entsprachen. War indess somit einmal der Geschmack für diese Form der Gewandverzierung bei dem römischen Volk überhaupt schon lange vor dem Regierungsantritte *Constantins* zur Geltung gelangt, konnte es allerdings auch nicht fehlen, dass man dann namentlich in *Byzanz*, bei der hier so engen Beziehung zum Osten, dieser Mode durchaus huldigte. In solchem nun allgemeinerem Bestreben, das auch noch durch den von jenem Kaiser am Hof eingeführten asiatischen Pomp<sup>5</sup> von oben herab begünstigt wurde, mussten sich aber denn auch die Weber und wieder vorwiegend die in *Byzanz* noch um so entschiedener auf die Aneignung der ausgezeichneten Kunstfertigkeit der asiatischen Weber ver-

<sup>1</sup> Vergl. Francisque Michel. *Récherches sur le commerce, la fabrication et l'usage des étoffes de soie, d'or et d'argent et autres tissus précieux en Occident et principalement en France pendant le moyen-âge.* 2 Vol. Paris 1854. M. Lesson. *Histoire de la soie, considérée sous tous ses rapports, depuis sa découverte jusqu'à nos jours.* Paris 1857; dazu im Allgemeinen F. Bock. *Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters etc.* I. (Bonn 1859) S. 98 ff. und G. Semper. *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten.* Frankf. a. M. 1860. I. S. 145 ff. — <sup>2</sup> Einzelnes bei F. Münter. *Sinnbilder der alten Christen.* I. S. 21. Emeric David. *Histoire de la peinture au moyen-âge* S. 76. K. Schnaase. *Geschichte der bildenden Künste.* III. S. 109. J. Burckhardt. *Die Zeit Constantins d. Gr.* S. 293. — <sup>3</sup> Ammian. Marcell. XIV. 6. — <sup>4</sup> Vgl. H. Weiss. *Kostümkunde. Handbuch d. Geschichte u. s. w.* II. S. 945 ff. — <sup>5</sup> So erhielt Constantin selbst mehrfach durch Gesandte reich mit Gold und Blumen durchwirkte „barbarische“ Prachtgewänder. Euseb. *vita Const.* IV. 7.



wiesen sehen. Demzufolge entnahmen sie ihre Vorbilder zunächst den Persern und späterhin, seit dem achten Jahrhundert, den jetzt gerade in diesem Zweige der Industrie überaus thätigen und rücksichtlich des Ornamentalen erfindungsreichen Arabern. Hiernach bewegten sich die Dessins der byzantinischen Webereien, die man in noch jüngerem Verlauf „Byzantea“ zu nennen pflegte, zuvörderst (auf Grund der neupersischen Muster) wesentlich in geometrisch gezeichneten planetarischen Gebilden, als Sternen, Kreisen u. dergl. (Fig. 10) mit Beimischung von phantastischen

Fig. 32.



streng behandelten Thierfiguren; ferner hingegen, wie gesagt, im Anschluss an arabische Muster, hauptsächlich noch in Pflanzengestalten, die stets mit anderen, dem Thierreiche oder der Verschlingung von Bändern nachgebildeten „Arabesken“ zu einem Ganzen verbunden waren.<sup>1</sup> Die in der Art gemusterten Stoffe, von denen sich aus früher Epoche nur wenige Reste erhalten haben<sup>2</sup> (Fig. 32), wurden dann selbst wohl je nach der Weise

ihrer Ornamentirung benannt. So einestheils mit besonderem Bezug auf die dabei in den meisten Fällen zur Umrahmung der Thierfiguren verwendeten geometrischen Formen „quadruplum, sexapulum“ u. s. w., andernteils mit Bezug auf die Farbe „rodinum, mixillus, imizinum, leucorhodinum“ u. s. f., auch wohl in Rücksicht sonstiger Ausstattung „auroclavum, chrysoclavum, fundatum, blathin“ oder „blatta“ (was eine Purpurfarbe andeutet) und schliesslich nach dem vorherrschenden Thier das „Löwengewand, das Adlergewand, das Pfauen-, das Einhorngewand“ u. a. — Nächst diesen von den Arabern entlehnten „byzantinischen“ Dessins brachten die byzantinischen Weber schon früh, und was nicht zu bezweifeln ist, als ein von ihnen erfundenes Muster ein von einem Kreise umschlossenes griechisches Kreuz in Anwendung, das jedoch wesentlich auf die Ausstattung der Priestergewänder eingeschränkt blieb (s. unt.). Ueberhaupt aber erhielt Byzanz auch noch aus der Fremde, so aus Italien und später aus

<sup>1</sup> S. bes. F. Bock. Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters I. S. 4 ff. — <sup>2</sup> Derselbe: „Ein byzantinisches Purpurgewebe des 11. Jahrh. in den Mittheilungen der Kaiserl. Königl. Central-Commission. IV. S. 257 ff.“

den in *Sicilien* zu hoher Vollendung gediehenen maurisch-normännischen Webereien, auch selbst aus den fernsten westlichen Ländern, wie insbesondere von *Engelland*, die mannigfaltigsten Prachtgewänder, darunter viele mit Darstellungen einzelner Heiligen und Märtyrer und ganzer Scenen der heiligen Geschichte, <sup>1</sup> des Leidens Christi u. dergl.

Obschon der zuletzt genannte Zweig der figurirten Gewandverzierung bereits von den ersten römischen Christen mehrfach begünstigt worden war, <sup>2</sup> scheint derselbe in *Constantinopel* doch nicht fortgesetzt worden zu sein oder sich unter dem stetigen Einfluss der orientalischen Ornamentik mehr und mehr verloren zu haben. Auch könnte dies seine besondere Begründung einerseits in dem ja namentlich hier mit dem heftigsten Eifer verfolgten Hader um die Zulässigkeit christlicher Bilder und ihrer damit verbundenen hundertjährigen Verbannung (S. 53), anderseits in der Schwierigkeit der zu derartigen Darstellungen erfordernten Webetechnik finden, sofern eben dafür die Araber, da ihnen ihr Kultus die Nachbildung menschlicher Wesen untersagte, <sup>3</sup> keine geeigneten Muster gewährten. Zwar wurden nun solche Kompositionen wohl überhaupt seltener eingewebt, sondern viel häufiger eingestickt oder nur einfach aufgemalt, doch sind dies gerade zwei Arten der Technik, welche vermuthlich unter den Griechen höchstens bei Herstellung reicher Gewänder (in deren Ausstattung durch Edelsteine, Perlen, Goldbleche u. dgl.) als Nebenzweige der Weberei, aber wohl kaum wie im Abendlande, als für sich selbständig ausgebildete Kunstfertigkeiten zur Geltung gelangten. So auch verdankte bei weitem die Mehrzahl der reich figurirten Priestergewänder, deren um das neunte Jahrhundert *Anastasius* „*Bibliothecarius*“ als Geschenke einzelner Päpste und anderer „Gebefreudiger“ in minutioser Schilderung gedenkt, ihre Entstehung den westlichen Ländern. Und lässt sich denn somit auch wohl dasselbe für die dem ähnlich behandelten Stoffe, deren man sich in *Byzanz* bediente, ja vielleicht auch schon für diejenigen, mit welchen der Kaiser *Justinian* die „*Agia Sophia*“ ausstattete, <sup>4</sup> mit mehrer Gewissheit voraussetzen.

<sup>1</sup> Vergl. Émeric David, *Histoire de la peinture*. S. 41; S. 76 ff. — <sup>2</sup> S. oben S. 62. — <sup>3</sup> Obschon der Koran im Grunde genommen die Darstellung lebender Wesen überhaupt verbietet, umging man dies rücksichtlich der Thiere, indem man sie mehr oder minder phantastisch, gleichsam monströs behandelte; vergl. Fig. 32. — <sup>4</sup> S. deren Beschreibung in „*Des Silentarius Paulus* Beschreibung der h. Sophia und des Ambon. Uebersetzt von W. Kortüm. I. Abschnitt Vers 341 bis V. 368 und dazu den Vergleich des geänderten Marmors mit einem Gewebe. II. Abschnitt. Vers 283 bis V. 289.

Demnach dürfte dann aber auch die Mehrzahl selbst derartiger Stoffüberreste, bei welchen die Weise der Darstellungen an die griechische Kunstform erinnert oder wo, wie bei der sogenannten Kaiserdalmatika zu Rom,<sup>1</sup> gar griechisch verfasste Inschriften vorkommen, nichtsdestoweniger zumeist durch fremde, nichtbyzantinische Kunstarbeiter und zwar, was zugleich auch jene bemerkten Besonderheiten erklären würde, auf Bestellung von griechischer Seite nur unter Benutzung griechischer Muster, wie solche etwa die Kleinmalerei auf Pergament darzubieten vermochte, in der That beschafft worden sein.

Schon anders verhielt es sich mit der Verfertigung von gold- und silberdurchwobenen Stoffen. Diese bei den vornehmen Römern bereits seit dem Anfang der Kaiserzeit als westasiatische Fabrikate, als „*Pallia Phrigia*“, unter dem Namen „*attalische*“ Gewande bekannt (S. 10), entsprachen so ganz dem orientalischen Luxusbestreben der *Byzantiner*, dass sie dieselben unzweifelhaft in eigener Bethätigung nachbildeten. Hier bestand die Technik darin, entweder das Muster auf seinem Grunde oder den Grund mit Aussparung des Musters durch wollene mit Gold oder Silber bedeckte, zarte Fäden hervorzuheben;<sup>2</sup> ein Verfahren das auch die späteren persischen Weber thätig betrieben, und welches dann durch die Araber seine glanzvollste Durchbildung erfuhr. — Nur beiläufig sei noch angemerkt, den Aufwand und das dahin zielende Raffinement im Ganzen bezeichnend, dass man selbst die Fasern der Seemuschel, der „*Pinna marina*“, zu Zeugen verwebte (Procop. de aedific. III. 1).

<sup>1</sup> Obschon dieses verhältnissmässig noch gut erhaltene Gewand im Allgemeinen als eine ächt byzantinische Arbeit gilt, habe ich mich dennoch dieser Ansicht nicht fügen können. Vor allem scheint mir gerade der Stil der hier dargestellten figurenreichen Compositionen, soweit dieser aus den vorliegenden Abbildungen erhellt (!), dem zu widersprechen. Will man dabei auch an eine Erhebung der byzantinischen Kunst zu Ende des 12. und im 13. Jahrhundert denken, die Zeit, in welcher diese Dalmatika ihre Entstehung gefunden haben dürfte, übertrifft sie in künstlerischer Beziehung doch fast Alles, was sonst von wirklich byzantinischen Werken bekannt ist. Wo aber bliebe, wäre jene Annahme in der That gerechtfertigt, die wohl begründete und stets wiederholte Ansicht von der „mumienhaften“ Erstarrung griechischer Kunstweise. Ich halte dies Werk in der That für eine auf Bestellung von griechischer Seite ausserhalb Byzanz — ob in Italien? — angefertigte Stickerei mit Zugrundlegung dem entsprechender Vorbilder. Ueberdies geht sowohl aus ihrer Form, als auch aus ihren anderweitigen Ornamenten, worunter das von einem Kreise umschlossene griechische Kreuz eine Hauptrolle spielt, sicher hervor, dass sie ursprünglich nicht zum Gebrauch in der lateinischen Kirche, sondern für den Gebrauch in der griechischen Kirche bestimmt war; vergl. dagegen: Sulpiz Boisserée. Ueber die Kaiserdalmatika in der St. Peterskirche zu Rom. m. 5 Abbildungen; Didron. Annales archéologiques. I. S. 152 ff. — <sup>2</sup> Vergl. G. Semper. Der Stil. I. S. 162.

Was die Färberei anbetrifft, unterliegt es wohl keiner Frage, dass man dieselbe hier ebenfalls unter dem unmittelbaren Einfluss der seit jeher so hochberühmten westasiatischen Kunstfärberei in demgemässer Vollendung betrieb. Sicher färbte man hier wie dort sowohl den Rohstoff, den blossen Faden, als auch die aus ihm gefertigten Stücke in allen noch heut bekannten Haupttönen. Doch scheint es, folgt man den Stoffüberresten und den in griechischen Miniaturen und farbigen Mosaikgemälden dargestellten Gewandungen, dass man die gemusterten Zeuge in älterer Epoche meist doppeltönig (das Muster entweder dunkler oder lichter als dessen Grund) und etwa erst seit dem elften Jahrhundert in reicheren Nuancen hergestellt habe. — Unter den Farben an und für sich nahm wiederum, gleich wie im alten Rom, der Purpur<sup>1</sup> die erste Stelle ein. Ja der Aufwand mit solchen Gewändern, der bei den Römern während der Dauer der Kämpfe *Constantins* mit *Maxentius*, wo jedes Gesetz unbeachtet blieb, auf das Höchste gestiegen war, pflanzte sich dergestalt allgemein auch auf die Bevölkerung von *Byzanz* fort, dass nun gleich *Constantin* selbst sich zu einer äusserst strengen Erneuerung des Purpurverbotes veranlasst sah. Diese neue Verordnung indess betraf dann aber höchst wahrscheinlich ähnlich den früheren Verordnungen, zunächst nur die beiden kostbarsten Arten der „*Purpura blatta*“: die „*oxyblatta*“ und die vermuthlich durch ihren Glanz ausgezeichnete „*hiacinthina*“ — den „*tyrischen*“ oder doppelgefärbten und den „*Amethyst- oder Janthin-Purpur*“, — und höchstens noch die ihnen bis zur Täuschung nachgeahmten unächten Farben. Alle übrigen Nuancen dagegen, die sich wohl abgesehen von dem Schiller und der Dauer des ächten Purpurs, mit diesem in ziemlich gleicher Scala vom Hellrosa bis zum Violet und bis zum dunkelsten Blauschwarz bewegten, blieben unfehlbar auch fernerhin dem privatlichen Luxus überlassen. Aber schon um 424 beschränkte *Theodosius II.* auch die allgemeine Verwendung jeglicher Conchilienfarbe. Doch scheint auch dieses Purpurverbot sich wiederum allein nur auf so gefärbte ganzseidene Kleider erstreckt zu haben. Solche doppelt kostbaren Gewänder waren ausschliesslich ein Insignum der kaiserlichen Obergewalt und unantastbares Staatsmonopol, auf dessen unbefugte Benutzung, sei es zum persönlichen Schmuck oder zur Verwerthung im Handel, gesetzlich die Todesstrafe stand. So aber

<sup>1</sup> Vergl. für das Folgende W. A. Schmidt. Die griechischen Papyrusurkunden der königl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1842; bes. S. 157: „Der Purpurluxus“ und S. 172: „Zur Geschichte des Purpurhandels“.

blieb auch noch nach diesem Gesetz, eben zufolge jener Annahme,<sup>1</sup> die Anwendung mit Conchilienpurpur gefärbter halbseidener und wollener Gewebe und solcher ganz seidener Stoffe erlaubt, bei denen diese kostbarere Farbe nur zum Theil, etwa nur im Gemuster oder nur in Gestalt von Streifen, als Besatz zur Erscheinung kam.

Diese engere Verordnung ward bis zum Tode *Justinians* mit aller Strenge aufrecht erhalten. Hiernach verlor sie allmählig an Kraft, so dass es jetzt sogar die Circusparteien wagen konnten mit „Oxyblatta“ gefärbte Gewänder anzulegen. Dies wurde dann zwar durch *Tiberius II.* (zwischen 578 und 582) abermals gesetzlich beschränkt, doch nunmehr bereits mit Zulassung einer zwei Finger breiten Verzierung von diesem sonst durchaus verbotenen Pigment. Endlich änderte *Leo VI.* (um den Anfang des neunten Jahrhunderts) auch selbst das Verbot des „heilig“ erachteten Kaiserpurpurs, des „*sacer murax*“, durch eine Verfügung dahin ab, dass er die allgemeine Benutzung von so gefärbten Borduren frei gab. Wie lange sich diese Verordnung erhielt, lässt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln; jedenfalls aber scheint so viel sicher, dass seitdem der Gebrauch des Purpurs, allein mit Ausnahme der für die Kleidung des Kaisers bestimmten durchgängigen Färbung vermittelst der ersten und kostbarsten Art, unbeschränkte Verbreitung fand. Ueberhaupt aber ging das Geheimniss dieser besonderen Industrie erst mit der völligen Zerstörung des byzantinischen Reiches unter.

Die noch sonst von den Byzantinern mit Bezug auf die Ausstattung der Tracht ausgeübten Kunsthandwerke gehören wesentlich dem Gebiete der Malerei und der Plastik an. Es waren dies sämmtliche in das Bereich der Goldschmiede- und der Steinschneidekunst fallenden Bethätigungen mit Einschluss der Schmelz- und Emailarbeit. Sie wurden hier nicht nur zur Herstellung von eigentlich selbständigen Schmuckgegenständen, sondern nicht minder zur reicheren Zierde von Prachtgewändern in Anspruch genommen (S. 64). Nächst dem dass man sich vornämlich in späterer, nachjustinianischer Epoche im engeren Anschluss an asiatischen Pomp mit Schmucksachen förmlich belastete, gab man auch in der erwähnten Weise der Gewandverzierung den Orientalen nicht nur Nichts nach, vielmehr fügte dem, wie gesagt, noch die Emailmalerei hinzu: — die Kunst vermittelst Glasfarben ein Bild auf Metall hervor-

<sup>1</sup> Vergl. die gründliche Untersuchung, die diese Annahme zur Gewissheit erhebt, bei A. Schmidt a. a. O. S. 187 ff.

zubringen. Diese Kunst,<sup>1</sup> von deren Herkunft und Alter sich mit Gewissheit nur sagen lässt dass ihrer nicht vor der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts Erwähnung geschieht<sup>2</sup> und dass sie erst gegen das neunte Jahrhundert in Italien nachgeahmt ward, hatte vermuthlich ihre besondere Ausbildung erst bei den Griechen gefunden. So weit die Ueberreste derselben ihre Technik beurtheilen lassen, beschränkte sich diese bis gegen den Schluss des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts auf ein zweifach verschiedenes Verfahren. Das eine, vermuthlich das älteste, bestand darin, dass man auf dem Metallblech, auf welchem das Bild hergestellt werden sollte, seinen Contur durch Befestigung feiner metallener Streifen umschrieb und die so gebildeten flachen Cassettchen mit buntgefärbten Glasflüssen ausschmolz; das andere, indem man die zur Aufnahme dieser Flüsse bestimmten Flächen mit Aussparung des gewünschten Conturs aus dem Metallgrund herausstichelte. Dieses letztere Verfahren indess brachte man hauptsächlich nur bei Geräthen und Gegenständen von grösserem Umfang, ersteres dagegen vorzugsweise bei kleineren Arbeiten, wie eben auch bei Schmuckgegenständen in Anwendung. Ueberdies wurden diese Emails mindestens bis zum Schluss des elften oder zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ausschliesslich auf Gold und erst nach dieser Zeit, doch seltener, auch auf Kupfer gefertigt. — In dem Betriebe der Goldschmiedekunst und den damit sonst noch verbundenen Gewerben, als der Elfenbeinschnitzerei, der Behandlung der Edelsteine, des Bernsteins und dem ähnlicher Stoffe, und in der Metallarbeit überhaupt, waren die Byzantiner natürlich schon an und für sich die nächsten Erben der auf allen diesen Gebieten bereits im höheren Alterthum bei den Griechen und den Etruskern höchst entwickelten Kunstfertigkeit.<sup>3</sup> Da sie hierin denn ohne Zweifel von vornherein mit den Orientalen in jeder Weise wetteifern konnten, dürfte sich

<sup>1</sup> S. darüber: L. Dussieux. Recherches sur l'histoire de la peinture sur émail dans les temps anciens et modernes, et spécialement en France. Paris 1841. M. De Laborde. Notice des émaux exposés dans les galeries du musée du Louvre. 1 Part. (Histoire et description). Paris 1853. Jules Labarte. Recherche sur la peinture en émail dans l'antiquité et au moyen-âge. Paris 1856 m. chrom. Abbildungen; dazu F. Kugler. Zur Geschichte des Emails (im „Deutschen Kunstblatt“. Jahrgang IX. Stuttg. 1858. S. 65 ff.; G. H. Heider in „Mittelalterliche Kunstdenkmale d. österreich. Kaiserstaats. Herausgeg. von G. Heider und R. v. Eitelberger. II. Bd. (Stuttg. 1860). S. 58 ff.; F. v. Quast und H. Otte. Zeitschrift für christl. Archäologie u. Kunst. Jahrg. II. (Leipzig 1860) S. 253 ff. — <sup>2</sup> Unter Justin I. (518 bis 527) und Papst Hormisdas (514 bis 523). — <sup>3</sup> Ueber die Ausbildung des Handwerks bei den genannten Völkern s. das Nähere in H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch etc. II. S. 753 ff.; S. 855 ff.; S. 980 ff.; S. 1058 ff.; S. 1268 ff.

bei ihren Erzeugnissen dieser Art der asiatische Einfluss auch wesentlich nur auf die Form ausgedehnt haben.

Ueberblickt man die ganze Summe der in byzantinischen Werken der Skulptur und Malerei (in Mosaiken, in Miniaturbildern, in Emails u. s. w.) erhaltenen Abbildungen von Trachtenfiguren im Vergleich mit der bei den Römern noch während der Zeit des *Constantins* allgemein üblichen Bekleidung, ergiebt sich sofort dass die Umwandlung dieser Bekleidung zu dem durchaus orientalischen Gepräge der eigentlich byzantinischen Tracht in dem oströmischen Kaiserreich, trotz aller direkten Einflüsse des Ostens, doch nur langsam von statten ging. Namentlich gilt dies von dem Wechsel der Kleidung bei den niederen Ständen, oder dem Volke im engeren Sinne, wofür allerdings nur wenige, doch gerade vollgültige Zeugnisse vorliegen.

I. Mit zu den sichersten dieser Urkunden zählt ein Fragment einer (jetzt übertünchten) Wandmalerei in der „*Agia Sophia*,“<sup>1</sup> das, wie nicht zu bezweifeln ist, aus der Zeit der Wiederaufbauung der Kirche durch *Justinian* datirt. Auf diesem, das somit der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts angehört, erscheinen mehrere Männer und Weiber noch ganz in der alterthümlichen Tracht, (mit einer langermeligen Tunica und einem nur leichten, dem griechischen Mantel entsprechenden Ueberwurf dargestellt. — Eine noch weitere Bestätigung für die Dauer dieser Bekleidung liefert sodann eine namhafte Zahl von betreffenden Abbildungen kleinerer Elfenbeinschnitzereien von unzweideutig griechischem Ursprung. Dahin gehören einerseits mancherlei mehr oder minder reich mit Bildwerk verzierte Kultusgeräthe,<sup>2</sup> andererseits und zwar vorzugsweise mehrere der zumeist in dem Zeitraume vom vierten bis zum sechsten Jahrhundert entstandenen Platten und „*Diptychen*.“<sup>3</sup>

<sup>1</sup> W. Salzenberg. *Altchristliche Baudenkmale*. Bl. XXXI. bes. Fig. 6 u. 7; vergl. Bl. XXX u. Bl. XXXII. — <sup>2</sup> Mehrere derartige Geräte und Reste von solchen besitzt das königl. Museum in Berlin theils im Original, theils in Originalgypsabgüssen. — <sup>3</sup> Abbildungen von *Diptychen* überhaupt in: F. Gori. *Thesaurus veterum diptychorum consularium et ecclesiasticorum*; acc. F. R. Passeri additamento et praef. cum tab. aen. Florent. 1759. J. Montfaucon. *L'antiquité expliquée. Sculpture. Suppl. III. c. 6. S. D'Agincourt. Taf. XII. B. Augustin* in E. Förstemann. *Neue Mittheilungen aus dem Gebiet histor. antiquar. Forschungen*. Halle 1848. Bd. VII. Heft 2. S. 60 ff. *Jahrbücher des Vereins der Alterthumsfreunde in den Rheinlanden VIII (1846)* S. 155 ff. *Trésor numismatique (Recueil général des bas-reliefs I. 12; 17. II. 57; 58. Ch. Cahier et A. Martin. Mélanges d'archéologie I. (Paris 1849)*;

Diese Bilder, zu denen auch einzelne Miniaturmalereien derselben Epoche zu rechnen sind,<sup>1</sup> lassen zugleich noch deutlicher, wie jenes genannte Wandgemälde, die ferner durchgängige Anwendung sowohl der langen Tunica („*Talaris*“ oder „*Dalmatica*“), als auch, jedoch ausschliesslich bei Männern, die des kürzeren Untergewandes, und nächst der sonst allgemeinen Benutzung der früher üblichen Umwurfgewänder, die der (ja auch schon vor dieser Zeit in Italien gebräuchlichen) hosenförmigen Bekleidung der Beine nebst sockenähnlichen Schuhen erkennen.<sup>2</sup> Ja folgt man überhaupt nur den noch vorhandenen rein figürlichen Darstellungen auf Werken echtbyzantinischer Kunst, erscheint es sogar ausser allem Zweifel dass solche altrömische Art der Bekleidung noch weit über jenen Zeitpunkt hinaus, mindestens bis zum Schlusse des elften, spätestens bis zum dreizehnten Jahrhundert die Alltägliche geblieben sei. Jedoch in Berücksichtigung der dieser Kunst etwa seit dem achten Jahrhundert durchaus eigenen Stabilität und traditionellen Aeusserungsform, in Folge welcher sie vorzugsweise auch hinsichtlich des Figürlichen die dafür lange vor dieser Periode gewonnenen Typen oft nur wiederholte,<sup>3</sup> sind nun diese Abbil-

ausserdem Vereinzelt bei F. Dibdin. A bibliographical Antiquarian and picturesque tour in France and Germany. Lond. 1821 ff. II. S. 146. Hangard-Maugé et Ch. Louandre. Les arts somptuaires etc. 5. und 6. Jahrhundert. Du Sommerard. Les arts au moyen-âges II. Ser. V. Pl. XI. J. Waring and F. Bedford. Arts treasures. Sculpt. Pl. I. Didron. Annales VIII. S. 33. S. 197. Ernst aus'm Weerth. Kunstdenkmäler. I. Abth. I. u. II. Bd. J. v. Hefner-Altenteck. Geräte. U. a. M. Ein höchst interessantes Consulardiptychon mit der Darstellung von Thierkämpfern und Zuschauern unterhalb der Figur des reichgeschmückten Consuls befindet sich in der „Kunstammer“ des königl. Museums zu Berlin.

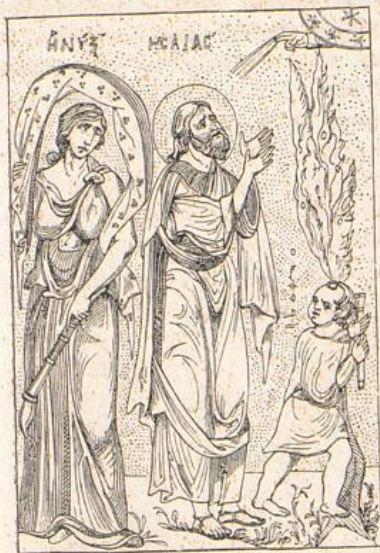
<sup>1</sup> So das griechische Manuscript der Genesis aus dem 4. oder 5. Jahrhundert in der kaiserl. Bibliothek zu Wien; ferner die Bilderhandschrift des Virgils im Vatican aus derselben Zeit und die Miniaturen des griechischen Manuscripts des Dioscorides in Wien aus dem 6. Jahrhundert. S. die Abbildg. bei Seroux D'Agincourt. Malerei. I. Taf. XIX—XXVI. — <sup>2</sup> Als für den vorliegenden Zweck bes. interessant verdient eine Elfenbeinplatte genannt zu werden, die aus der P. Leven'schen Sammlung in Köln in die „Kunstammer“ des k. Museums in Berlin übergegangen ist. Eine Abbildung davon befindet sich in dem „Catalogue de la collection des antiquités et d'objets de haute curiosité, qui composent le Cabinet de feu Mr. Pierre Leven a Cologne. Cologne 1853 No. 816 u. bei A. v. Eye. Kunst und Leben der Vorzeit vom Beginn des Mittelalters bis zu Anfang des 19. Jahrh. Nürnberg 1855 (No. 8). —

<sup>3</sup> Man vergl. die Reihenfolge griechischer Miniaturen bei Seroux D'Agincourt. Malerei I. (mit dem Manuscript des Josua der Bibliothek des Vaticans aus dem 7. oder 8. Jahrhundert beginnend) Taf. XXVIII ff.; wobei zugleich zu bemerken, dass die älteren byzantinischen Bilderhandschriften, wie der im 9ten Jahrhundert verfasste Codex des Gregors von Nazianz eine Copie des im 5ten und 6ten Jahrhundert verfassten Werkes ist, meist Nachbildungen älterer Bilderhandschriften sind; vergl. auch Frz. Kugler. Geschichte der Malerei



dungen, wenigstens für den hier vorliegenden Fall, doch immerhin nur als sehr fragliche und zuerst noch mit weiterer Kritik zu sichtigende Zeugnisse zu betrachten. So unter anderen finden sich, abgesehen von skulptirten Werken, wo dies noch häufiger zu Tage tritt, in griechischen Miniaturgemälden aus dem Verlauf des zehnten Jahrhunderts die Figuren nicht selten zum Theil in einer noch völlig altgriechischen Tracht (*Fig. 33*) und selbst noch in anderen Gemälden die dem vierzehnten Jahrhundert entstammen,<sup>1</sup> wo doch die byzantinische Kleidung ihre asiatische

Fig. 33.



Ausprägung bereits vollständig gewonnen hatte, durchgängig in der antikisirenden römischen Gewandung dargestellt. Um somit nun aber aus diesen Abbildern das bloss Altherkömmliche von dem je zur Zeit in Wirklichkeit Ueblichen sicherer ausscheiden zu können, bedarf es eines Vergleiches derselben einmal mit den historisch begründeten Nachrichten über die Ausbildung der Byzantinität überhaupt und ferner mit denjenigen Darstellungen byzantinischer Monumente, die nach ihrer kostümlichen Fassung einzig damit im Einklange stehen. Aus einem solchen Vergleich indess stellt sich dann für die äussere Gestaltung der Tracht zunächst der in Rede stehenden unteren Stände viel-

mehr heraus, dass diese die alterthümliche Form der Kleidung der niederen Stände in Rom, wie solche vor Constantin bestand, höchstens bis zu Anfang des achten oder des neunten Jahrhunderts bewahrten, von da an aber bis zum Beginne mindestens

(2. Aufl.). Berlin 1847. I, S. 90 ff.; dazu ferner die Abbildungen bei Seroux d'Agincourt a. a. O. Taf. XXXI bis Taf. XXXVI; Taf. XLVI; Taf. XLVIII; Taf. L; Taf. LII. u. A. m.

<sup>1</sup> Hierher gehören bes. bei Seroux d'Agincourt I. Taf. LX „Sammlung von Stellen griech. Kirchenväter über das Buch Hiob aus dem 13. Jahrhdt.“ namentlich Fig. 3, und Taf. LXII „Ein Theil der Bibel aus dem 14. Jahrhdt.“, wozu indess F. Kugler (Geschichte der Malerei, 2. Auflage, I. S. 60 Note) gewiss richtig bemerkt, dass dieses Werk „die Copie einer vortrefflichen uralten Arbeit“ sei.

des zwölften Jahrhunderts wesentlich anders gestalteten. Diese Umwandlung erstreckte sich dann nicht sowohl auf den Schnitt der Gewänder, als auch auf deren Ausstattung. —

A. a. Bei der Bekleidungsweise der Männer (auch gilt dies zugleich für die westlichen Römer) zeigt sich der angedeutete Wechsel in einer Verengerung sämtlicher Kleider. So erhielt, wie eben bemerkt, in dem Zeitraum vom neunten Jahrhundert — wofür unter anderen die Miniaturen der (freilich wohl in lateinischer Sprache) verfassten „Bibel von St. Paul“ mannigfache Beispiele liefern<sup>1</sup> (Fig. 34 c) — bis um die Mitte des zwölften Jahrhunderts — wofür dann wieder die höchst wahrscheinlich um diese Zeit unter griechischem Einfluss gefertigten, älteren Mosaikbilder der Markuskirche<sup>2</sup> Belege darbieten (Fig. 34 a. b) — das Unterkleid oder die *Tunica*, im Gegensatz

Fig. 34.



zu seiner früheren Weite, mehr und mehr das entschiedene Gepräge eines mit enganschliessenden Ärmeln ausgestatteten engeren „Rocks.“ Auch erfuhr dieselbe gleichzeitig insofern noch eine Veränderung, als man die vordem gebräuchlichen vertikalen

<sup>1</sup> Seroux D'Agincourt. Malerei I. Taf. XLIII ff. — <sup>2</sup> Vergl. Didron. Annales XVII S. 157; F. Kugler. Geschichte d. Malerei. 2. Aufl. I. S. 83 ff.; dazu die Abbildg. bei J. u. L. Kratz. Der Dom des heil. Marcus in Venedig. Venedig 1844.

Parallelstreifen (*Fig. 26, 27*) allmählig aufgab und gegen bei weitem reichere horizontale Borduren, namentlich um den unteren Saum, um den Hals und die Ärmel vertauschte (*Fig. 34 a. b. c; Fig. 35 c*).

b. Nächste dem kam während derselben Epoche an Statt der bis dahin verbreiteten altgräcisirenden Umwurf-Gewandung, der faltigen „*Toga Graecanica*“, der sonst nur als Nebenkleidung benutzte, eigentliche Schulter-Umhang, das „*Sagum*“ oder (bei größerer Fülle) sogenannte „*Paludamentum*“, fast ausschliesslich in Gebrauch. Doch blieb nun dies Letztere, als das bei den Römern nur den Kaisern und Oberfeldherren und einzelnen höheren Magistraten zugestandene Ehrenkleid (*Fig. 12*), auch hier noch hauptsächlich den herrschenden Ständen, dem Kaiser und seinem Hof vorbehalten, und nur das erstere dem Volke erlaubt. Ueberdies wurden hier beide Gewänder zwar anfänglich gleichmässig getragen und ganz nach der alterthümlichen Sitte unmittelbar auf der rechten Schulter vermittelt einer Spange befestigt, jedoch in der Folge auch darin verändert, indem nun vorherrschend die niederen Stände ihren Mantel am Halsausschnitt mit zwei Bindebändern versehen und fortan in den meisten Fällen nach Art eines vorn geöffneten, wirklichen Rückenhangs benutzten (*Fig. 34 b; vergl. Fig. 28*). Noch ferner ward dann dieses Gewand

*Fig. 35.*



zumeist entsprechend der *Tunica* mit Randverzierungen ausgestattet.

c. Was die Beinbekleidung betrifft, so waren wohl dieser die Byzantiner, obschon dieselbe im alten Rom selbst noch unter *Honorius* mancherlei Anfechtungen erlitt, im Allgemeinen treu

geblieben. Doch hatte bei ihnen auch diese Tracht, deren sie sich im übrigen nach wie vor in den beiden Gestalten einer Kniehose und einer das ganze Bein bedeckenden Hose bedienten, während der vorherbemerkten Epoche gleichmässig wie die *Tunica* mehr und mehr das vollständige Gepräge eines engeren Trikots erhalten (*Fig. 35 a. c.; vergl. Fig. 34 a. b. c; Fig. 9*). Ausserdem scheint es, dass überhaupt die beiden Beinlinge nur

selten ein Ganzes, sondern zumeist in Form von Strümpfen je ein eigenes Gewandstück ausmachten, somit beide zu ihrem Gebrauch der Schnür- oder Bindebänder bedurften. Zudem benutzte man vorzugsweise bei der Anwendung von Kniehosen förmliche eng-anliegende Strümpfe, welche den Unterschenkel bedeckten und die, gleichfalls mit Bändern versehen, unter dem Knie festgebunden wurden (*Fig. 35 a. c; Fig. 34 a. c*).

d. Von den schon im höheren Alterthum gebräuchlichen Arten von Fussbekleidungen von mannigfachster Ausstattung<sup>1</sup> verliess man allmählig die weniger bequemen und minder schützenden Sandalen, indem man sich in der Folge ausschliesslich der dem Orient seit jeher eigenen halb oder ganz geschlossenen Schuhe und höherer mit Riemen versehener Socken oder ganzer Schnürstiefeln bediente (*Fig. 34 a. b. c; Fig. 35 a b c*). Das zu ihrer Verfertigung aufgewendete Material bildete unverändert theils Leder, theils stark zusammengefilzte Wolle; ihre Hauptzierde die bunte Färbung und eine beliebige Musterung durch Besatz oder Stickerei. Doch blieb auch hierbei vor allem der Purpur und späterhin noch ein bestimmtes (?) Grün den herrschenden Ständen vorbehalten (s. unten).

e. Mit der Verwendung von Kopfbedeckungen im alltäglichen Verkehr verhielt es sich bei den unteren Ständen wohl selbst bis zum Schluss des dreizehnten Jahrhundert noch wesentlich wie bei den älteren Römern, so dass sie solche im Ganzen nur selten und stets mehr als Schutz-, denn als Schmuckmittel trugen. Demnach begnügten auch sie sich durchgängig mit den dafür schon von den Alten erfundenen, ganz diesem Zwecke entsprechenden Formen von flachen, rundbodigen Krempehüten, von flachen Kappen und hohen Kapuzen, ohne dazu im Grunde genommen selbständig neue Formen zu schaffen. Nächstdem entlehnten sie, wie es scheint, etwa seit dem neunten Jahrhundert von den westlichen Orientalen eine besondere Art von Kappe, welche der „phrygischen“ Mütze glich.<sup>2</sup> —

f. Die in Rom unter den jüngeren Kaisern wieder aufgenommene Mode das Haupthaar ziemlich kurz zugestutzt, den Bart dagegen vollständig zu tragen,<sup>3</sup> ward in Byzanz durch

<sup>1</sup> S. meine Kostümkunde. Handbuch etc. II. S. 723 ff.; S. 966 ff. nebst den dazu gehörigen Abbildungen. — <sup>2</sup> Diese Mütze ging wie so vieles Andere des byzantinischen Kostüms auf die Völker des Abendlandes über und erscheint dann häufiger in Miniaturbildern des neunten und zehnten Jahrhunderts. Vergl. J. v. Hefner-Alteneck. Trachten des christl. Mittelalters. I. Taf. 51 (oben) und Taf. 96 (oben). Hangard-Maugé. Les arts somptuaires (Abbildg. aus derselben Zeit) u. A. m. — <sup>3</sup> S. das Nähere in meiner „Kostümkunde“. Handbuch u. s. w. II. S. 986.

den gleichen Gebrauch der Asiaten zwar sicher begünstigt, scheint aber nichtsdestoweniger daselbst, und vielleicht gerade in Folge dessen, manche Beschränkung erfahren zu haben. So wenigstens lässt ein nur flüchtiger Vergleich der darauf bezüglichen Darstellungen unter einander deutlich erkennen, dass man insbesondere den Bart durchaus nicht zu allen Zeiten beliebte und dass gleich die ersten oströmischen Kaiser von *Constantin* bis auf *Justinian*, höchstens mit Ausnahme *Julians*,<sup>1</sup> die gänzliche Bartlosigkeit vorzogen.<sup>2</sup> Geschah dies nun von den Kaisern selbst und von den zum Hofe zählenden Personen etwa zunächst eben nur mit in Folge der vermuthlich beim niederen Volk unfehlbar durch asiatischen Einfluss allgemeiner verbreiteten Sitte den Bart in ganzer Fülle zu pflegen, ward es doch später, nach *Justinian*,<sup>3</sup> auch bei den höheren Ständen gebräuchlich den Bart wiederum wachsen zu lassen.<sup>4</sup> Im Uebrigen wurde nach dieser Zeit die Anordnung des Haars überhaupt mitunter sogar gesetzlich bestimmt, wie denn z. B. *Theophilus*, einzig auf Grund seines spärlichen Haars, dem Volke das Maass seiner Haartracht vorschrieb.<sup>5</sup> Obschon nun diese Bestimmungen hinsichtlich ihrer Veranlassung die Annahme begünstigen dürften, dass die Bevölkerung von Byzanz die Perrücke<sup>6</sup> nicht mehr gekannt oder jetzt nicht mehr verwendet habe, verdient dies doch um so weniger Glauben,<sup>7</sup> als diese sonderbare Erfindung eine echt orientalische ist und bei den Römern bereits seit *Augustus* und mehr noch unter den jüngeren Kaisern ganz allgemeinhin gebräuchlich war. Gleichwie sich demnach zum Mindesten die Bekanntheit mit diesem Putz auch für Byzanz voraussetzen lässt, unterliegt es zugleich keinem Zweifel dass man hier auch alle übrigen schon seit Alters den Orientalen und Römern be-

<sup>1</sup> Dieser trat aber auch hierin absichtlich der früheren Sitte entgegen, wie er sich denn selbst in einer besonderen Schrift „*Misopogon*“ (Bartfeind) über die Anfechtungen, die er deshalb erfuhr, in einer allerdings nicht immer sehr sauberen Weise ausliess. So spricht er darin mit wahren Behagen über seinen langen und nicht „unbevölkerten“ Bart u. s. f. (Gibbon. c. XXII). — <sup>2</sup> Vgl. die folgenden Abbildungen der genannten Kaiser, womit auch deren Darstellungen auf Münzen übereinstimmen. — <sup>3</sup> Zunächst erscheint dieser Kaiser selbst, und zwar auf der (ebenfalls weiter unten mitgetheilten) Abbildung desselben aus der *Agia Sophia*, die ihn allerdings hochbejahrt darstellt, mit vollem Bart. — <sup>4</sup> Auch hierfür ist auf die folgenden Abbildungen, z. B. auf *Basilius II.* zu verweisen. — <sup>5</sup> *Theophan.* cont. III. 17 bei K. Schnaase. *Geschichte der bildenden Künste.* III. S. 109 not. — <sup>6</sup> S. d. Nähere darüber in meiner *Kostümkunde.* Handbuch u. s. w. I. S. 41; S. 207; S. 272. II. S. 987; 991. — <sup>7</sup> Im Uebrigen wurde noch *Constantin* mit Bestimmtheit nachgesagt, dass er sich in seinen späteren Jahren falscher Haartouren bedient habe. E. Gibbon. IV. S. 159 ff. (cap. XVIII).

kannten Verschönerungsmittel, als Schminke, Seife, Essenzen und Oele, sammt den ihnen eigenen Schmuckgegenständen in weiterem Umfange anwandte (vergl. die folg. Figuren).

B. Gegenüber der männlichen Kleidung bewahrte die Bekleidung der Weiber und nicht allein bei den unteren Klassen, vielmehr durchgängig bei allen Ständen vorzugsweise hinsichtlich der Form das ihr indess schon von Hause aus (seit der augusteischen Zeit) eigene echtasiatische Gepräge fast unverändert durch alle Epochen (S. 13). Sie bedienten sich nach wie vor einestheils der langwallenden mit langen Ermeln

Fig. 36.



versehenen „Stola“, andernteils der „Tunica“, und dazu mit kaum merklichem Wechsel der seither üblichen Umwürfe. Jegliche Wandlung die diese Gewänder von ihrer früheren Beschaffenheit im Verlaufe der Zeit erfuhren, beschränkte sich wesentlich auf den Stoff und auf die ornamentale Ausstattung, indem man fortan die von den Asiaten und von den byzantinischen Webern gelieferten bunt gemusterten Zeuge, und die auch sonst schon

gebräuchlichen, oft reich behandelten Kleiderbesätze („*Parura*, *Practura*, *Aurifrisia*“) im vollsten Maasse in Anspruch nahm (*Fig. 36*).

a. Was demnach zunächst jene Ueberziehkleider — die *Stola* und *Tunica* — anbetrifft, so wählten dafür die begüterten Stände namentlich seit den durch *Justinian* verbreiteten Seidenmanufakturen (S. 61), anstatt der dazu früher zumeist verwendeten Linnen- und Wollgewebe, hauptsächlich entweder ganzseidene oder doch mehr oder minder stark mit Seide durchwirkte, halbseidene Stoffe (vergl. *Fig. 36*). Das Linnen wurde dagegen vermuthlich nunmehr im Allgemeinen nur noch theils zu Unterziehtuniken, die ihrer sonstigen Verwendung nach den heutigen Hemden entsprechen mochten, theils zu einzelnen Obergewändern, als schleierartigen Kopfumhängen und anderen Ueberwürfen benutzt (s. unt.). — Mit Bezug auf die früher berührte kostbare Verzierung der Obergewänder durch Purpurbesatz oder Purpleinschlag (S. 66) ist ein zu Ende des vierten Jahrhunderts (im Jahre 393) erlassenes Gesetz bemerkenswerth, welches die Anwendung solcher Kleider („*Aethinocrustae*“) den Schauspielerinnen, und also, wie nicht zu bezweifeln steht, mit Vorbehalt für die ehrbare Frau, auf das Nachdrücklichste verbot.<sup>1</sup>

b. Aus der Anzahl der gleichfalls durchgängig nach altem Schnitt angewendeten Umwurfgewänder gaben die Weiber hauptsächlich den (nach griechischer Weise) oblongen und den (nach altrömischem Brauch) als Kreisabschnitt gestalteten Mänteln, als auch insbesondere der rings umgeschlossenen „*Pae-nula*“ unausgesetzt den Vorzug. Gleichwie nun hierbei die letztere, eben als ein nur mit einem Kopfloch versehener glockenförmiger Umhang, schon an und für sich kaum eine noch weitere formale Veränderung gestattete, als der Aufwand an Stoff zuliess (vergl. *Fig. 36* u. *Fig. 8*), scheint sich dann auch der mit jenen anderen Umwurfstüchern betriebene Wechsel vorwiegend darauf beschränkt zu haben, dass man sie seltner, wie früher gebräuchlich, nach Art der „*Toga Graecanica*“ um den Körper anordnete (vergl. *Fig. 3*), sondern häufiger, als Schulterbehang, über den Rücken breitete, indem man die oberen Enden des Mantels über die Schultern nach vorne legte, und, falls es dessen Stofffülle gewährte, das auf der linken Schulter ruhende zur rechten Schulter und, umgekehrt, das auf der rechten ruhende über die linke nach rückwärts warf, schliesslich den Obertheil des Gewandes über den Kopf nach vornhin zog (*Fig. 37*.) Diese

<sup>1</sup> A. Schmidt. Die griechischen Papyrusurkunden u. s. w. S. 185 ff.

Anordnung des Oberkleides im Verein mit der schleppenden *Stola* bildete sicher das Hauptmerkmal für die ehrsame Frau als solche und ward dann in dieser Eigenschaft von der byzantinischen Kunst für die Behandlung der Gewandung der Mutter Gottes durch alle Epochen, ja bis auf die Gegenwart festgehalten,<sup>1</sup> wobei die Farbe beider Gewänder fast einzig zwischen den beiden

Fig. 37.



Tönen von Karminroth und Blau abwechselt. — Nächst der Verwendung von Umschlagetüchern, die indess selbstverständlich auch jeden anderweitigen Wurf zulassen, kam etwa seit dem 11. Jahrhundert, doch nur bei den Weibern der höheren Stände, noch ein Schulter-Umhang in Gebrauch. Dieser, zwar auch schon im Alterthum von römischen Frauen zuweilen getragen,<sup>2</sup> entsprach, abgesehen von seiner Stofffülle und sonstigen kostbaren Ausstattung, dem eigentlich männlichen Schultermantel und wurde, völlig ähnlich wie dieser entweder allein auf der rechten Schulter oder zugleich auf beiden Schultern vermittelt einer *Fibula* oder Spange zusammengefasst (Fig. 38 a-c; vgl. Fig. 34 b; dazu die folg. Fig.).

c. Zu den in Verbindung mit jenen Gewändern zumeist getragenen Kopfbedeckungen gehörten, zufolge der Abbildungen, ziemlich gleichmässig zu allen Zeiten einestheils wiederum die bereits bei den westlichen Römerinnen schon vor dem Beginne der Kaiserzeit allgemein üblich gewesenenen, mehr oder minder ornamentirten Hauben, Netzhauben und Kopftücher, andertheils einige direkt aus dem Orient herüber-

<sup>1</sup> Doch war dies, wie gesagt, wesentlich nur in der griechischen Kunst der Fall, wohingegen die abendländische Kunst allmählig, namentlich seit dem zwölften Jahrhundert, mit in Folge des sich während dieser Zeit im Westen bis zum Aeussersten steigenden Marienkultus (vergl. F. Klöden. Zur Gesch. der Marienverehrung u. s. w. Berlin 1840) an Stelle jener ursprünglichen Auffassung und Behandlung der h. Jungfrau, die der Himmelskönigin setzte und sie nun zumeist mit allen dem entsprechenden Insignien der weltlichen Herrschaft verbildlichte. Vergl. beispielsweise bei Seroux D'Agincourt. Malerei und zwar für die typische Darstellungsweise der Griechen I. Taf. XVII 8; T. XXVII. 1; T. XXXIII. 24; T. LVI. 1; bes. T. LXXXVII ff.; T. CIV. 7; T. CVI. 13. 14; T. CVII.; für die der Abendländer I. Taf. CIV. 8; T. CXIII. 3. bes. II. Taf. CXIV. 5; T. CXXIX. 3; T. CXXXVIII. — <sup>2</sup> S. meine Kostümkunde. Handbuch. II. Fig. 397.



genommene Gestaltungen. <sup>1</sup> Indess, obschon nun auch, wie gesagt, diese an sich sehr verschiedenen Formen hier sämmtlich ihre Anwendung fanden, wurden davon doch immer nur einige mit be-

Fig. 38.



sonderer Vorliebe benutzt. Dies waren von den zuerstgenannten die verschiedenen Netzhauben, die nach wie vor aus einem Geflecht von silbernen oder goldenen Schnüren mit einem Besatz von Edelsteinen, Perlen, Goldblechen u. a. bestanden (Fig. 39 c. d), sodann, von den orientalischen Mützen, eine nach Art des altpersischen Bundes, welcher die Königstiara schmückte, <sup>2</sup> aus zwei verschiedenfarbigen Tüchern spiral zusammengedrehte Wulst. Diese Mütze, welche bereits auf monumentalen Darstellungen aus der Zeit Justinians vorkommt (Fig. 36; vergl. Fig. 40) und noch jetzt in ähnlicher Weise bei den spanischen Judenfrauen in Constantinopel üblich ist, <sup>3</sup> scheint namentlich von den Verheiratheten, vielleicht sogar als bestimmtes Abzeichen der Verheirathung überhaupt, <sup>4</sup> angewendet worden zu sein. Ausserdem wurden auch die Kopftücher in zum Theil einfacher Anord-

<sup>1</sup> Vergl. im Allgemeinen die Zusammenstellung (hauptsächlich nach Münzen) bei J. Malliot et P. Martin. Recherches sur les costumes etc. (deutsche Ausg.). I. T. LVI ff. — <sup>2</sup> S. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 269. — <sup>3</sup> W. Salzenberg. Altchristliche Baudenkmale. Anmerk. zu Bl. XXXII. Fig. 3. — <sup>4</sup> Vergl. 1. Corinth. XI. 5–14.

nung (*Fig. 39 a. b.*) und die völlig geschlossenen Hauben (*Fig. 39 e*), diese nicht selten mit Stickwerk verziert, bei weitem häufiger von den Matronen, wie von den jüngeren Mädchen getragen. Letztere bedienten sich dagegen vorzugsweise jener erwähnten, überaus kleidsamen zierlichen Netze, und, als besonderes Schmuckmittels, der nicht minder seit ältester Zeit bei den Jungfrauen des Ostens und Westens beliebten, oft reich mit Steinen verzierten goldenen Stirnbinden und Diademe (*vergl. Fig. 38 a. d.*).

d. Die weiblichen Fußbekleidungen bestanden unausgesetzt in meist farbigen und zuweilen gestickten Halbschuhen

*Fig. 39.**Fig. 40.*

die (gewöhnlich halbrund ausgeschnitten) ihrer sonstigen Beschaffenheit nach völlig den noch heut überall gebräuchlichen Weiberschuhn glichen. —

e. Hinsichtlich der Gestaltung des Haars befolgten die Byzantinerinnen im Allgemeinen, trotz des auch von ihnen damit betriebenen vielfachen Wechsels, wie dies Monumente bestätigen (*s. unten*), vorherrschend die Mode dasselbe entweder zu einem sogenannten „Puffscheitel“ oder zu Flechten zu ordnen, oder aber durchaus zu verdecken (*Fig. 40; Fig. 36*). Abgesehen von dem letzteren Gebrauch, welcher etwa bis gegen das Ende *Justinians* gewährt haben mag,<sup>1</sup> ist nur noch mit Bezug auf die Art

<sup>1</sup> So erscheint auf dem einen Mosaikbilde in San Vitale zu Ravenna, aus der Zeit *Justinians*, welches die Gemahlin desselben, von ihren Hofdamen gefolgt, darstellt, die Kaiserin und eine Anzahl ihrer Damen mit völlig verdecktem Haar, dagegen eine der letzteren bereits mit einem „Puffscheitel“; *vergl. Fig. 36* und die folgenden Figuren.

und Weise jener Verpflechtung zu bemerken, dass sich dieselbe fast ohne Ausnahme auf die Fülle des Scheitelhaars und zwar in solcher Anordnung erstreckte, dass jede der Wangen von einer breiten nach hinterwärts umgebogenen Flechte vollständig begrenzt erschien. In diese Flechten wurden mitunter auf Schnüren gereihete echte Perlen, Edelsteine und dergl., auch farbige Bänder eingeflochten.

In Anbetracht sonstiger Schmuckgegenstände unterliegt es nun keinem Zweifel, dass solche unter den höheren Ständen nicht allein die weiteste Verbreitung, sondern zugleich auch dem Werthe nach die äusserste Steigerung erfuhren. Was in der Herstellung dieser Artikel seit lange die griechisch-italische Kunst an mannigfaltigen Formen geliefert, was darin seit jeher der Orient an äusserem Prunke entfaltet hatte, — alles dies ward dem schönen Geschlechte in Byzanz reichlich dargeboten. So aber benutzte es denn auch sicher, natürlich je nach Stand und Vermögen in mehr oder minderer Kostbarkeit, sämmtliche schon seit ältestem Datum angewendeten Schmuckgegenstände, als reich mit Perlen verzierte Ohringe, goldene Arm- und Fingerspangen, jegliche Art von metallenen Gehängen, von Brustschildchen, Fibulen u. dergl. — Zu allendem bildeten späterhin an einer Halskette befestigte Bildchen, die oft bis tief in den Busen reichten, einen besonders beliebten Putz. <sup>1</sup>

II. Gegenüber der Umwandlung der Bekleidung der unteren Volksklassen nahm die Tracht der herrschenden Stände ihren eigenen Entwicklungsgang. Während nämlich die erstere wesentlich von der allmäligen Aufnahme der bei den westasiatischen Völkern, so bei den Lydiern, Phrygiern und Persern seit Alters gebräuchlichen Volkstracht ausging, entfaltete sich die Tracht der Vornehmen fast ausschliesslich im engsten Anschluss an die nicht minder seit jeher übliche, besondere Bekleidung der herrschenden Stände eben dieser genannten Völker. <sup>2</sup> Wie

<sup>1</sup> M. Sachs. Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung aus jüdischen Quellen. Berlin 1852. S. 61. — <sup>2</sup> Zum näheren Verständniss des hier ange deuteten Verhältnisses, und zugleich um einem scheinbaren Widerspruche zu begegnen, der in der oben (S. 72) — als Hauptergebniss der Umwandlung der byzantinischen Volkstracht — hervorgehobenen Verengerung der männlichen Kleidung insoferne gefunden werden durfte, als man wohl im Allgemeinen gewöhnt ist, sich die orientalische Tracht als (durchgängig und zu allen Zeiten) weit und faltenreich zu denken, ist zu bemerken, dass solche Anschauung, soweit es das Alterthum betrifft, eben nur für die Bekleidung der herr-

weit auch die höheren Klassen in Rom schon seit dem Beginne der Kaiserzeit die reichen orientalischen Moden für sich in Anspruch genommen hatten, waren diese doch bis zur Epoche des Constantin hier immer noch mehr nur im Einzelnen zur Erscheinung gekommen, wogegen deren vollständige Aneignung in der That erst mit diesem Kaiser — mit dem von ihm nach asiatischem Muster angeordneten höfischen Prunk — ihren entscheidenden Anfang nahm. Von jetzt an blieb für die Bethätigung der in Rede stehenden Stände, wozu nächst dem sehr weit verzweigten Hofstaat die Masse der Beamten gehörte, natürlich vor allem in Byzanz eben einzig der Pomp des Hofes der ausschliesslich bedingende Maassstab, also dass sie auch in der Bekleidung, abgesehen von den für Würdenträger gesetzlich bestimmten Insignien, fortan ganz dieselben Wandlungen durchmachten, wie solche je nach Laune und Mode die Tracht des Herrscherpaars selber erfuhr. So auch bemerkt, dies Verhältniss bestätigend, der Reisende *Benjamin von Tudela* in seiner Beschreibung von Constantinopel, wo er sich 1160 befand, von den vornehmen Griechen daselbst, dass „wenn sie in ihren seidenen, reich mit Stickwerk verzierten Kleidern durch die Strassen der Hauptstadt ritten, man sie für Prinze halten könne;“<sup>1</sup> während andererseits, dies Verhalten nun auch für die weibliche Tracht bekundend, seit Alters in Byzanz üblich war, dass die griechischen Kaiserinnen an gewissen festlichen Tagen die vornehmen Frauen mit kostbaren purpurgefärbten Gewändern beschenk-

schenden Stände des Orients ihre Gültigkeit hat, und dass sich dort die Tracht der niederen Stände gerade durch eine gewisse Enge von jener ersteren kennzeichnete. Dieses bestätigen die Monumente: So zunächst die assyrischen und die altpersischen Sculpturen, dann die sämtlichen Darstellungen der lydischen und phrygischen Tracht auf griechischen Vasen- und Wandgemälden, ferner die Abbildungen von Persern auf dem in Pompeji ausgegrabenen prachtvollen Mosaikgemälde, welches, wie angenommen wird, einen Kampf Alexanders des Grossen mit Darius veranschaulicht, anderer Werke zu geschweigen. Vgl. meine *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. I. und die dort befindlichen Abbildungen nach den hier erwähnten Denkmälern. — Die gegenwärtig den Orientalen eigenthümliche weite Bekleidung beruht einerseits auf arabischem, andererseits auf (spät) türkischem Einfluss. Dass aber auch selbst der arabishe Einfluss, obschon er nun wohl die „neupersische“ Tracht und mindestens seit dem 9ten Jahrhundert auch die Tracht der höheren Stände in Byzanz berührt haben mag, ebenfalls auf die Volkstracht daselbst ohne nachhaltige Wirkung war, setzten schliesslich die darauf bezüglichen Abbilder ausser jedwedem Zweifel.

<sup>1</sup> E. Gibbon. *Geschichte des Verfalls u. s. w.* XV. S. 169. (cap. LIII). Die neueste Ausgabe des Benjamin von Tudela, nächst der „mit englischer Uebersetzung“ von Asher. Berlin 1840 ff., ist von S. Keizer. *Reize van Benjamin van Tudela in den Jaren 1160—1173 door Europa, Azie en Afrika*. Leyden 1846; vergl. auch Liutprand. *Constant. c. 37.* (um 968).

ten, zu welchem Zweck im Kaiserpalast eine eigene „Purpurkammer“, die sogenannte „*Porphyra*“ bestand.<sup>1</sup> —

Im Ganzen lief der Hauptunterschied der Bekleidung der herrschenden Stände von der des Volkes im engeren Sinne, lässt man dabei den Aufwand an Stoff und Ornamentirung auf sich beruhen, darauf hinaus, dass bei erstern und zwar (ganz wie bei den vornehmen Asiaten) völlig gleichmässig bei beiden Geschlechtern das Untergewand durchaus das Gepräge der den ganzen Körper verhüllenden, weitfaltigen, langermeligen *Tunica*, und ebenso das Obergewand die Form des bis auf die Füsse reichenden Schulterumhanges fortdauernd bewahrten. Allein nur bei den Beamteten zeigte sich noch insofern ein Wechsel, als nach der niederen Rangstellung derselben deren Ober- und Unterkleidung an Länge, Weite und Reichthum abnahm. — Da die Vornehmen für ihre Gewänder selbstverständlich die kostbarsten Zeuge und, wie kaum zu bezweifeln ist, namentlich nach der Zeit *Justinians*, vorzugsweise die festeste, dichtest verwobene Seide wählten, dazu die Stoffe in der Folge gewöhnlich mit reicher Goldstickerei, mit Perlenbesatz und ausserdem (wie insbesondere die Kaiser selbst) mit Garnituren von goldgefassten Edelsteinen fast überladen, mussten sie denn zu jener bretternen, gänzlich leblosen Flachheit versteifen, in welcher sie die oströmische Kunst, ja kaum mehr verschieden von der Kunstform der ältesten orientalischen Völker, in Abbildern hinterlassen hat. —

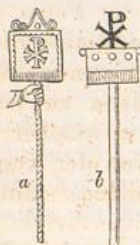
A. Für die Beurtheilung nun zunächst der formalen Beschaffenheit des byzantinischen Kaiserornats (des männlichen und des weiblichen) liegt ausser schriftlichen Zeugnissen eine nicht unbeträchtliche Reihe kaiserlicher Kostümbilder vor, von denen viele mit den Herrschern, die sie darstellen, gleichzeitig sind. Diese Reihe, obschon dieselbe, zieht man zu ihr auch die Kaisersbildnisse auf byzantinischen Münzen hinzu, fast vollständig genannt werden kann, gewinnt indess für den bezeichneten Zweck doch erst mit den von der Zeit *Theodosius* datirenden grösseren Abbildungen einzelner Herrscher in Miniaturen, in Mosaikmalerei und Sculptur ihre wahre Bedeutsamkeit. Auch dürften wesentlich nur diese Bilder, natürlich ausschliesslich die ältesten, höchstens mit Nebenberücksichtigung der betreffenden Münztypen, zugleich auch noch weit mehr geeignet sein, als selbst jene Münzen an und für sich die schon vor

<sup>1</sup> Ducange. *Constantinopolis christiane* II. c. 4. Gibbon. cap. LIII. K. Schnaase. *Geschichte der bildenden Künste*. III. S. 154.

Theodosius dem Grossen stattgehabte Entwicklung des Kaiserornats zu veranschaulichen.

1. Ueber die weitere Ausprägung des bereits von *Diocletian* nach dem Vorbild des Orients für sich beanspruchten kleidlichen Poms zuvörderst durch Kaiser *Constantin* wird mit nur dürren Worten berichtet.<sup>1</sup> Demnach bestand sie hauptsächlich darin, dass dieser für seinen eigenen Ornat noch reicher gemusterte Seidenstoffe, einen ungleich kostbareren Besatz derselben mit Perlen und Edelsteinen und einen bei weitem zahlreicheren Schmuck nebst Hals- und Armspangen in Anwendung brachte. Nächst dem trug er ein Diadem, das, wie aus Münzen ersichtlich ist,<sup>2</sup> entweder die Form eines Bandes hatte oder aus viereckten Edelsteinen, die je zwei übereinander gestellte Perlen mit einander verbanden in Art einer Kette gebildet war. Dazu kamen, als erst durch ihn eingeführte Insignien der christlich-kaiserlichen Gewalt, das (jetzt wohl die Stelle eines Scepters vertretende) sogenannte „*Labarum*“ und, wie es scheint, eine goldene Kugel mit einem darauf befestigten Kreuz.<sup>3</sup> Diese Kugel, die sich zugleich zu reicher Ausstattung mit Steinen darbot, sollte unfehlbar den endlichen Sieg des Christenthums über die Welt andeuten; desgleichen vermuthlich jenes *Labarum*.<sup>4</sup> Letzteres, das auch dem griechischen Heer als Hauptfahne und als *Paladium* galt, war ein zierlich geschmückter Stab von dem herab ein an einem Kreuzbal-

Fig. 41.



welchem, — wenn nicht (wie gleichfalls gebräuchlich) unmittelbar auf dem Stabe selbst — das Monogramm Christi angebracht war (Fig. 41; vergl. Fig. 25).

<sup>1</sup> Vergl. E. Gibbon. IV. S. 159 (cap. XVIII). F. Manso. Leben Constantins. S. 211. — <sup>2</sup> S. bes. J. Eckhel. Num. veter. III. S. 72; dazu: J. Friedländer in E. Gerhard's Denkmäler und Forschungen. Archäologische Zeitung Jahrg. XVIII. (1860) No. 136. S. 34. und F. Vöikel. Beschreibung einer seltenen Silbermünze von Constantin dem Grossen. Göttingen 1801, doch ist die Echtheit der hier beschriebenen Münze noch nicht ausser Frage gestellt. — <sup>3</sup> Die Mehrzahl von Statuen, welche vermeintlich Constantin den Grossen darstellt, ist zum Theil mit solcher Kugel versehen, wobei sich nun freilich nicht immer sagen lässt, ob diese nicht etwa als eine spätere Hinzufügung zu betrachten sein dürfte. Indess trägt dieses Insignum bereits auch Theodosius und zwar auf einem gleichzeitigen, weiter unten zu erwähnenden Relief; ausserdem erscheint die Kugel nicht selten auf Elfenbeinsculpturen vom höchsten Alter; so bei Didron. Annales XVIII. S. 33. — <sup>4</sup> Vgl. darüber E. Gibbon. IV. S. 388 (cap. XX); F. Manso. Leben Constantins S. 81. bes. S. 319 ff. J. Burckhardt. Die Zeit Constantins des Grossen. S. 392 ff.

2. In solcher allerdings überreichen und, was die Gewandung anbetraf, der Weibertracht ähnlichen Durchbildung ging dieser Ornat auf die nächsten Nachfolger des Kaisers, auf dessen Söhne über. Sie, in dem Pomp des Hofes erzogen und bis zum Aeussersten hin verweichlicht, behielten ihn wohl ohne Weiteres bei. Dagegen sollte derselbe sodann durch den heidnisch gesinnten *Julian* die höchste Vernachlässigung erfahren. Dieser ebengenannte Monarch, seiner ganzen Anschauung nach (S. 49) weit entfernt von jeglichem Prunk, begnügte sich nicht allein damit einen derartigen Kleideraufwand als einen unnützen Kram zu verwerfen, sondern trug auch durchaus kein Bedenken ihn als Ergebniss der Eitelkeit zur Lächerlichkeit herabzuziehen. Ja für seine eigene Person, ganz der Sonderstellung gemäss die er dem neuern Zustand der Dinge gegenüber behauptete, verlor er sich auch selbst in diesem Falle so im entgegengesetzten Extrem, dass er in seiner äusseren Erscheinung jeglichen Anstand bei Seite setzte und sogar mit echt cynischer Lust öffentlich sich der Unsauberkeit rühmte.<sup>1</sup>

Eine natürliche Folge war, dass man alsbald in Byzanz überhaupt die sonst als heilig und unantastbar erachteten Herrscherinsignien nur noch als einen bedeutungslosen, Jedwem zuständigen Schmuck ansah. Aber auch dies liess der Kaiser geschehen. Und als man einst einen reichen Bürger von Ancyra in Anklage stellte, weil er sich zu seinem Gebrauch ein (unfehlbar kaiserliches)<sup>2</sup> Purpurgewand hatte anfertigen lassen, was gesetzlich den Tod nach sich zog, befahl er den Thäter (als seinen vorgeblichen Nebenbuhler) in seinen Palast und entliess ihn, um, wie er meinte, doch seinen Ornat zu vervollständigen, spöttischerweise mit einem Geschenk von kaiserlichen Purpurpantoffeln, die allerdings auch ein ausschliessliches Zeichen des griechischen Herrscherornats ausmachten.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Vgl. oben S. 75 u. Note 1. — <sup>2</sup> S. oben S. 66. — <sup>3</sup> Welche Bedeutung diese Purpurschuhe als Insignum der byzantinischen Kaiser in der That hatten und dauernd bewahrten, beweisen unter anderen sehr bestimmt die Darstellungen auf den Bronzethüren des Haupteinganges von S. Marco in Venedig aus dem zehnten oder elften Jahrhundert. Obschon die hier verbildlichten Figuren ohne Ausnahme nur in Umrissen bestehen, die durch eingelegte Silberfäden hervorgebracht sind; hat man dabei doch nicht unterlassen, die altherkömmlichen Abzeichen der herrschenden Stände — den rothen mit Perlen gestickten Schuh der Herrscher selbst, den einfachen rothen Schuh der höchstgestellten amtlichen Würdenträger, hin und wieder auch den am Mantel angebrachten „Latus clavus“ — durch dunkelrothen Schmelz zu bezeichnen. Vgl. die von Albert Camesina in dem „Jahrbuch der k. k. österreichischen Central-Commission“ IV. (1860) S. 227 ff. stilgetreu herausgegebenen Abbildungen dieser Thüren, und bes. Taf. I. Fig. 1 (König David) u. Taf. II. Fig. 3 und Fig. 4 (Gabriel und Michael).

3. Diese durchgehende Geringschätzung der altgeheiligten Insignien währte jedoch wahrscheinlich nicht länger als die Regierung des Julian selbst (S. 49). Höchstens vielleicht dass sie ihren Einfluss noch auf die nächsten Nachfolger ausübte und sie veranlasste sich jenes Schmuckes nicht gerade sofort wieder in dem Maasse, wie einst Constantin, zu bedienen. Das wenigstens dürfte sowohl für *Jovian* bei der ihm eigenen Muthlosigkeit und dem Eifer, mit welchem er die Wiederherstellung der Kirche betrieb, als auch für den von Jugend auf mehr an ein soldatisches Leben gewöhnten, strengen *Valentinian* und insbesondere für *Gratian* nicht ohne Grund anzunehmen sein.

Namentlich möchte wohl gerade der Letztere, da er der strengen Hofetikette keinesweges ergeben war und ausserdem weit entfernt von Byzanz, in seiner gallischen Residenz, weit lieber der Jagd als dem Staate oblag, am wenigsten zu einer Wiedererhebung des Kaiserornats beigetragen haben. Denn auch in seinem privatlichen Leben pflegte er sich bei weitem häufiger ganz nach der Weise der jagdgeübten „bogenkundigen Alanen“ mit einem Pelzrocke zu bekleiden,<sup>1</sup> als mit der sonst üblichen vornehmen Tracht, die eben bei ihrer Weitfältigkeit seiner Passion nur wenig entsprach, nicht ohne darüber den lauten Unwillen seines Heeres erfahren zu müssen.

4. Vermuthlich war es erst dessen Nachfolger, *Theodosius der Grosse* — der überdies weder dem höfischen Pomp noch der Schwelgerei abgeneigt war —, welcher bei seiner etwa ums Jahr 388 erfolgten Besitzergreifung des ganzen Reichs auch den vielfach bedrohten Ornat wieder zu seiner Würde erhob. Mit ihm beginnt zugleich jene Reihe von zuverlässigen Kaiserbildnissen, welche zumeist geeignet sind, die Beschaffenheit dieses Ornats im Einzelnen erkennen zu lassen.

Das zunächst diesen Kaiser selbst betreffende Denkmal ist ein in Silber getriebener Rundschild von ziemlicher Stärke: der „Silberschild von Bajadoz.“<sup>2</sup> In Mitte desselben ist *Theodosius*, zu seiner Rechten *Arcadius*, zu seiner Linken *Honorius*, sie sämmtlich auf hohen Stühlen sitzend, dann zu den Seiten der letzteren je eine Abtheilung beschildeter Krieger und, etwas tiefer (vor *Theodosius*), ein Beamteter dargestellt. Der Kaiser erscheint in vollem Ornat

<sup>1</sup> E. Gibbon. Geschichte des Verfalles u. s. w. VI. S. 435 ff. (c. XXVII). — <sup>2</sup> Vergl. Delgado (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, historisch-philosophische Klasse III. S. 220, mit Abbildung, und E. Gerhard. Archäolog. Zeitung. Jahrg. XVIII. Taf. CXXXVI. Fig. 5. Diese Abbildungen sind nur wenig detaillirt. Ich folge in meiner Beschreibung dem im kgl. Museum zu Berlin befindlichen Originalgypsabguss.



und dessen Söhne in einer Bekleidung von fast gleicher Schmuckhaftigkeit. Demnach, und zwar vornehmlich zu Folge der sehr deutlich erkennbaren Darstellung des *Arcadius* (Fig. 42), bestand nun dieser Ornat an sich (unfehlbar immer noch wenig verschieden von dem des Kaisers *Constantin*) in einer (vermuthlich weiss) seidenen, oberhalb reich verzierten „*Stola*“ und einem purpurnen Schultermantel, den oberwärts eine kostbare

Fig. 42.



Spange, unterwärts ein in Gold gestickter, breiter, viereckter „*Clavus*“ schmückte; nächst dem in reich mit Gold und Perlen ausgestatteten Purpurschuhen<sup>1</sup> und einem kostbaren Diadem. Dies Diadem ist indess nicht mehr dasselbe welches *Constantin* trug (S. 84), sondern ein Reif, der längs beiden Rändern dicht mit Perlen und auf der Stirnmitte mit einem grossen in Gold gefassten Edelsteine versehen war: ein Schmuck, der wie die noch sonst darauf zu beziehenden Monumente im Allgemeinen bestätigen,<sup>2</sup> von *Theodosius* selber datirt. — Zu allendem führt hier *Arcadius*, vielleicht anstatt des ausschliesslich dem Kaiser zuständigen sogenannten *Labarums* (S. 84), das übrigens wohl auch ein scepterartiger, langer vergoldeter Stab vertrat, einen dem römischen „*Lituus*“ ähnlich gekrümmten einfachen Stock und eine von einem Kreuzbände umfasste, verhältnissmässig grosse Weltkugel (S. 84).

Solche Kugel trägt auch *Honorius*, der jedoch eines Stabes ermangelt, während der Kaiser in ihrer Mitte sogar beider Insignien entbehrt. —

5. In völliger Uebereinstimmung mit diesem echt kaiserlichen Pomp, zugleich die Vermuthung von dessen nächster Wiedererhebung durch *Theodosius* noch in Weiterem begünstigend, stehen die Nachrichten über den Prunk, welchen sodann *Arcadius*, nachdem er selber den Thron einnahm, für seine Person in Anwendung brachte. „Der Kaiser“ — so lautet *Chrysostomus*<sup>3</sup>

<sup>1</sup> S. unten S. 85. — <sup>2</sup> J. Friedländer in E. Gerhard's archäologischer Zeitung Jahrg. XVIII. No. 136. S. 35 ff. — <sup>3</sup> Vergl. E. Gibbon. VIII. S. 4

— „trägt entweder ein Diadem oder eine unschätzbare mit Steinen besetzte goldene Krone. Diese beiden Insignien, desgleichen seine Purpurgewänder, bleiben einzig und allein seiner Heiligkeit vorbehalten; auch sind die seidenen Gewänder mit goldenen Drachenbildern durchwirkt. Sein Thronstuhl ist von massivem Golde. So oft er öffentlich erscheint, umgeben ihn seine Hofbeamten, seine Leibwache und seine Diener. Deren Speere, Harnische und Schilde, die Zäume und Decken ihrer Pferde sind entweder durchaus von Gold oder scheinen es doch zu sein, und der breite glänzende Buckel in der Mitte dieser Schilde ist von kleineren Buckeln umringt, je nach der Gestalt des menschlichen Auges. Die beiden auserlesenen Maulthiere, welche den Wagen des Kaisers ziehen, sind vollständig weiss und mit Gold überdeckt. Der Wagen, der aus lauterem gediegenem Golde gearbeitet ist, erregt die Bewunderung aller Zuschauer, welche die purpurfarbenen Vorhänge, den weissen Teppich, die Edelsteine und die goldenen Platten anstaunen, die durch das Fahren zitternd bewegt einen hellglänzenden Schimmer ausstrahlen.“ —

6. Ein solcher Aufwand ging unmittelbar auf die folgenden Thronerben über. Obschon nun auch bei der Unmündigkeit des eigentlich legitimen Erben, *Theodosius II.*, die nächsten Nachfolger, *Anthemius* und die „fromme“ *Pulcheria*, dem Staate nur provisorisch vorstanden, behielten sie doch (vornämlich die letztere für ihren noch minderjährigen Bruder) jenen gesammten Herrscherpomp bei. Ueberhaupt aber legte *Pulcheria* einen besonderen Werth darauf. Und während sie sich in eigener Person als Vorstand einer religiösen Gemeinde mit Erbauung glänzender Kirchen, mit beten, singen und mit der Anfertigung von kostbaren Prachtgewändern befasste, lehrte sie jenen ein ceremoniöses, seiner majestätischen Würde angemessenes Wesen annehmen.<sup>1</sup> Indem sie ihn sorgfältig unterwies — was zugleich einen tieferen Blick in den Geist dieser Fürstin gewährt — „mit Hoheit seinen Thron zu besteigen, sich auf diesen niederzulassen, seine Gewandung würdig zu fassen, sich des Lachens zu enthalten“ und dergleichen Formen noch mehr, gab sie demselben unfehlbar in allen derartigen leeren Aeusserlichkeiten und somit auch sicher durch ihre Bekleidung ein möglichst gestrenges Musterbild. Wie aber nun etwa deren Ornat und so auch der der Gemahlin des (cap. XXXII) nach der von Pater Montfaucon aus den Werken des Chrysostomus gegebenen Darstellung der Sitten des theodosianischen Zeitalters in *Chrisostom. Opera. Vol. XIII. p. 192 ff.* und den „Memoires de l'Academie des inscriptions“ Vol. XIII. S. 474 bis 490.

<sup>1</sup> E. Gibbon. VIII. S. 70 (cap. XXXII).

Kaisers, der athenischen *Eudokia*, in Wahrheit beschaffen gewesen sein mag, darüber dürfte dann ohne Zweifel das zunächst zu erwähnende Denkmal aus der Epoche Justinians den unzweideutigsten Aufschluss gestatten. —

7. a. Dieses schon häufig beschriebene und mehrfach verbildlichte Monument<sup>1</sup> besteht aus zwei grossen Mosaikbildern. Sie schmücken in Gegenüberstellung die Tribuna der reichen Kirche St. Vitale zu Ravenna und beziehen sich beiderseits auf ihre um 547 vollzogene Einweihung durch *Maximian*. Das eine von ihnen stellt *Justinian* und den ebengenannten Bischof von Priestern, Beamten und Kriegern gefolgt (*Fig. 43*), das andere

Fig. 43.



in ähnlicher Anordnung die Gemahlin des Justinian, *Theodora*, nebst einer Anzahl ihrer weiblichen Dienerschaft dar. Sowohl der Kaiser als auch *Theodora* tragen den reichen Herrscherornat. Er ist bei beiden fast gleichartig und entspricht im Grunde genommen noch ziemlich dem des *Arkadius*. Indess bei aller Gleichmässigkeit die mit dem Ornat des *Arkadius* vorherrscht,

<sup>1</sup> Ciampini. *Monimenta vetera* II. tav. XXII. S. 58; danach bei Seroux D'Agincourt. *Peint.* I. Taf. XVI, 8 (beide nur sehr mangelhaft); um vieles besser (in Farben) *Rev. archéologique etc.* 7. Année. 16. Livrais. (Paris 1850) S. 351. Gally Knight. *Ecclesiastical architecture* I. Taf. 92. J. v. Hefner. *Trachten des christlichen Mittelalters* I. Taf. 91. Taf. 92. F. v. Quast. *Ravenna* S. 28 erwähnt der Bilder nur beiläufig; ausführlicher beschreibt dieselben F. Kugler. *Geschichte der Malerei* (2. Aufl.) I. S. 42 u. Derselbe. *Handbuch der Kunstgeschichte* (3. Aufl.) I. S. 268. — Bei aller Sorgfalt indess, mit der namentlich die in den letztgenannten Werken (*Revue*, Gally Knight, J. v. Hefner) enthaltenen Abbildungen behandelt scheinen, stimmen dieselben untereinander doch keineswegs völlig überein. Ich folge einer Copie, welche E. Förster im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. an Ort und Stelle anfertigte, und die auch J. v. Hefner für sein Werk benutzt hat.

lässt doch — zunächst ganz abgesehen von der Bekleidung der Kaiserin — der Ornat des Kaisers selbst so viele von jenem abweichende Eigentümlichkeiten erkennen, dass diese wiederum als eine Neuerung des Justinians zu betrachten sind. Nächst dem nämlich dass sein Ornat (*Fig. 44*) zwar ähnlich dem des *Arkadius* ein goldverziertes Untergewand, dazu ein

*Fig. 44.*

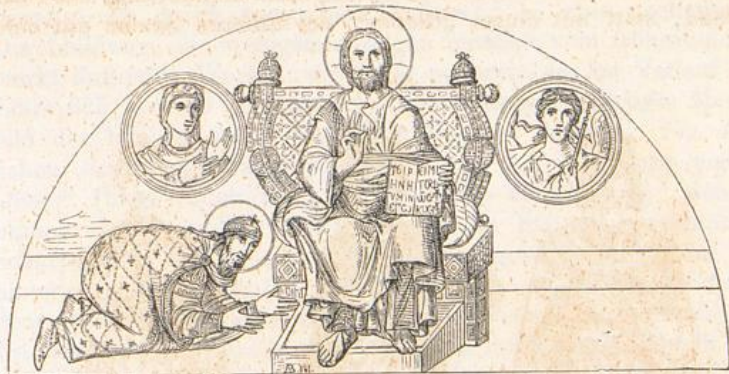


weiter mit Gold durchwirkter purpurfarbener Schultermantel, mit Perlenverzierte Purpurschuhe und ein Perlendiadem bilden, erscheint bei ihm doch verschieden von jenem das glänzend weisse Unterkleid fast bis zu den Knien gekürzt, der „*Clavus*“ des Mantels abermals wie solchen die Senatoren trugen (*Fig. 12; Fig. 51*) gegen die Brust nach oben gerückt,<sup>1</sup> überdies mit Vögeln verziert; ausserdem aber das Diadem zu einer förmlichen Krone erhöht. — Im Uebrigen, und das ist hier wohl zu beachten — sofern vielleicht gerade auf diesem Umstand solcher Unterschied mit beruht — besaßen die byzantinischen Kaiser, ganz nach dem Vorbild des Orients, je für die einzelnen Vorkommnisse sehr verschiedenartig verzierte Gewandungen oder „*Wechselkleider*.“ So unter anderen<sup>2</sup> befindet sich (nunmehr allerdings überflücht) in dem Mittelraume der Kuppel der „*Agia Sophia*“ zu Constantinopel ein halbrundes Mosaikbild, das höchst wahrscheinlich aus der Zeit vom Jahre 558 bis 563 datirt und diesen Kaiser in einer durchaus anderen Bekleidung vergegenwärtigt. (*Fig. 45; vergl. Fig. 46*). Auf diesem Bilde erblickt man denselben wie er in der gleichen Stellung, in welcher Jeder gehalten blieb sich der Person des Monarchen zu nahen,<sup>3</sup> den

<sup>1</sup> Derselbe Kaiser ebenso auf einem Elfenbein-Diptychon bei Seroux D'Agincourt. *Sculpt. Taf. XII. 5*. Hier trägt auch er die mit einem erhabenen Kreuz ausgestattete Weltkugel. — <sup>2</sup> Vgl. das allerdings wohl nicht ganz sichere Brustbild des Kaisers bei Ser. D'Agincourt. *Peint. I. Tav. XVI. 18*. — <sup>3</sup> S. oben S. 18; dazu W. Salzenberg. *Altchristliche Baudenkmale. Note zu Bl. XXVII*.

thronenden Christus adorirt. Hier trägt er ein blaues Untergewand das an dem Ober- und Unterarm mit schwarzen, durch goldene Kreise verzierten, schmalen Borduren versehen ist. Sein Mantel ist von meergrüner Farbe und mit Silber durchwirkt zu denken;

Fig. 45.



dessen Futter ein tieferes Roth, dessen Agraffe roth mit Gold. Die Schuhe sind roth und mit Perlen besetzt. Das Diadem ist ein goldener Reif, mit goldenen Perlen und (auf der Stirnmitte)

Fig. 46.



mit einem kleinen Kreuze geschmückt. — Und wiederum anders scheint auch der eigentliche Krönungsornat gewesen zu sein; <sup>1</sup> während noch ferner gebräuchlich war, dass die Kaiser beim Gottesdienst nur an besonders bestimmten Festen, zu Weihnacht, Lichtmess u. a., mit der Krone bedeckt erschienen. <sup>2</sup> —

7. b. Die auf jenem zuerst erwähnten Mosaikbilde dargestellte Kleidung der Kaiserin *Theodora* stimmt, wie gesagt, im Allgemeinen mit dem gleichzeitig verbildlichten Ornat des Justinians überein. Wie dieser, so trägt auch die Kaiserin

<sup>1</sup> Vergl. über die Krönungsfeier der byzantinischen Kaiser nach Kantakuzenus *Histor.* I. 41. W. Salzenberg a. a. O. die ausführliche Note 56. —

<sup>2</sup> W. Salzenberg a. a. O. Note 32 der Uebersetzung des „Silentiarus Paulus Beschreibung“ u. s. w. von Kortüm.

(Fig. 47 a; vergl. Fig. 44) ein weites weisses Untergewand mit engen Ermeln, das Goldstickwerk und ein Besatz farbiger Steine schmückt, rothe mit Gold umrandete Schuhe, einen mit Goldwirkerei verzierten purpurfarbenen Schultermantel und einen überreichen Kopfpütz. Dagegen weicht nun dieser Ornat von dem des Justinians darin ab, dass das Unterkleid stolaförmig, das Obergewand, statt mit einem „Clavus“, am unteren Saume mit einer

Fig. 47.



breiten figurativen Goldverbrämung und einer sehr grossen Brustagraffe, andererseits aber das Diadem mit einer noch weit grösseren Fülle von Steinen und Perlen versehen ist. Letzteres erscheint hier in der That mehr in Gestalt eines ziemlich breiten aus Purpurstoff hergestellten Reifens, rings von Edelsteinen umkrönt, mit langen Perlenghängen zur Seite.

Dieser weibliche Herrscherornat, der also, wie oben vorbemerkt ward, im Grunde genommen geeignet sein dürfte, auch die bereits vor der Zeit Justinians übliche Tracht der Kaiserinnen im Ganzen zu veranschaulichen, findet sich noch auf anderweitigen Monumenten aus späteren Epochen, so insbesondere auf einzelnen in den römischen Katakomben entdeckten

Wandbildern <sup>1</sup> der Art wiederholt, dass es fast den Anschein gewinnt als sei derselbe, höchstens mit Ausnahme eines Wechsels der Ornamentirung und der Gestaltung der Kopfbedeckung, auch von den folgenden Kaiserinnen bis mindestens um die Mitte des siebenten oder zu Anfang des achten Jahrhundert wesentlich beibehalten worden. Vermuthlich aber in dieser Zeit erfuhr der Ornat — ob durch persischen Einfluss? <sup>2</sup> — eine noch weitere Durchbildung. So wenigstens zeigen einzelne vom frühesten Zeitpunkt datirende Werke, wie unter anderem das im Verlauf vom Jahre 625 bis 642 unfehlbar von Byzantinern gefertigte Mosaikbild der heiligen Agnes in deren Basilika zu Rom (*Fig. 47 b*), neben der Anwendung jener älteren, der Theodora eigenen „Stola“ (hier jedoch auch in der Farbe verschieden) <sup>3</sup> den Gebrauch einer ziemlich breiten reich mit Steinen geschmückten Schärpe, welche, um beide Schultern geschlungen, vorn und hinterwärts niederfällt (*Fig. 47 b*; vergl. *Fig. 47 a*). Diese Schärpe, dem späterhin zu erwähnenden „*Omophorium*“ des griechischen Priesterornats entsprechend, stellt sich ihrer Beschaffenheit nach ersichtlich als eine Nachahmung der ursprünglich von den Consuln getragenen Schulterbinde dar (vergl. *Fig. 10*; *Fig. 51*). — Höchst wahrscheinlich wurde dieser schon an sich sehr kostbare Ornat dann während der Hofhaltung der *Irene* (von 792 bis ums Jahr 802) bei ihrer Vorliebe für äusseren Pomp selbst noch um Vieles reicher entwickelt. Sie gerade strebte vor allen Anderen nach einer möglichst glänzenden Vergegenwärtigung ihrer Würde. <sup>4</sup> Und wenn sie durch Constantinopel fuhr, mussten die Zügel der vier weissen Pferde, die ihrem Prachtwagen vorgespannt waren, ebensoviele Patricier, ihn zu Füsse begleitend, halten. — Was schliesslich die vermeintlich noch fernere Umgestaltung dieses Ornats und zwar zunächst während der Zwischenzeit von der Beseitigung der *Irene* bis zur Herrschaft *Basil I.* (um 867) betrifft, dürfte nun dafür und vorzugsweise für den Beginn der

<sup>1</sup> Vgl. die Darstellung der h. Cäcilia bei Seroux D'Agincourt. Peint. I. Taf. XI. 3, besser bei L. Perret. Catacombes de Rome III, Pl. XXXIX; dazu Pl. XL u. Pl. XIII. — <sup>2</sup> Es würde dann der Beginn dieses Einflusses vornämlich auf die Regierungszeit des Heraklius (von 610 bis 640), auf dessen unausgesetzte Kämpfe mit den Persern, zurückzuführen sein. — <sup>3</sup> Auf dem hier in Rede stehenden Bilde (*Fig. 47 b*) ist die Krone Gold mit farbigen Steinen; der Kragen Gold mit weissen Perlen und blauen Steinen, die Schärpe Gold mit blauen Steinen, weissen Perlen, von einem weissen Rande eingefasst, den rothe Knospen mit grünen Kelchen schmücken. Das Obergewand ist purpurn mit goldenen Rändern, diese wiederum mit blauen Steinen verziert. Das Untergewand, nur am Ärmel sichtbar, ist Gold; die Ohringe sind Gold und blau umrandet. — <sup>4</sup> E. Gibbon, XIII. S. 53 (c. XLVIII).

genannten Epoche, die Darstellung weiblicher Heiligen in den um 820 entstandenen Mosaikbildern von St. Caecilia in Rom ein wenn auch nicht vollgültiges, doch annähernd richtiges Beispiel gewähren (Fig. 47 c).<sup>1</sup> — Von einer noch jüngeren Umbildung wird weiter unten die Rede sein. —

8. Dem gegenüber hatten die Kaiser und nicht allein während dieser Epoche, vielmehr bis zum Schluss des zwölften Jahrhunderts den auf dem Bilde von Ravenna dargestellten Ornat *Justinians* mit nur geringen Veränderungen in der Länge und

Fig. 48.



Ausstattung des Untergewandes beibehalten. Dies wird zunächst neben anderweitigen Abbildungen von Kaiserfiguren aus dem Verlauf des zehnten Jahrhunderts<sup>2</sup> durch eine Darstellung *Constantins*

<sup>1</sup> Bei dieser Figur ist das Diadem roth mit weissen Perlen; der Kragen und alles übrige Ornament der Gewandung Gold und Blau, das Ober- und Untergewand Gelb (Goldbrokat?), der unter dem Obergewande hervorblickende, schürzenartige Streif weiss; der Schleier, auf dem die Krone ruht, weiss mit rothem Streif, letztere Gold und Blau. — <sup>2</sup> Ch. Louandre et Hangard-Maugé. Les arts somptuaires etc. Abbildungen aus dem Mscr. No. 649 der k. Bibliothek zu Paris.



in einer griechischen Bilderhandschrift, einem „Menologium,“ das gleichfalls dieser Zeit angehört,<sup>1</sup> und ferner, für das Ende des elften oder den Anfang des zwölften Jahrhunderts, durch einzelne Bilder griechischer Kaiser in den unter byzantinischem Einfluss hergestellten Mosaiken der Markuskirche in Venedig<sup>2</sup> (*Fig. 48 a. b*) auf das Anschaulichste bestätigt (vergl. *Fig. 44*). Auch treten zu diesen, zugleich jeden Zweifel ob die ebengenannten Abbilder, (da sie doch keine Portraits sind) den Ornat wirklich treu wiedergeben ohne Weiteres beseitigend, eine Anzahl gleichzeitiger Portraitbildnisse bestimmter Kaiser in kleineren Elfenbeinwerken hinzu.

9. (a. b.) Zu den hauptsächlichsten dieser Werke gehört ein Elfenbeindiptychon (im „Musée de Cluny“ befindlich), welches, dem zehnten Jahrhundert entstammend, den deutschen Kaiser *Otto II.* und dessen Gemahlin *Theophanu*, beide nach griechischer Weise geschmückt, zu den Seiten Christi darstellt.<sup>3</sup> Auf ihm ist der Kaiser, wie gesagt, nur mit Abweichung des Ornamentalen, das hier z. B. den ganzen Mantel in Form von kleinen Rosetten bedeckt, noch ziemlich ähnlich dem Justinian, mit *Stola* und *Paludamentum* bekleidet,<sup>4</sup> während dagegen *Theophanu* nun wieder in einem der heiligen *Agnes* (*Fig. 47 b*) ähnlichen Kleiderschmucke erscheint. Nur ist bei *Otto* das Diadem schon ganz wie bei den Königsfiguren der Mosaiken von St. Marco (*Fig. 48 a. b*), entsprechend dem Kopfputz der *Theodora* (*Fig. 47 a*), zur Seite mit Perlengehängen versehen; bei der Kleidung der *Theophanu* die breite, reich ausgestattete Schärpe nicht mehr, wie eben bei jenem Ornat der heiligen *Agnes*, ein freies Band, sondern als unmittelbar auf die *Stola* übertragener Ornamentstreifen von geringerer Breite behandelt. Doch möchte wohl letztere Abwandlung im Hinblick auf anderweitige Abbilder von wirklich regierenden Kaiserinnen, wo die Schärpe abermals als ein eigenes Gewandstück auftritt (*Fig. 49 c*), auch nur als ein besonderes Abzeichen der kaiserlichen Prinzessinnen, etwa zum Unterschied von der Bekleidung der Kaiserin selbst, zu betrachten sein. —

10. (a. b.) Ein zweites Elfenbeindiptychon (in der Bibliothek

<sup>1</sup> Seroux D'Agincourt, Peint. I. Taf. XXXII. 1. — <sup>2</sup> Vergl. über die Zeitstellung der älteren Mosaiken d. S. Marcuskirche Didron, Annales XVII. S. 157. F. Kugler, Geschichte der Malerei. (2. Auflage) I. S. 82. — <sup>3</sup> Ch. Louandre et Hangard-Maugé a. a. O. (Taf. 40). — <sup>4</sup> Vergl. indess die eben nicht sehr erbauliche Schilderung, die der Gesandte Liutprand, cap. 3; c. 9 von dem schmutzigen Aeusseren des Kaisers Nicephorus Phokas (10. Jahrhundert) entwirft, die allerdings wohl etwas übertrieben erscheinen kann.

zu Paris) stellt in gleicher Anordnung, wie das vorherbeschriebene, *Romanus IV. „Diogenes“* und dessen Gemahlin *Eudoxia* dar.<sup>1</sup> Dieses datirt aus der zweiten Hälfte — ob vom Ende? — des elften Jahrhunderts.<sup>2</sup> Auch hier bewegt sich der Herrscherornat beider Figuren wesentlich in den oben erwähnten Formen, doch zeigt es zugleich die Besonderheit dass (gerade entgegengesetzt wie auf jenem zuerst genannten Diptychon) *Romanus* (Fig. 49 a)

Fig. 49.



den eigentlich weiblichen Schmuck (vergl. Fig. 47 b; Fig. 49 c), *Eudoxia* hingegen (Fig. 49 b) den männlichen trägt (vergl. Fig. 44; Fig. 48 a. b). Indessen so seltsam auch solcher Wechsel im Grunde genommen erscheinen mag, ergibt jedoch wieder ein weiterer Vergleich mit anderen derartigen Abbildungen derselben Epoche — die, wie z. B. die vorher berührten Trachtenfiguren von Kaiserinnen (Fig. 49 c) und wie ein Portraitbild des *Nikephoros Botaniates*<sup>3</sup> (um 1078 gekrönt), das frühere Ver-

<sup>1</sup> Vergl. darüber bes. Didron. Annales XVIII. S. 197; auch, obschon minder genau abgebildet bei X. Willemin. Monuments français inédits etc. I. Tab. 40. — <sup>2</sup> Romanus kam um 1067 zur Regierung. — <sup>3</sup> Abgebildet bei X. Willemin. Monuments français inédits. I. T. 40.

hältniss veranschaulichen — dass ein derartiger Kleiderumtausch zwar allerdings wohl zeitweise gebräuchlich, aber durchaus nicht zu dauernder, fester Regel geworden war. Somit, lässt man den also an sich doch nur als Ausnahmefall zu betrachtenden Kleiderwechsel auf sich beruhen, hatte denn während der langen Dauer von Justinian bis zum zwölften Jahrhundert der kaiserliche Ornat in der That nur rücksichtlich des Diadems einen merklichen Wechsel erfahren. Dies war aber nun noch aus-

Fig. 50.



serdem, dass man es zu beiden Seiten mit langen Perlenschnüren behieng (S. 94; Fig. 48 a. b.), und zwar gleichmässig bei beiden Geschlechtern, theils zu einer den Oberkopf eng anschliessenden höheren Mütze (Fig. 49 c) theils zu einem breiteren drei- und mehrreihig mit Perlen und Steinen überdeckten goldenen Reifen (Fig. 49 a. b), theils auch zu einer überaus reich mit Steinen, Emailmalerei u. s. w. ausgestatteten goldenen „Zinkenkronen“ entwickelt worden. Als Beispiele für diese letztere Form ist einerseits der untere Theil der gegenwärtig

in Wien aufbewahrten „Krone Kaiser Karl des Grossen“,<sup>1</sup> andererseits gleichfalls der Untertheil der in Prag befindlichen „Krone des heiligen Stephan“ (Fig. 50) hervorzuheben. Beide Kronen,<sup>2</sup> mit Ausschluss der Bügel, die eine spätere Hinzufügung sind, tragen vorherrschend das Gepräge byzantinischer Kunstfertigkeit der in Rede stehenden Epoche. —

11. Für die nähere Beurtheilung nun der Gestaltung des

<sup>1</sup> Näheres darüber im zweiten Abschnitt. — <sup>2</sup> Vergl. unt. And. F. Bock. Die Kleinodien des heiligen römisch-deutschen Reichs und Derselbe. Die ungarischen Reichsinsignien (in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung u. Erhaltung der Baudenkmale. Wien II. (1857) S. 86 ff.; S. 201 ff.).

Kaiserornats von dem Beginne des zwölften Jahrhunderts bis zum Untergange des Reichs, fehlt es leider an dementsprechenden, chronologisch gesicherten Darstellungen griechischer Kaiser.<sup>1</sup> Nur noch in einem mit Miniaturen geschmückten griechischen Manuscript, einem Evangelienbuche, das höchst wahrscheinlich im zwölften Jahrhundert angefertigt worden ist,<sup>2</sup> finden sich die Portraitfiguren von Kaiser Johannes II. „Comnenus“ und seinem Sohne Alexius. Beide erscheinen gleichartig bekleidet und zwar mit einer engermeligen faltenlosen Tunica und einer darüber geworfenen Schärpe. Erstere besteht, wie anzunehmen, aus einem dunkeln Purpurstoff mit eingewebten goldenen Sternbildern und einem den unteren Rand verzierenden breit umlaufenden goldenen Saum (vergl. Fig. 48 b), die Schärpe dagegen, ganz von der Form des oben beschriebenen breiten Bandes (S. 93; Fig. 47 b; Fig. 49 a. c), aus zwei langen Ornamentstreifen, die (unmittelbar am Kragen befestigt) vorn und hinterwärts tief herabhängen. Die Schuhe sind mit Perlen benäht; die Oberarme von dreifach gegliederten, breiten goldenen Spangen umfasst. Die Krone, welche Johannes trägt, hat die Gestalt einer halbrunden Kappe, die des Alexius die allgemeiner übliche Form des mit Perlenghängen ausgestatteten Diadems (vergl. Fig. 48 a). Ersterer ist bärtig, letzterer bartlos. Beide tragen je ein Labarum (Fig. 41). —

12. Im Rückblick auf diese Darstellung, doch abgesehen von der stilistischen Fassung, deuten sodann einige Miniaturbilder etwa aus dem dreizehnten Jahrhundert auf eine inzwischen stattgehabte allerdings nurgeringe Abwandlung dieser Ausstattungsweise hin. Zufolge der durch sie veranschaulichten Tracht<sup>3</sup> würde sich solche Abwandlung wesentlich nur darauf beschränkt haben, dass man allmähig an Stelle der früher vornämlich am Kragen befestigten Schärpe eine selbständige Binde setzte und diese wieder nach altem Gebrauch, ähnlich der altconsularischen Binde, frei um den Körper ordnete (vergl. Fig. 10; Fig. 51). Nächst dem

<sup>1</sup> Mir wenigstens ist kein Werk bekannt, das Nachbildungen solcher Werke, falls sie überhaupt vorhanden sein sollten, enthält. Dagegen finden sich spätere Kaiser in voller Rüstung mehrfach verbildlicht, wovon weiter unten die Rede sein wird. — <sup>2</sup> Seroux D'Agincourt. Peint. I. Tab. LIX. 1. —

<sup>3</sup> Vgl. die Abbildung einer Miniatur aus einem französischen Manuscript, die indess nach Didron's Meinung unfehlbar (?) von einem griechischen Maler herrührt und welche derselbe bei Gelegenheit seiner Abhandlung über die „Kaiserdalmatika“ zu Rom mittheilt, bei Didron. Annales I. S. 160; dazu die farbige Darstellung bei Ch. Louandre et Hangard-Maugé. Les arts somptuaires „Salomon“, die hier aber wohl irrig als dem elften Jahrhundert angehörig bezeichnet ist.

lässt keines von jenen Abbildern die Andeutung eines Mantels wahrnehmen. Und scheint es, dass man die letztere Form, so wenigstens in der bildenden Kunst, <sup>1</sup> als Typus des Kaiserornats beibehielt (s. unt.).

12. a. Hinsichtlich der während derselben Epoche etwa auch in dem Kleiderornat der byzantinischen Kaiserinnen vor sich gegangenen Veränderungen möchten dann einige Mosaikbilder aus dieser Zeit, <sup>2</sup> wie ganz insbesondere das bereits früher theilweis verbildlichte Mosaik von der Vorderseite der „Kirche der Jungfrau jenseits der Tiber,“ eine nähere Anschauung darbieten (*Fig. 38 a-d*). —

13. Im Ganzen währte der äussere Aufwand, welchen nun einmal der Hof von Byzanz von vornherein für sich beansprucht hatte, unausgesetzt bis zu Ende des Reichs. Wenn sich auch einzelne von den „Comnenen“, wie vorzugsweise *Kolo-Johann* (1118), durch weise Sparsamkeit auszeichneten, fielen doch andere nur um so mehr, wie dessen Nachfolger *Manuel*, der tüpfigsten Verschwendung anheim. So, als Herzog *Heinrich der Löwe* den Kaiser von Constantinopel besuchte, ward er von diesem nicht allein mit dem höchsten Luxus bewirthet, vielmehr auch auf das Reichste beschenkt: <sup>3</sup> „Der Kaiser empfing ihn in einem von Mauern rings umschlossenen Thiergehege, in welchem linnene und purpurne Zelte mit goldenen Kuppeln aufgestellt waren. Der Pfad war durchweg mit Purpur belegt, von oben mit seidenen, golddurchwirkten kostbaren Teppichen überdeckt, seitwärts mit goldenen Candelabern und hängenden Ampeln reichlich versehen. Von der Kaiserin erhielt der Herzog für jeden der ihn begleitenden Ritter, zu deren kleidlicher Ausstattung, Rauchwerk, einen Zobelpelz und viele Stücke köstlichen Sammet.“ — Unter *Jsaak Angelus* (zwischen 1158 bis 1195) betrug die Anzahl der kaiserlichen Eunuchen und sonstigen Dienstthuenden nicht weniger als 200,000. <sup>4</sup> —

Bei alledem blieb nun ohne Zweifel jene vorher erwähnte Ausbildung des Kaiserornats fortdauernd in Geltung (S. 94). Höchstens vielleicht dass dieser noch später, nachdem es *Michael Palaeologus* im Jahre 1259 gelungen war die „Lateiner“ zu stürzen und seine Dynastie zu befestigen, <sup>5</sup> eine weitere Abwandlung erfuhr, wofür es jedoch an Beweisen fehlt. —

<sup>1</sup> S. die betreffenden Darstellungen auf einem griechischen Triptychon bei Seroux D'Agincourt. Peint. I. T. XCI. 7. — <sup>2</sup> Bes. G. Guttonsohn und M. Knapp. Denkmale u. s. w. Heft III; vergl. das Katakombengemälde (jetzt in der Kirche Praxedis zu Rom) b. Seroux D'Agincourt. Peint. I. T. XI. 5. — <sup>3</sup> Arnold von Lübeck. Chronik. I. 5. — <sup>4</sup> E. Gibbon. Geschichte. XVI. S. 306 (cap. LX). — <sup>5</sup> S. oben S. 57.

14. Schliesslich ist der Umstand zu erwähnen, dass der Kaiser *Alexius Comnenus* auf besondere Veranlassung<sup>1</sup> zunächst für seinen gar frommen Bruder eine über alle Staatswürden erhabene neue Würde einsetzte und diese demgemäss ausstattete. Während nämlich bis auf Alexius der Titel „Caesar“ stets nur den zweiten Ehrengrad neben dem Kaiser ausdrückte, schuf er durch eine Vereinigung des graecisirten Namen „Augustus“ und der Bezeichnung des „Selbstherrschers“ — durch „Sebastos“ und „Autokrator“ — den höheren Titel „*Sebastokrator*“, verband damit die erdenklichsten Ehren und, mit Ausnahme weniger Merkmale, die Uebertragung des Herrscherornats. Diese Abzeichen beschränkten sich auf eine minder kostbare Verzierung des Diadems und, im Gegensatz zu den purpurnen Schuhen des Kaisers,<sup>2</sup> auf grüngelbte Halbstiefelchen.

B. Was die äussere Beschaffenheit und die etwaige Umgestaltung der kleidlichen Auszeichnung der Beamten und der vielfach verzweigten Hofwürden von der Regierung *Constantins* bis zur Auflösung des Reichs anbetrifft, so bietet für deren Vergegenwärtigung die Ueberlieferung in Bild und Schrift ein viel zu spärliches Material, um davon irgend ein ähnliches Bild, wie vom Herrscherornat, entwerfen zu können. Ueber die einzelnen Würden an sich giebt überhaupt erst ein späteres Werk, die zu Anfang des fünften Jahrhunderts entstandene „*Notitia Dignitatum*“, die früheste zuverlässige Nachricht.<sup>3</sup> Hiernach — doch ohne auch aus dieser Schrift zu erfahren, welche von den eigens verzeichneten Staatsämtern mit einer wirklichen Funktion oder nur mit einem blossen Titel, als Rangerhebung, verbunden waren — wurden die Chargen zunächst durch Beiworte, wie „*illustris, spectabilis, honoratus, clarissimus, perfectissimus*“ und „*egregius*“, zahlreich gegliedert und näher bestimmt.

Im Ganzen zerfielen um diese Zeit (was wohl auch späterhin massgeblich blieb) die zur Bedienung des Kaisers bestellten, also wirklichen Hofbeamten, in sieben Hauptklassen, von denen jede aus einer Menge unter einander rangirender, besonders beauftragter Würden bestand: Da gab es, ganz nach asiatischem Zuschnitt, als zur ersten Klasse mitzählend, einen über „*Cubicularien*“ befehlenden Oberkämmerer oder „Vorsther des

<sup>1</sup> E. Gibbon a. a. O. XV. S. 171 (c. LIII). — <sup>2</sup> Das Nähere über diese Purpurschuhe ward bereits oben S. 85 mitgetheilt. — <sup>3</sup> E. Gibbon. Geschichte etc. IV. S. 52 (cap. XVII). F. Manso. Leben Constantins S. 153, bes. S. 166 ff. J. Burckhardt. Die Zeit Constantins S. 452 ff.

heiligen Gemachs“ (*Praepositus sacri cubiculi*), einen über zahllose Pagen angeordneten „Lagergraf“ (*Comes castrensis sacri palatii*), einen die Garderobe des Kaisers beaufsichtigenden „Kleidergraf“, dann „*Silentiarii*“, denen es oblag, für die Erhaltung der Ruhe zu sorgen, und zahlreiche andere rein äussere Funktionen. Aehnlich, wenn auch nicht völlig gleichmässig, verhielt es sich mit den übrigen Klassen. So mit den Aemtern der zweiten Ordnung, die wesentlich militärische waren <sup>1</sup> und unter dem strengen Oberkommando des „Befehlshabers der Hofdienerschaft“ (*Magister officiorum*) rangirten. An der Spitze der dritten Abtheilung stand der sogenannte „*Quaestor*“, der höchstwahrscheinlich jetzt mehr <sup>2</sup> die Funktion eines Cabinetsraths versah. Ihm folgte, als Haupt der vierten Abtheilung, vermuthlich in der Eigenschaft eines (asiatischen) Finanzministers der „*Comes sacrarum largitionum*“ oder „der Graf der heiligen Spenden“ und diesem, als Spitze der fünften Abtheilung, der „*Comes rerum privatarum divinae domus*“ oder „der Graf des heiligen Privatvermögens“. An diesen endlich schlossen sich, als Häupter der sechsten und siebenten Klasse, die beiden Befehlshaber der Haustruppen, der Reiterei und der Fusssoldaten, die „*Comites domesticorum equitum et peditum*“ an. — Jedem einzelnen Staatsbeamten waren Insignien zugewiesen, die seine Stellung kennzeichneten. Solche Insignien bildeten, ausser Abzeichen in Kleidung und Schmuck, die sich indess kaum bestimmen lassen, Symbole von sehr verschiedenem Inhalt, welche als „*Symbola codicillorum*“ vermuthlich in Gestalt eines Siegels gleich Jeder bei seiner Bestallung erhielt. Diese Sinnbilder stellten zum Theil völlig dem Wesen der Aemter entsprechend deren sachlichen Apparat, theils, wo dies gerade nicht thunlich war, ein sonst beliebiges „*Signum*“ dar. <sup>3</sup> So z. B. zeigte das Sinnbild des „Oberfeldherrn und Kriegsrichters zugleich“ einen mit weisser Decke verhangenen viereckten Tisch, darauf ein mit Bändern von gleicher Farbe umwundenes Buch und dessen Rollstab <sup>4</sup> ein goldenes, mit den Bildnissen zweier

<sup>1</sup> Eine Hauptfunction darunter bildete der Wachdienst im kaiserl. Palast.

— <sup>2</sup> Ueber das Amt desselben im alten Rom zur Zeit der Republik und der Kaiser siehe meine „Kostümkunde.“ Handbuch u. s. w. II. S. 1038; S. 1044; S. 1053; S. 1085; S. 1144. — <sup>3</sup> Eine Verbildlichung dieser Insignien ist auch in den ältesten Ausgaben der „*Notitia Dignitatum*“ nicht unversucht geblieben. So unter anderem in dem mir vorliegenden bei Froben in Basel erschienenen Druck vom J. 1552. — <sup>4</sup> Die Bücher dieser Epoche bestanden noch in einem breiten Pergamentstreifen, welcher an einem Rundstab befestigt war, um den dieser Streifen gewickelt wurde; s. das Nähere darüber in meiner „Kostümkunde.“ Handbuch II. S. 1336.

Fürsten ausgestattetes Täfelchen; das Sinnbild des „Grafen der heiligen Spenden“ einen roth gedeckten Tisch mit einem grün umwundenen Buch, auf diesem das goldene Haupt des Kaisers, rings um den Tisch Gold- und Silberbarren, goldene mit Münzen gefüllte Gefässe und vier zugebundene Geldsäckchen; das des „praetorischen Praefekten von Illyricum“ ebenfalls einen weiss überdeckten Tisch, die Decke mit goldener Borte geschmückt, darauf das Gesetzbuch und in der Mitte zweier Kerzen das Bildniss des Kaisers, — wogegen dann, schon viel weniger real, das Sinnbild des „Grafen des Morgenlandes“, als des Vorstehers von fünfzehn Provinzen, eine aufrechte goldene Säule, welche zwei Kaiserbildnisse trägt, darunter einen verhangenen Tisch auf dem ein in Purpur gebundenes Buch liegt und ringsum fünfzehn geschmückte Weiber, Geschenke darbietend, veranschaulichte. Demgegenüber bewegten sich die weniger determinirenden „Signa“ zumeist in den einfachen Formen von grösseren und kleineren concentrischen Kreisen, von ein- und mehrfach gezackten Sternbildern, von Kreuzen, Thierköpfen u. s. w. je von einem Kreise umschlossen.

Neben der Führung dieser Symbole, die zugleich sehr wohl geeignet waren, in die Gewänder gestickt zu werden, ehrte alle höhere Beamte ein nach ihrer Würde und Stellung mehr oder minder zahlreiches Gefolge. Auch wurden ihnen das Bildniss des Kaisers und, falls sie dem Heere angehörten, Fahnen oder Täfelchen mit den Namen der ihnen ergebenden Kriegsmannschaften vorangetragen. Ueberdies waren diejenigen von ihnen, denen ein wirklicher Dienst oblag, vornämlich durch eine Art Wehrgehänge in Form eines kostbaren „*Cingulum*“ und von diesen noch andere, wie z. B. die „Silentiarien“, <sup>1</sup> durch die Berechtigung selbst in der Nähe des Kaisers bewaffnet erscheinen zu dürfen, ganz insbesondere ausgezeichnet. —

1. Unter den monumentalen Resten, die eine nähere Anschauung von der kleidlichen Ausstattung einzelner höchster Beamten gewähren, nehmen sowohl hinsichtlich des Alters als auch der Treue der Darstellung wegen wieder vor allem die schon berührten kleinen „Consular-Diptychen“ von Elfenbein den ersten Rang ein. <sup>2</sup> Sie datiren, wie früher bemerkt, aus dem vierten bis sechsten Jahrhundert und zeigen in genauester Durchbildung den überaus reich verzierten Ornat, in welchem eben die *Consule* im

<sup>1</sup> S. über deren Amt und Stellung am Hofe Justinians W. Kortüm in W. Salzenbergs *Altchristl. Baudenkmale etc.* Not. 1. — <sup>2</sup> Die Literatur u. s. w. darüber s. oben S. 69 Note 2.



Januar — „im Monat der goldenen Gewänder am heiligen Festtag“ — <sup>1</sup> ihr Amt antraten. Gleichwie diese Tracht im alten Rom stets dem purpurnen mit Gold durchstickten Ornat der Triumphatoren entsprach (S. 19), erfuhr dieselbe auch in Byzanz, allein mit Ausnahme eines Wechsels in der ornamentalen Fassung und der Verwendung der Schulterbinde, keine durchgreifende Veränderung. Indess beschränkte sich auch dieser Wechsel lediglich darauf, dass man die Binde nicht mehr durchgängig gleichmässig trug, sondern — ob nach bestimmter Verordnung oder ob

Fig. 51.



nur nach eigenem Belieben? — ebensowohl um die linke Schulter (von links nach rechts), als auch um die rechte (von rechts nach links) zu legen pflegte und sie bald vorn- und hinterwärts, bald nur vorn herabfallen liess (Fig. 51 a. b. c) und dass man in Rücksicht des Ornaments den jedesmal üblichen Mustern folgte. Im Uebrigen schenkte z. B. *Gratian* dem Consul *Ausonius* ein reiches Staatskleid mit dem Bildnisse Constantins, <sup>2</sup> während der heilige *Asterius* (zu Ende des vierten Jahrhunderts) erzählt, dass ein einziges Obergewand eines christlichen Senators mitunter sogar nicht weniger als sechshundert Figuren enthalte. <sup>3</sup>

<sup>1</sup> W. Kortüm. Des Silentarius Paulus Beschreibung der h. Sophia, Vers 183: dazu die Note 34. — <sup>2</sup> E. Gibbon IV. S. 55 (cap. XVII). — <sup>3</sup> F. Bock. Geschichte der liturgischen Gewänder I. S. 132 ff.

Ungeachtet das Consulat seine ursprüngliche hohe Bedeutung bereits seit Augustus mehr und mehr, ja bis zur Epoche des Constantin im Grunde fast völlig verloren hatte, beliest man den Consuln nächst dem Ornat, nichtsdestoweniger auch noch die „*Fasces*.“ Doch waren auch diese Ruthenbündel mit ihrem Beile (*Fig. 52*) jetzt selbstverständlich zu einem blossen Ehrenabzeichen und leeren Schmuck herabgesunken. — Nur noch einmal,

*Fig. 52.*



unter *Julian*, bei seinem Bemühen die heidnischen Formen neu zu beleben,<sup>1</sup> erfuhr dieses Amt eine kurze Wiedergeburt. Gleich der nächste Nachfolger desselben führte es abermals in die Schranken der blossen Titulatur zurück, wobei er selbst keinen Anstand nahm, seinen noch minderjährigen Sohn zum Titular-Consul zu ernennen. Im Jahre 541 ward diese Würde zum letzten Mal auf einen Privatmann übertragen. Von 567 an blieb sie nur noch mit dem Kaiser verbunden, bis sie endlich durch Leo VI. (886—911) als völlig bedeutungslos abgeschafft ward.<sup>2</sup> —

2. In Anbetracht anderweitiger Abbilder von anderen Beamten und Würdeträgern lässt sich bei dem durchgehenden Mangel einer näheren Bezeichnung derselben über deren Ausstattungsweise auch nur im Allgemeinen urtheilen. Demnach bestand, und wie anzunehmen, ziemlich gleichmässig durch alle Epochen die Bekleidung der höheren Beamten, im engeren Anschluss an die Form der Gewänder des Consulats und des Kaiserornats,<sup>3</sup> in einer engermeligen *Tunica* und dem langwallenden Schultermantel, dem eigentlichen „*Paludamentum*“; dazu deren besondere Insignien einestheils bei beiden Gewändern in einer mehr oder minder reichen Verzierung oder Musterung, andernteils nur bei der *Tunica* in unterschiedlicher Weite und Länge (S. 83). Namentlich dürfte in letzterem Fall die (bis zu den Füßen reichende) „*Stola*“ zunächst überhaupt nur der Geistlichkeit und den nächsten Verwandten des Kaisers und, doch vielleicht auch nur ausnahmsweise, einzelnen höchstgeehrten Beamten wirklich gestattet gewesen sein; desgleichen vermuthlich die Anwendung der altconsularischen Schulterbinde. Dagegen waren, wie es scheint, alle Beamten ohne Ausnahme seit der Epoche Justinians gesetzlich ge-

<sup>1</sup> Vergl. oben S. 49. — <sup>2</sup> J. Marquardt in A. Becker. Handbuch der römischen Alterthümer II. (3) S. 240. — <sup>3</sup> Vergl. oben S. 83.

halten (zum Unterschied von der purpurnen Fussbekleidung des Kaisers) schwarzes Schuhwerk zu tragen: ein Umstand, der denn wohl mit veranlasste für das Schuhwerk des „*Sebastocrators*“, zum abermaligen Unterschied, die grüne Färbung in Anspruch zu nehmen (S. 100). Nächst dem aber wechselten höchstwahrscheinlich auch jene noch anderweitigen ornamentalen Auszeichnungen je abhängig von Rang und Würde nicht allein in der Gestaltung an sich, sondern auch in der Farbe ab.

a. So, allerdings nur die Form bezeichnend, findet sich auf dem schon mehrfach erwähnten „*Discus des Theodosius*“<sup>1</sup> ein hoher Beamter in kurzer Tunik und langem Mantel dargestellt,

Fig. 53.



dessen Tunica je zur Seite (in der Gegend der Oberschenkel) ein kreisförmiges Ornament und dessen Mantel ein breiter „*Clavus*“ von ornamentierten Borten schmückt. Dazu trägt er enge Beinkleider und enge, einfach verzierte Halbstiefel. — Anschliessend an diese Darstellung, nun auch die Farbe charakterisierend, zeigt dagegen das Mosaikbild von S. Vitale in Ravenna (Fig. 43) mehrere sicher den höchsten Rang repräsentirende Hofbeamten, die sämtlich zwar mit fast gleich verzierten, kurzen (weissen) Tuniken, jedoch mit verschieden farbigen Schul-

termänteln bekleidet sind (Fig 53 a. b). Von diesen Mänteln, die ausserdem ein in der Grösse abwechselnder viereckter purpurner *Clavus* schmückt, sind drei, gleichwie die Tuniken, weiss, während ein anderer grün gefärbt ist. Der mit letzterem Mantel Bekleidete, dessen Tunica ohnehin jeder besonderen Verzierung entbehrt, dürfte indess, worauf auch die Stellung, die er im Bilde

<sup>1</sup> Oben S. 86.

selbst einnimmt ziemlich klar hinzudeuten scheint, einem schon etwas niederen Range wie die Uebrigen angehören.

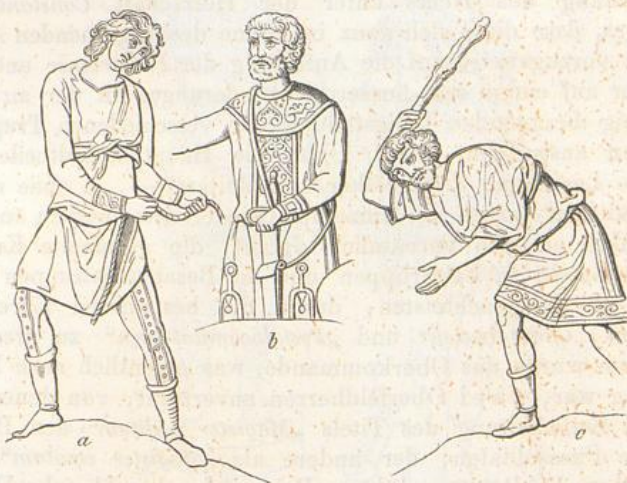
b. In solcher an sich mehr einfachen Fassung, die auf dem zuerst erwähnten Relief nur in Rücksicht des Kleidornaments (ganz übereinstimmend mit der Pracht am Hofe des Theodosius) eine noch reichere Entfaltung darbietet, erhielt sich die Tracht der höheren Staatswürden etwa bis zum zehnten Jahrhundert. Von da an aber erfuhr dieselbe insofern eine Veränderung, einmal, indem man das Obergewand, nun wiederum ähnlich dem frühesten consularischen Schultermantel, ausser mit einem „*Latus clavus*“ völlig mit Kreisornamenten bedeckte, sodann, indem man die kürzere, bis über die Kniee reichende Tunik weit allgemeiner als wie vordem durch die langwallende *Stola* ersetzte<sup>1</sup> (*Fig. 53 c*; vergl. *Fig. 51*; *Fig. 48*). Zudem war es jetzt Sitte geworden, unter diesem weitfaltigen Kleide (mit Beibehaltung der Beinbekleidung) eine gewöhnlich am Handgelenk bordirte, engermelige Tunik zu tragen; auch pflegte man, der Bequemlichkeit wegen, die „*Stola*“ unterhalb aufzunehmen und an den Seiten (zur rechten und linken) so unter den Hüftgürtel zu befestigen, dass sie den Körper vom Gürtel abwärts bis etwa zur Mitte der Oberschenkel vorn und rücklings halbrundlich bedeckte.<sup>2</sup> — Ein noch weiteres Amts-Insignum, das wohl als Bezeichnung höherer Würde gleichfalls seit jener Epoche aufkam, bildete ein an beiden Enden verbrämtes, nicht sehr breites Halsband, das auf der Brust eingeknotet ward (*Fig. 53 c*). Obschon dasselbe nur dürftig erscheint, ist es vielleicht nichtsdestoweniger als eine letzte Reminiscenz an die ursprünglich den Consuln eigene Schulterbinde zu betrachten (vergl. *Fig. 51*; *Fig. 13*). —

3. Die Bekleidung der niederen Beamten, insoweit auch über deren Form die Monumente ein Urtheil gestatten, blieb höchstwahrscheinlich von vornherein hauptsächlich nur auf die kürzere *Tunica* und auf die auch sonst gebräuchliche enganliegende Beinbekleidung, demnach auch deren besondere Abzeichen innerhalb ihrer Rangordnung einzig auf eine verschiedene Ausstattung nur dieser Kleidungsstücke beschränkt. Solche Beschränkung erfuhr dann vermuthlich ebenfalls erst mit der Abwandlung der amtlichen Tracht der höheren Hofwürden, gegen den Anfang des zehnten Jahrhunderts, eine nun wiederum dem entsprechende

<sup>1</sup> Vgl. auch Seroux D'Agincourt. Peint. I. Taf. CVI. 3. 4. — <sup>2</sup> Siehe bes. die Figur des Propheten Daniel in den älteren Mosaiken von St. Marko in Venedig bei J. und L. Kreutz. Der Dom des heiligen Markus Taf. V; dazu Taf. XLVII.

reichere Aus- und Umbildung. Doch scheint sich auch diese reichere Entfaltung (und zwar für alle Folgeepochen) immerhin nur auf eine Verlängerung und reichere Verzierung der Tunica, höchstens noch auf die erlaubte Anwendung eines kürzeren Schultermantels, jedoch niemals auch auf die Zulassung des grossen mit dem *Clavus* geschmückten „*Paludamentum*“ erstreckt zu haben (vergl. Fig. 54 a. b. c; Fig. 34 b).

Fig. 54.



C. Aehnlich wie mit den monumentalen Darstellungen von Hofbeamten rücksichtlich einer Vergegenwärtigung der ihnen je eigenthümlich gewesenem Amtsinsignien u. s. w. verhält es sich mit den Darstellungen von byzantinischen Kriegsmannschaften. Obschon es von letzteren zahlreichere Abbilder aus sehr verschiedenen Epochen gibt, lassen diese trotzdem nicht erkennen weder wodurch sich die Truppengattungen von einander unterschieden, noch ob sie im Verlaufe der Zeit eine besondere Veränderung in der Art der Bewaffnung erfuhren und wann die Umwandlung einzelner Waffen, die allerdings wohl ersichtlich ist, wirklich vor sich gegangen sei. Selbst auch die dahin zu beziehenden schriftlichen Ueberlieferungen tragen im Ganzen nur äusserst wenig zur Aufhellung dieser Fragen bei. Und die beiden umfassenderen Werke über das Kriegswesen überhaupt, welche darüber belehren könnten — die von *Flavius Vegetius Re-*

natus unter *Valentinian II.*, um 375, verfasste *Kriegskunst*<sup>1</sup> und die vom Kaiser *Leo VI.*, dem „*Philosophen*“ zwischen 886 und 911 geschriebene *Taktik*<sup>2</sup> — bieten dafür im Grunde genommen kaum mehr als nur dürftige Andeutungen. Abgesehen, dass diese beiden Werke der Zeit nach weit auseinander liegen, befassen sie sich im Wesentlichen mit der Lehre der Kriegsführung und der Organisation des Heers, ohne die Bewaffnung als solche specieller mit in Betracht zu ziehen.

Folgt man demnach zunächst den Nachrichten über die Umgestaltung des Heers unter der Herrschaft *Constantins*,<sup>3</sup> scheint es, dass diese sich ganz im Sinne des beginnenden Absolutismus vorzugsweise auf die Auflösung der *Prätorianer* und nur nebenher auf einige rein äussere Veränderungen in der an sich nur wenig besagenden Rangstellung der verschiedenen Truppengattungen ausgedehnt habe. Ohne die Hauptbestandtheile des Heers — Legionen, Hülfsvölker und Reiterei —, ja ohne selbst mal die älteren Namen der einzelnen Glieder desselben zu ändern, beschränkte er sich vornämlich darauf, die gesammte Kriegsmacht nunmehr in Feldtruppen und in Besatzungstruppen und erstere, als die geachteten, durch die besonderen Ehrentitel „*Palatiner.*“, *Comitatensen*“ und „*Pseudocomitatensen*“ zu trennen. Nächst dem wurde das Oberkommando, was eigentlich auch keine Neuerung war, zwei Oberfeldherren anvertraut, von denen der eine mit Beibehaltung des Titels „*Magister peditum*“ den Befehl über die Fusssoldaten, der andere als „*Magister equitum*“ den Befehl über die Reiter ausübte. Beide, durch zahlreiche Unterbeamte in ihren Functionen unterstützt, versahen zugleich das Kriegsrichteramt.

1. Geht schon aus dieser Umwandlung hervor, dass *Constantin* weit entfernt davon war, das Heer etwa gänzlich neu zu gestalten, lassen (übereinstimmend damit) die aus dieser Epoche stammenden Abbildungen gerüsteter Krieger nicht minder erkennen, dass er auch in Rücksicht auf die Bewaffnung und Ausrüstung keine besondere Veränderung traf. Alle dahin gehörigen Abbilder, wie namentlich auch die frühesten darunter, die an dem Triumphbogen dieses Kaisers,<sup>4</sup> stellen die Truppen noch vollstän-

<sup>1</sup> *Epitome institutorum rei militaris ad Valentinianum Augustum libri V.* Arg. 1806 (Uebersetzung von R. Meinicke. Halle 1799. Auszüge bei G. Klemm. *Culturgeschichte der Menschheit VIII.* S. 435 ff. — <sup>2</sup> *Τακτικά.* Ausgabe von Meursius. Leyden 1602. — <sup>3</sup> F. Manso. *Leben Constantins.* S. 144; S. 149 ff. J. Burckhardt. *Die Zeit Constantins.* S. 458 ff. — <sup>4</sup> J. P. Bellori *veteres arcus Augustorum triumphis insignes, ex reliquiis, quae Romae adhuc supersunt.* Rom. 1690. Tab. 23 ff.

dig in der bereits unter den älteren Kaisern allgemein üblichen Rüstungsweise und zwar zum Theil in nur halber Bewaffnung, zum Theil (der seit Hadrian unter ihnen gesteigerten Weichlichkeit gemäss)<sup>1</sup> ohne die schwerere Schutzbewaffnung, nur mit dem

Fig. 55.



Helme und Rundschild dar (vergl. Fig. 9). — Das gleiche Verhältniss der Ausrüstung vergegenwärtigen dann auch mehrere Statuen, von denen einige, wie anzunehmen,<sup>2</sup> sogar Portraitstatuen Constantins sind (Fig. 55 a). Sie wiederholen selbst bis ins Einzelne die Ausstattung der Oberfeldherren, wie solche seit lange gebräuchlich war (vergl. Fig. 55 a). Eins von diesen Standbildern indess, der riesige „Erzkoloss von Barletta“ (Fig. 55 b) weicht von jener Ausstattung ab, indem er, als determinirenden Schmuck, ein doppeltes Perlendiadem<sup>3</sup> und anstatt der sonst wohl gewöhnlichen, ornamentirten metallenen Beinschienen, weite strumpffartige Stiefel trägt. Diese letztere Besonderheit beruht jedoch auf einer gewiss ziemlich späten Ergänzung der Beine und fällt somit völlig ausser Betracht, wohingegen man aus der

<sup>1</sup> S. oben S. 23. — <sup>2</sup> Seroux D'Agincourt. Sculpt. Taf. III. 2. 3. 4. O. Müller. Denkmäler der alten Kunst. A. Taf. LXXII. 414. 415. — <sup>3</sup> Vergl. oben S. 87.

Gestaltung des Diadems und der Physiognomie mit vollem Rechte geschlossen hat, dass er nicht (wie man früher vermeinte) Constantin oder Heraklius, sondern *Theodosius* darstellt.<sup>1</sup>

2. Zu den eben genannten Denkmalen treten, zugleich den Fortbestand der spätitalischen Rüstungsweise bis auf Theodosius bestätigend, einestheils kleinere Elfenbeinwerke, andernteils die in Zeichnung erhaltenen Basreliefs von dem Fussgestell des Obelisken, den dieser Kaiser in Constantinopel errichten liess,<sup>2</sup> und die zum Theil gleichfalls nachbildlich erhaltenen Skulpturen von der Ehrensäule desselben Kaisers daselbst<sup>3</sup> hinzu. Unter den Elfenbeinwerken zunächst gewährt ein zierliches Diptychon mit einer gerüsteten Reiterfigur, vermuthlich dem Bilde Constantins,<sup>4</sup> namentlich seiner Durchführung wegen ein überhaupt sachgetreues Beispiel, während dann jene Basreliefs (ausser-

Fig. 56.



dem chronologisch gesichert) noch bestimmt zu erkennen geben, dass man selbst bis zu dieser Epoche auch in der Einzelver-

<sup>1</sup> Vergl. J. Friedländer in E. Gerhard. Archäologische Zeitung. Jahrgang XVIII (Berlin 1860) No. 136. — <sup>2</sup> G. Zoega. De origine et usu obeliscorum. Romae 1797; vergl. Seroux D'Agincourt. Sculpt. T. X. — <sup>3</sup> Colon. Theodos. quam vulgo historiatam vocant. Bellino delineata. Rom 1702; vgl. J. Malliot et P. Martin. Recherches sur les costumes etc. (deutsche Ausg.) I. Taf. LVIII ff.; Seroux D'Agincourt. Sculpt. Taf. X ff. — <sup>4</sup> Seroux D'Agincourt. Sculpt. Taf. III. 15.



theilung der Waffen je nach den verschiedenen Truppengattungen der alten, italischen Anordnung fast durchgängig treu verblieben war. Indem denn auch noch von diesen Abbildern hauptsächlich die der niederen Soldaten, durch ihre Weise der Ausstattung, die Klage des Vegetius<sup>1</sup> über das allmähliche Verlassen der Schutzbewaffnung rechtfertigen (*Fig. 56 a-d*),

*Fig. 57.*



erscheinen auch die der Oberfeldherrn noch immer in dem gleichen Verhältniss wie auf den früheren Monumenten: in der alt-römischen Feldherrnrüstung (*Fig. 57*). — Nur das bleibt als Neuerung bemerkenswerth, dass bereits unter *Constantius* im Jahre 356 unfehlbar aus dem Orient eine Art Ringharnisch eingeführt war, welcher der Beschreibung nach, die *Ammian Marcellin* (XVI 10) davon giebt, den noch heut bei den Orientalen üblichen Kettenhemden entsprach.

3. a. Ein wirklich merklicher Unterschied von der althergebrachten Bewaffnung findet sich erst auf dem „Silberschild des *Theodosius*“ angedeutet (S. 86). Doch ist auch dabei in Betracht zu ziehen, dass die darauf veranschaulichten Krieger ausschliesslich die für den Dienst im Palast reich ausgestatteten „*Palatinen*“, nicht aber für den praktischen Dienst bestimmte Soldaten ver-

<sup>1</sup> *Epitomè institutorum rei militaris etc.* I. c. 20.

gegenwärtigen. Sie tragen ein nach persischer Art gemustertes enges Obergewand, einen beträchtlich umfangreichen, oberhalb ornamentirten Ovalschild, einen kaum sieben Fuss langen Speer, ein langes Schwert und Bindeschuh, während sie jedes Kopfschutzes entbehren. —

b. Unmittelbar an diese Darstellung ist die Abbildung der Ehrengarde des *Justinian* auf der Mosaik von S. Vitale anzureihen (*Fig. 58*; vergl. *Fig. 43*). Diese indess entspricht jener ersteren selbst im Einzelnen bis zu dem Grade, dass man sie füglich als eine Nachahmung von derselben betrachten könnte. Nur in der Ornamentirung der Schilde zeigt sich hier die Besonderheit, dass letztere nicht beliebig verziert, sondern mit einem goldenen, reich mit Edelsteinen besetzten Monogramm Christi versehen sind. Jedoch scheint auch diese Bezeichnung keineswegs erst in der Zeit Justinians, vielmehr bereits gleich seit Constantin als Waffenschmuck aufgekommen zu sein.<sup>1</sup> Höchst wahrscheinlich verband man damit eine Art von Superstition und zwar den Glauben, dass solches Symbol vor äusseren und inneren Gefahren schütze, wie denn nicht minder in dieser Meinung gleichfalls schon Constantin seinen Kriegshelm und sein Pferdgeschirr aus den Nägeln vom wahren Kreuz hatte anfertigen lassen.<sup>2</sup> — Im Ganzen stimmt die Verbildlichung der justinianischen Ehrengarde mit der Beschreibung ihres Auftretens bei der Einweihung der „*Agia Sophia*“

*Fig. 58.*



des *Paulus Silentarius*, wo er vom Kaiser spricht,<sup>3</sup> überein:

„Also sprach er und eilte zum Bau und rasch, wie das Wort war,  
Folgte sogleich auch die That, denn er wartete nicht, wie es Brauch ist,  
Auf die beschildete Schaar der stets ihm begleitenden Wache,  
Bis sie den stolzen Nacken mit goldener Kette geschmücket,  
Nicht auf den goldenen Stab, der stets dem Herrscher voran geht,  
Nicht auf das muthige Heer, geschmückt mit Jugend und Mannheit,  
Wie es in schwarzen Schuhen im Kriegsmarsche einherzieht;  
Plötzlich eilten herbei von allen Seiten die Männer  
Zum vorschreitenden Herrscher. Es stiessen die Schilder aneinander  
Der sich drängenden Schaaren und weithin hallte das Echo.“

<sup>1</sup> E. Gibbon. Geschichte u. s. w. IV. S. 388 (cap. XX). J. Burckhardt. Die Zeit Constantins. S. 394. — <sup>2</sup> J. Burckhardt a. a. O. S. 502. — <sup>3</sup> Uebersetzung von W. Kortüm. I. Vers 121—130.

Dazu ist vorweg zu bemerken, dass vor dem Eintritt ins Gotteshaus die Waffen abgelegt werden mussten.<sup>1</sup> —

4. Sieht man hiernach von der reichen Ausstattung der kaiserlichen Ehrengarde, als einer nicht kriegsgemässen ab, und wendet sich zu den Darstellungen wirklich schlichtmässig gerüsteter Krieger aus der Epoche Justinians, lassen auch diese insgesamt immerhin noch die ältere, römische Bewaffnung erkennen. Auch tritt diese selbst noch in Bilderhandschriften aus dem 7. und

Fig. 59.



8. Jahrhundert in völliger Alterthümlichkeit auf. Wenn nun gleichwohl dies letztere, wie unter anderen die ausgezeichnete „Bilderhandschrift des Josua“<sup>2</sup> beweist, wesentlich auf dem Umstand beruht, dass solche Handschriften nicht Originale, sondern Copien älterer, etwa im 4. und 5. Jahrhundert angefertigter Werke sind, geht doch aus anderweitigen Arbeiten von unzweifelhaft selbständigem Gepräge, welche unfehlbar auch die um die Zeit ihrer Entstehung gebräuchliche Kostümgestaltung veranschaulichen, als nicht zu bezweifeln hervor, dass jene altrömische Rüstung in der That sich sehr lange erhielt und eine Veränderung überhaupt nur in Einzelheiten erfuhr. Von derartigen originalen Arbeiten sind, als wahrscheinlich dem 7. oder dem 8. Jahrhundert entstammend, zunächst zwei kleinere Elfenbeinplatten in dem Domschatz zu Aachen<sup>3</sup> zu nennen, von denen die eine einen

Reiter, die andere einen Krieger zu Fuss in fast gleicher Bewaffnung darstellt. Der einzige Unterschied zwischen beiden besteht darin, dass die Reiterfigur mit einer langermeligen Tunica und völlig schmucklosen engen Halbstiefeln, letztere dagegen mit einem kurzermeligen Untergewande und ähnlichen, jedoch mit Schnüren umflochtenen, kurzen Stiefeln bekleidet ist (Fig. 59). Im

<sup>1</sup> W. Salzenberg. Althristl. Baudenkmale S. 57 Note 94. — <sup>2</sup> Seroux D'Agincourt. Peint. I. Taf. XXVIII bis XXX. — <sup>3</sup> Ernst aus'm Werth. Kunstdenkmäler u. s. w. I. Band. II. Abth. Taf. XXXIII. Fig. 6, 7.

Ganzen entspricht auch noch hier die Ausrüstung ziemlich genau der altrömischen und weicht von dieser im Grunde genommen doch überhaupt nur im geringen Maasse in der Bildung des Brustharnisch ab. Während nämlich der römische Harnisch, sei er von Leder oder Metall, gewöhnlich in halbrunder Ausladung zugleich den Unterleib mitbedeckte (*Fig. 55. a. b; Fig. 56 a; vergl. Fig. 17 a*), schneidet der hier verbildlichte mehr nach Art des altgriechischen Harnisch<sup>1</sup> unmittelbar längs den Hüften ab. Aller noch sonstiger Unterschied, der sich zwischen dieser Ausrüstung und jener früheren wahrnehmen liesse, dürfte lediglich auf Rechnung der Darstellungsweise zu setzen sein. —

5. Eine wie gesagt immerhin doch nur sehr vereinzelt Abwandlung von der älteren Art der Bewaffnung findet sich erst

Fig. 60.



bei einer Anzahl von betreffenden Miniaturbildern, deren Ausführung in die Zeit vom neunten bis elften Jahrhundert fällt. Indess beschränkt sich auch diese Abwandlung, die sich wesentlich als ein Ergebniss des orientalischen Einflusses bekundet, darauf, dass man die früheren Formen, ohne sie irgendwie aufzugeben, zum Theil mit asiatischen Formen vermischte. So enthält ein „Menologium“ der vaticanischen Bibliothek vom neun-

<sup>1</sup> Vergl. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. II. S. 759 ff. Fig. 279 ff.

ten oder zehnten Jahrhundert <sup>1</sup> die Abbildung von gerüsteten Kriegeren, welche mit einem Harnisch erscheinen, der nach asiatischem Brauch <sup>2</sup> aus kleinen, mit Knöpfchen oder Buckeln besetzten oblongen Erzplättchen besteht (*Fig. 60 b. d.*). — Noch mehr lässt diesen Einfluss sodann ein Portrait *Basiliius II.* in einem in Paris aufbewahrten „Psalterium“ des zehnten Jahrhunderts <sup>3</sup> wahrnehmen (*Fig. 60 a.*). Dasselbe zeigt ebenfalls einen aus kleinen Plättchen gebildeten Brustharnisch, ausserdem aber (nächst Diadem und dem sonst üblichen Schultermantel) nun vollständig nach orientalischem Geschmack eine mit langen Ärmeln versehene reichdurchwirkte *Tunica*, lange Beinkleider und darüber kostbar mit Perlen benährte Stulpstiefel. Nächst dem fehlen dem Brustharnisch (gleichwie schon auf den ersteren Gemälden) die echt römischen „Unterleibsflügel“, wozu auch noch die sonst nach römischem Brauch stets mit dem Harnisch verbundenen „Oberarmflügel“ losgetrennt und gleichsam zu einem selbständigen Schmuck in Form einer Spange verwandelt sind. — Endlich deuten noch andere Abbilder, die gleichfalls dieser Epoche entstammen, so namentlich eine Emailmalerei im Schatze der Schlosskapelle in München <sup>4</sup> (*Fig. 61 a-f*) fast noch entschiedener, wie die genannten, auf eine wohl eben zu dieser Zeit stattgehabte Umwandlung hin. Demnach wäre bis gegen das Ende des 10. Jahrhunderts die Rüstungsweise im Einzelnen dahin verändert worden, dass man jetzt (gegensätzlich zu früher) durchgängig die leichteren Brustharnische aus kleinen, zuweilen gefärbten Plättchen und, nächst einer langärmeligen mehr oder minder verzierten Tunik, ohne Ausnahme eine gewöhnlich sehr reich ausgestattete Beinkleidung — enge Kniehosen und lange Socken sammt dunkelfarbigen Bindeschuhen — trug. Auch waren, noch ferner im Gegensatz zu der altrömischen Ausrüstung, neben flachen metallenen Helmen (*Fig. 61 b.*), leichte gefärbte Kappen von Zeug (*Fig. 61 a.*) und einestheils kleine Rundschilde (*Fig. 61 a.*), andertheils grössere herzförmige Schilder mit Wappenverzierungen (?) aufgekommen (*Fig. 61 c. d.*). Da sich für diese letztere Schildform weder im römischen noch im asiatischen Alterthum irgend ein Beispiel vorfindet, verdankt sie vermuthlich ihre Entstehung entweder den Byzantinern selbst oder, was wohl wahrscheinlicher ist, einigen westeuropäischen Stämmen; dies um so

<sup>1</sup> Seroux D'Agincourt. Peint. I. Taf. XXXII. 3 ff. — <sup>2</sup> Vergl. meine Kostümkunde. Handbuch. I. S. 175; S. 179; S. 213; S. 276 ff. mit Abbildgn. — <sup>3</sup> Seroux D'Agincourt. Peint. I. T. XLVII. 5. — <sup>4</sup> C. Becker und J. v. Hefner-Alteneck. Kunstwerke und Geräthschaften u. s. w. II. Fig. 40. S. 26. —

eher, als in Byzanz unter anderen zahlreichen Artikeln, die es aus dem Westen bezog, namentlich Waffen aus Norddeutschland und Lederarbeit aus den Niederlanden noch später besondere Schätzung erfuhren.<sup>1</sup> Vielleicht auch dürfte auf diesem Umstand die auf byzantinischen Bildern seit dieser Epoche erscheinende eigene Gestaltung des Schwertes beruhen (*Fig. 61 e. f*).

Fig. 61.



6. Zu dem allen geht aus den Notizen in der obenerwähnten „Taktik“ des Kaisers *Leo*<sup>2</sup> sicher hervor, dass zur Zeit ihrer Abfassung (gegen den Anfang des zehnten Jahrhunderts) die hauptsächlichsten Angriffswaffen zum Theil nach wie vor in Schwertern und Aexten, in verschiedenartigen Wurfspießen und der „makedonischen“ Lanze, zum Theil und nun also im Gegensatz zu der älteren römischen Bewaffnung in dem kleinen arabischen oder skythischen Bogen bestanden.<sup>3</sup> Dabei galt jetzt (und so wiederum den asiatischen Einfluss bezeichnend) die stete

<sup>1</sup> K. Hüllmann. *Gesch. d. byzantinischen Handels*. S. 107. — <sup>2</sup> S. 108.  
— <sup>3</sup> Vergl. E. Gibbon. *Geschichte* XV. S. 204 ff.; S. 208 (cap. LIII).

Uebung im Bogenschiessen als eine der wichtigsten Kriegsübung, wohingegen das Maass der früher mindestens sechszehn Fuss Länge betragenden makedonischen Reiterlanze auf nur zwölf Fuss verringert war. Nicht unwahrscheinlich ist es zugleich, da die jüngeren römischen Truppen bereits sogenannte „Bauchspanner“ führten, dass man sich neben dem einfachen Bogen einer Art von Armbrust bediente.<sup>1</sup> — Im Weiteren bestätigt dieses Werk, was auch aus sonstigen Nachrichten erhellt, dass das Heer sich seit Constantin im Allgemeinen nicht wieder gekräftigt, vielmehr sich in immer gesteigertem Grad der Verweichlichung überlassen hatte. Noch immer betrachteten sämmtliche Truppen die schwereren Waffen (und zwar gerade jetzt) dergestalt als unnütze Last, dass sie sich diese während des Marsches auf Wagen gespeichert nachfahren liessen, was denn bei plötzlichen Ueberfällen die schädlichsten Wirren veranlasste. — Nur noch zeitweise erfuhr das Heer, durch bessere Regenten angespannt, eine wenn gleich stets nur kurze Erhebung. So unter anderem in dem Zeitraum von *Nicephorus II.*, *Phocas*, bis etwa auf *Romanus III.* (vom Jahre 963 bis um 1028) und schliesslich, nach abermaliger Erschlaffung, unter *Alexius I., Comnenus*, und dessen Nachfolger *Kolo-Johann* (zwischen 1081 und 1143); doch scheinen auch diese besonderen Momente auf die Bewaffnung an und für sich ohne Wirkung geblieben zu sein.

7. Ebenso blieb sie auch fernerhin, soweit dann noch spätere gleichzeitige Abbilder irgend ein Urtheil darüber gestatten,<sup>2</sup> ja selbst bis zum Untergange des Reichs, ziemlich unausgesetzt die gleiche wie im zehnten und elften Jahrhundert. Denn wenn auch in einigen Darstellungen, wie z. B. in einer Handschrift von dem Ende des zwölften Jahrhunderts die Anwendung eines Schuppenharnisches und dem Aehnliches vorkommt (*Fig. 60 c*), kann solches doch um so weniger als eine Neuerung betrachtet werden, als es sich durchweg in althergebrachten, orientalischen Formen bewegt. —

7. a. Inzwischen hatte die Bewaffnung der kaiserlichen Ehrengarde, der sogenannten „*Palatinen*“, eine im Verhältniss zu früher (S. 111) mehr kriegsgemässe Durchbildung

<sup>1</sup> S. das Nähere darüber weiter unten, bei Betrachtung der arabischen Bewaffnung. — <sup>2</sup> Vergl. dazu unt. and. das griechische Tafelbild aus dem dreizehnten Jahrhundert bei Seroux D'Agincourt. Peint. I. T. XC. Freilich ist bei den späteren byzantinischen Kunstdarstellungen, in Ermangelung anderweitiger gesicherter Vergleichspunkte, kaum mehr zu sagen, was hier in köstümlicher Hinsicht der Wirklichkeit entlehnt, und was auf Rechnung der Tradition zu setzen ist.

erfahren. Darüber indess, wann diese Umwandlung wirklich vor sich gegangen sei, fehlt es an jeder Bestätigung. Obschon sich nicht ohne Grund annehmen lässt, dass sie in Folge gebotener Nothwehr bereits im achten Jahrhundert begann, liegen dafür doch erst nähere Zeugnisse aus dem elften und zwölften Jahrhundert und zwar hauptsächlich in den diesem Zeitraum angehörenden Mosaikbildern in der S. Markuskirche vor (*Fig. 62 a. b. c.*)

*Fig. 62.*

Hier nämlich erscheint diese Ehrengarde — als solche stets dadurch erkennbar bezeichnet, dass sie den Thron des Herrschers umgiebt — nur noch vereinzelt ohne Schutzwaffen (*Fig. 62 a*), dagegen gewöhnlich in einer Ausrüstung, die mit Ausschluss der beiden Beine den ganzen Körper vollständig bedeckt (*Fig. 62 b. c.*). Dazu besteht die Bekleidung der Beine ohne Ausnahme in enganliegenden, meist durch horizontale Streifen bunt verzierten trikotartigen Hosen und ähnlich geschmückten Halbstiefeln (*Fig. 62 a. b. c.*; vergl. *Fig. 58*). —

8. Schliesslich ist nicht unerwähnt zu lassen, dass auch die byzantinischen Kaiser, gleichmässig wie schon in alter Zeit die



weströmischen Imperatoren, durch alle Epochen ihr ständiges Heer sowohl durch Einreihung fremder Söldner (darunter vorzugsweise viel Franken)<sup>1</sup> als auch durch massenweise Aufnahme asiatischer Hülfsstruppen rekrutirten und dadurch zugleich das Heer an sich eine grosse Abwechslung an Trachten und Rüstungsweisen darbot, da hauptsächlich letztere die ihnen je eigene Art der Ausstattung beibehielten. Auch scheint es dass mehrere kleinere Kunstwerke, freilich von sehr verschiedenem Datum, einzelne solcher Truppen darstellen<sup>2</sup> (Fig. 63 a. b. c). —

Fig. 63.



D. Für die nähere Bestimmung endlich der Ausbildung einer liturgischen Kleidung — des eigentlich priesterlichen Ornaments — fehlt es nun wohl noch am wenigsten an schriftlichen

<sup>1</sup> J. Burckhardt. Die Zeit Constantins. S. 460. — <sup>2</sup> Von den hier unter Fig. 63 abgebildeten Figuren trägt b noch am wenigsten ein asiatisches Gepräge. Die Ausrüstung derselben zeigt vielmehr theilweis (so was den Harnisch betrifft) noch eine ziemlich lebendige Reminiscenz an die altrömische Bewaffnung, theilweis aber auch (so hinsichtlich des Helmes und der Beinbekleidung) eine Mischung von asiatischen und westeuropäischen Elementen. Vielleicht giebt sie die Abbildung eines der oben erwähnten fränkischen Söldners.

und an bildlichen Quellen, doch bieten auch diese im Grunde genommen, namentlich für die ältere Zeit, ein viel zu schwankendes Material um auch darüber zu völlig gesicherten Endresultaten gelangen zu können.<sup>1</sup> Mit zu den sichereren Folgerungen, die es zum Theil allerdings wohl gewährt, gehört zuvörderst, dass überhaupt die äussere Ausstattung der Geistlichkeit mindestens bis zum sechsten Jahrhundert noch keiner wirklich durchgreifenden, festeren Anordnung unterlag (vergl. S. 42). Zwar mangelt es keineswegs an Notizen, welche scheinbar darauf hindeuten, als hätten selbst schon im zweiten Jahrhundert vereinzelt Vorstände der Christengemeinden, so *Pius I.* von Aquileja im Jahre 158 und dessen Nachfolger *Anicetus* im Jahre 167, wirklich versucht für die Geistlichkeit eine sie von den Laien auszeichnende, besondere Bekleidung einzuführen, indess geht gerade und nicht

<sup>1</sup> J. M. Heineccius Abbildung der alten und neuen griechischen Kirche. Leipzg. 1711. 3 Bde. bes. II. Eusebius Renaudot. Collectio liturgiarum orientalium. Paris 1716. 2 Bde. bes. II. S. 54 ff. J. Bingham. Origines, or Christian Antiquities. Lond. 1708—1722 (Auszug daraus von Ant. Blackmore. Summary of Christian Antiquities Lond. 1722, dasselbe übers. von F. C. Rambach. Ant. Blackmore's christl. Alterthümer. Breslau 1768). Jacob Elssner. Neueste Beschreibung der griechischen Christen in der Türkei. Aus glaubwürdiger Erzählung des Herren Athanasius Dorostamus. Archimandriten des Patriarchen zu Constantinopel. Nebst von ihm selbst gezeichneten Kupfern. Berlin 1737; dazu die „Fortsetzung der neuesten Beschreibung“ u. s. w. Berlin 1747. E. v. Muralt. Lexidion der morgenländ. Kirche. Leipzig 1838. — Die von mir gegebene Darstellung ist wesentlich als ein erster Versuch zu betrachten, die liturgische Kleidung der byzantinischen oder griechisch-katholischen Kirche, als des Ausganges der christlich-liturgischen Kleidung überhaupt, auf Grund der freilich erst in neuerer Zeit bekannter gewordenen ältesten bildlichen Ueberreste davon, zu entwickeln. Die neueren und neuesten dahin einschlagenden Werke beschränken sich hauptsächlich auf eine Darstellung der Gestaltung des christlich-priesterlichen Ornaments vom Standpunkte der erst unter dem speciellen Einflusse der römisch-katholischen oder abendländischen Kirche stattgehabten Entfaltung der, also römisch-liturgischen Paramente, indem sie sich zumeist dabei genügen nur beiläufig auf die Unterschiede derselben von den noch Heut in der griechischen Kirche üblichen Ornatstücken hinzudeuten. So die oben (S. 41) angeführten Werke von Victor Gay, J. Schotel, F. Bock und selbst W. Augusti, wogegen indess F. W. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie etc., seinen Stoff im Ganzen nur bis zum 7ten Jahrhundert ausgedehnt hat. Dahin gehören ferner die, zum Theil prächtig ausgestatteten Werke: W. Pugin. Glossary of ecclesiastical Ornament and Costume compiled from ancient Authorities and Examples. A second edition enlarged and revised by B. Smith. London 1846. Storia della liturgia ecclesiastica dimostrata coi monumenti di ogni tempo. Roma 1845. Abbé Migne. Encyclopädisches Handbuch der katholischen Liturgie u. s. w.; nach dem franz. Werke für Deutsche bearbeitet von E. Schinke und J. Kühn. Breslau 1850. u. A., denen noch, betreffender Monographien u. s. w. wegen, vorzugsweise die Zeitschriften von Ch. Cahier et A. Martin Melanges etc., C. Corblet, Revue de l'art chrétien. K. v. Czoernig. Mittheilungen der k. k. Central-Commission, H. Parker (u. And.) The Ecclesiologist, A. Gausen. Portefeuille archéologique u. a. m. hinzuzufügen sind.

nur aus den an diese Zeugen geknüpften Angaben, vielmehr aus sämtlichen sonst noch dahin zu beziehenden Einzelnachrichten aus der Zeit bis zum sechsten Jahrhundert, völlig unzweideutig hervor, dass eben während dieser Epoche in der That noch kein irgend geregelter Unterschied zwischen der Tracht der Priester und der der weltlichen Stände bestand. Alle hierhergehörigen Notizen, Meinungen oder Verordnungen<sup>1</sup> drehen sich der Hauptsache nach um die auch von Laien getragenen Gewänder: um den Gebrauch oder Nichtgebrauch der „*Tunica*“ nebst dem „*Cingulum*“, der „*Pämula*“ (mit und ohne Kapuze),<sup>2</sup> der „*Stola*“ und der „*Dalmatica*“, des sogenannten „*Colobium*“, der (von größerem Wollenzeuge, meist roth gefärbten) *Vestes birrae*,<sup>3</sup> sodann der „*Tunica talaris*“, dem „*Pallium*“ und dem „*Tribonion*“ (einem altgriechischen Mantelwurf)<sup>4</sup> und schliesslich, rücksichtlich der Fussbekleidung, um die Anwendung der „*Calceamenta cum udombus*“ oder Sandalen. Selbst die, zugleich aber an und für sich wenig zuverlässigen Notizen über einzelne Schenkungen *Constantins* an christliche Priester, nach denen er unter anderem dem Patriarchen *Macarius* eine kostbar verzierte *Stola*<sup>5</sup> und, was noch weniger beglaubigt ist, dem Bischof *Silvester I.* eine prächtige „*Mitra*“ verehrt haben soll,<sup>6</sup> vermögen gleichfalls kaum mehr zu besagen, als dass (was auch sonst wohl erklärlich ist) schon *Constantin* danach trachtete die Vertreter der neuen Lehre ganz dem herrschenden Prunke gemäss, doch immerhin nur gelegentlich, durch Ehrengeschenke hervorzuthun. Höchstens wäre noch anzunehmen dass sich in dem genannten Zeitraum etwa ein Unterschied in der Bekleidung der Geistlichen von den Weltlichen dadurch von selbst herausgestellt habe, dass während diese sich mehr und mehr den neuaufkommenden Moden anschlossen, jene die (ursprünglich allgemeine) römische Kleidung beibehielten.<sup>7</sup> Im Uebrigen aber, wie dem auch sei,<sup>8</sup> bleibt jedenfalls nur so viel gewiss, dass eine bestimmtere geistliche Tracht nicht sowohl bei den älteren Autoren und bei diesen zwar

<sup>1</sup> Vergl. die höchst interessante chronologische Zusammenstellung derselben von Victor Gay in Didron *Annales* I. S. 61 ff.; II. S. 38. — <sup>2</sup> Vergl. oben S. 14 Fig. 8. — <sup>3</sup> S. darüber bes. M. Sachs, Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung aus jüdischen Quellen. Berlin 1862. S. 138. — <sup>4</sup> Vergl. meine Kostümkunde. Handbuch II. S. 709 mit Abbildg. — <sup>5</sup> Didron. *Annales* VIII. S. 65 ff. — <sup>6</sup> Barbier de Montault in Didron. *Annales* XVI. S. 227 ff. — <sup>7</sup> Vgl. J. Binterim. *Denkwürdigkeiten* etc. III. S. 385. — <sup>8</sup> So sind unter anderen W. Augusti (Handbuch der christlichen Archäologie, I. S. 314) u. Victor Gay (Didron. *Annales*. II. S. 150 u. a. O.) der Meinung, dass selbst schon im vierten Jahrhundert eine Art von liturgischer Kleidung bestanden habe.

in der Bezeichnung „*Ecclesiasticus habitus; Religionis habitus; Vestes attributae cleris; sanctus habitus*“ u. a., als auch in monumentalen Abbildern erst um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, zu der Zeit Justinians, vorkommt.

1. Die nächste Bestätigung für das Gesagte und zugleich dafür, dass sich die Tracht der Priester auch noch um diese Zeit wesentlich in den althergebrachten Formen der römischen Kleidung bewegte, liefert wiederum das Mosaikbild von S. Vitale in Ravenna in der Darstellung des Patriarchen *Maximianus* und mehrerer untergeordneter Geistlichen (*Fig. 64 a. b. c; vgl. Fig. 43*).

*Fig. 64.*



Völlig in Uebereinstimmung mit den darüber vorhandenen ziemlich gleichzeitigen Einzelnotizen<sup>1</sup> erscheint zuvörderst der Bischof selbst (*Fig. 63 a*) mit der weissen, langwallenden *Stola* (auch „*Tunica alba*“ oder „*talaris*“ oder „*Dalmatica*“ genannt), mit einer darüber geworfenen grüngefärbten *Paenula* (auch „*Casula*“ oder „*Planeta*“ bezeichnet), mit weissen Strümpfen, schwarzen Sandalen und mit einer um Brust und Schultern geschlungenen Binde von weisser Farbe mit einem schwarzen Kreuze be-

<sup>1</sup> S. bes. W. Rheinwald. *Archäologie*. S. 41 ff.; S. 44; S. 50. W. Augusti. *Handbuch* I. S. 196. III. S. 236 ff. Victor Gay in *Didron's Annales* IV. S. 354 ff.

kleidet. Das Einzige was somit bei dieser Bekleidung als eine Neuerung auffallen könnte, wäre etwa die Schulterbinde. Indess gleichwie hier der ganze Ornat in Wahrheit nur, wie oben bemerkt, aus den schon vor Alters gebräuchlichen römischen Kleidungsstücken besteht, ist zuverlässig auch diese Binde keinesweges, wie man sonst wohl vermeint,<sup>1</sup> als ein für die Geistlichkeit erst erfundenes Amtsinsignum zu betrachten, vielmehr gleichfalls aus einem bereits dem früheren römischen Alterthum eigenen Gewandstück abzuleiten. Ohne dem irgend beistimmen zu können was darüber ältere Autoren und ebenso auch noch heutige Schriftsteller an mancherlei Hypothesen beibrachten, erklärt sich diese fragliche Binde viel einfacher und natürlicher als eine Nachahmung und Uebertragung der schon zu der Zeit Constantins von den Consuln getragenen Schärpe (vergl. *Fig. 10*; *Fig. 13*; *Fig. 51 a. b*). Auch ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, dass ihre Uebertragung an sich auf die höhere Geistlichkeit erst später nach dem allmäligen Verblässen des Consulats seit Julian, vielleicht gegen Mitte des sechsten Jahrhunderts, nachdem diese Würde zum letzten Mal ein Privatmann bekleidet hatte (S. 104), wirklich vor sich gegangen sei. Und wenn die hier verbildlichte Binde auch ungemein vereinfacht erscheint, und sich selbst nur als schmales Band (vermuthlich von weisser Leinwand)<sup>2</sup> darstellt, findet dies gleichwohl auch seine Begründung in dem noch bis zum achten Jahrhundert unter der ernsteren Geistlichkeit allgemeiner verbreiteten Streben, sich nach dem Vorbilde des Erlösers und seiner ihm angestammten Jünger jeglichen Prunkes zu entschlagen, ohne jene Voraussetzung irgendwie zu beeinträchtigen.<sup>3</sup> So wenigstens wurde die Geistlichkeit in dem Zeitraum von 560 bis zum Jahre 590 auf die alleinige Anwendung von nur einfachen weissen Gewändern und zwar auf den durchgängigen Gebrauch der „*Tunica talaris*“ verwiesen,<sup>4</sup> und ihr um 589 auf dem Concilium von Narbonne jedweder Prunk mit Purpurgewändern sogar ausdrücklich untersagt. — Wenn dann ausserdem auf dieser Binde, dem späteren „*Omophorion*“,<sup>5</sup> im Gegensatz zu der Consularschärpe, ausschliesslich das Kreuzeszeichen vorkommt,

<sup>1</sup> Vergl. darüber ältere Ansichten und das allerdings schon unserer Meinung sich annähernde Urtheil des Bellori bei Jacob Elssner. Fortsetzung der neuesten Beschreibung u. s. w. S. 122; 129 ff. — <sup>2</sup> Nach Joanis Diaconi vit. Gregor. M. lib. IV. c. 8 war es ein ungenähtes („nullis acubus perforata“) Tuch von weisser Leinwand („bisso candente“); erst später, aus symbolischen Gründen, von Wolle. J. Elssner I. S. 62 Anmerk. — <sup>3</sup> S. die Zeugnisse zu den Jahren 395, 428, 506 ff. bei Victor Gay in Didron. Annales I. S. 639. — <sup>4</sup> Zufolge einer Verordnung vom Jahre 580. a. a. O. — <sup>5</sup> Vergl. unt. And. auch Ch. Schlosser. Geschichte der bilderstürmenden Kaiser S. 176.

kann ja auch dies schon allein in Rücksicht auf das Verhältniss solches Ornaments zu seinem Träger, als dem Vertreter der Lehre und der Person Christi, nicht einmal befremdlich erscheinen.

1. a. Ingleichen wie die auf dem obengenannten Mosaikbilde enthaltene Darstellung des Bischofsornats den darüber vorhandenen schriftstellerischen Zeugnissen entspricht, entspricht auch die dort verbildlichte Tracht einzelner Priester niederen Ranges den davon handelnden Nachrichten.<sup>1</sup> Sie, die vermuthlich den „*Presbyter*“ (Fig. 64 b.) und „*Diaconen*“ (Fig. 64 c.) vergegenwärtigen, sind einzig mit der althergebrachten, jedoch nun mit sehr weiten Ärmeln versehenen, weissen (ungegürteten) *Stola* („*Tunica alba*“ oder „*talaris*“, „*Dalmatica*“ oder auch kurz hin „*Alba*“), mit weissen enganliegenden Strümpfen und schwarzem Bindeschuhwerk angethan. Demnächst zeichnet sie wie auch den Bischof einmal der Mangel der Kopfbedeckung, sodann eine eigene kranzförmige Schur ihres an sich nur kurzen Haars aus. Hierzu ist gleich vorweg zu bemerken, dass der Gebrauch einer Kopfbedeckung bei der griechischen Geistlichkeit überhaupt erst in später Zeit und sicher nicht eher in Aufnahme kam als in der abendländischen Kirche, wo dies im zehnten Jahrhundert geschah,<sup>2</sup> und dass jene besondere Schur, die hiernach sogenannte „*Tonsur*“ wie es scheint schon im fünften Jahrhundert als Regel eingeführt worden ist.<sup>3</sup>

2. Wendet man sich von der Darstellung auf dem Mosaik von Ravenna (vom Jahre 547) zu den der Zeit ihrer Entstehung nach zunächst zu erwähnenden Monumenten und zwar zu den zwischen 558 und 563 hergestellten Mosaikbildern der „*Agia Sophia*“ in Constantinopel und vergleicht den hier verbildlichten bischöf-

<sup>1</sup> Vergl. V. Gay bei Didron. *Annales* II. S. 159, wo jedoch die Fragen über die späteren Veränderungen, namentlich der *Stola*, mehr verwirrt als gelöst erscheinen. Freilich fehlt es auch in den verschiedenen gleichzeitigen Notizen darüber nicht an mannigfachen Widersprüchen. Nach alledem dürften auch hierfür die bildlichen Darstellungen den einzig gesicherten Maassstab gewähren, um so mehr als sie wenigstens, wie bemerkt, keine derartigen Widersprüche darbieten. So stimmen vorzugsweise die in Rede stehenden mit den frühesten Angaben fast völlig überein, s. W. Rheinwald. *Archäologie*, S. 44 ff. — <sup>2</sup> Dies ist und zwar hinsichtlich der „*Mitra*“ oder „*Infula*“ die allgemeine durch Zeugnisse zumeist gesicherte Annahme. Wenn der Gebrauch einer derartigen Kopfbedeckung auch schon früher andeutungsweise vorkommt, wie dies J. Binterim. Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten I. 2 Th. S. 349 ff. zeigt, kann dies doch keinesweges als eine schon feste Regel, vielmehr nur als vereinzelte Ausnahme gelten. — <sup>3</sup> Nach einer unverbürgten Nachricht soll schon Anicetus I. um 165 die *Tonsur* verordnet haben: V. Gay bei Didron *Annales* I. S. 63 zu den Jahren 165 u. 173. Nach W. Augusti (*Archäologie* I. S. 325) wäre sie zwischen dem 6. bis 8. Jahrhundert eingeführt, womit obige Abbildung übereinstimmt.

lichen Amtsornat<sup>1</sup> (*Fig. 65*) mit jenem Ornat des *Maximian* (*Fig. 64 a*), ergibt sich sofort dass bis zu der Zeit der Verfertigung letzterer Gemälde (also in dem nur kurzen Verlauf von zehn bis zwölf Jahren) die geistliche Tracht eine besondere Abwandlung erfuhr. Solche Abwandlung erstreckte sich eines-

*Fig. 65.*



theils auf das Untergewand, auf die „*Stola*“ („*Dalmatica*; *Tunica alba*“ oder „*talaris*“), anderntheils auf die Schulterbinde oder das „*Omophorion*“ und endlich, sämmtliche Kleider betreffend, auf die Farbe und Ausstattung. Während nämlich auf ersterem Bilde, um dies noch einmal zu wiederholen, der Bischof mit grüner „*Paenula*“ („*Planeta*“ oder „*Casula*“), und einer mit feinen schwarzen Streifen ausgestatteten weissen „*Stola*“ nebst der nur einfach bandförmigen Schulterbinde dargestellt ward, ist auf diesen Abbildungen die „*Paenula*“ vollständig weiss, sodann die freilich auch hier weisse *Stola* durch zwei je der Länge nach blau und roth getheilte, breitere Parallelstreifen — das eigentliche „*Orarium*“ — und schliesslich das „*Omophorion*“ als eine sich gleichsam gabelförmig um die Schultern erstreckende (also unfehlbar genähte) Schärpe mit purpurfarbner

Umrandung und jenen Streifen entsprechend gefärbten griechischen Kreuzen<sup>2</sup> charakterisirt.

Was einen solchen auffälligen Wechsel in Wirklichkeit dürfte veranlasst haben, möchte sich kaum mehr ermitteln lassen. Nur so viel geht aus dem Ganzen hervor, dass man vor der Anfertigung der hier in Rede stehenden Gemälde mindestens in Hinsicht der Farbe der amtlich-priesterlichen Gewänder der im Jahre 560 erlassenen Verordnung nachgefolgt war (S. 123) und dass man begann auf die bei den Christen anfänglich gemeinhin gebräuchliche ornamentale Ausstattung der *Stola*, auf ihre Parallel-

<sup>1</sup> W. Salzenberg. Altchristliche Baudenkmale etc. Bl. XXVIII; Bl. XIX; S. 103 ff. — <sup>2</sup> Wenn es bei W. Augusti (Handbuch der christl. Archäologie I. S. 198) nur ziemlich schwankend heisst, dass „die Purpurkreuze schon vor dem achten Jahrhundert üblich gewesen“, würde sich nun dafür, zufolge dieser Abbildungen, ein bestimmteres Datum feststellen lassen.

streifen nun als liturgische Auszeichnung einen besonderen Werth zu legen (vergl. *Fig. 26; Fig. 27; Fig. 30*). In Anbetracht jener Veränderung indess, welche die Schulterbinde erfuhr, will man sie nicht aus dem einfachen Grunde einer bequemeren Handhabung erklären,<sup>1</sup> fehlt es an jedwedem sicheren Nachweis. Sonst aber bestand zufolge der beiden eben beschriebenen Monumente (zu Ravenna und zu Constantinopel) bereits zu Ende des sechsten Jahrhunderts der eigentlich priesterliche Ornat schon ziemlich vollständig aus allen den Theilen, aus denen sich im weiteren Verlauf die liturgische Tracht überhaupt zu äusserstem Pompe entwickelte. Und steht somit zugleich zu vermuthen, dass die hier veranschaulichte Bekleidung vorzugsweise auch diejenige war, welche dann das in Constantinopel im Jahre 692 abgehaltene Concilium als die den geistlichen Würdenträgern allein zuständige im Auge behielt, wenn es den Priestern die Anwendung weltlicher Modetracht untersagte (Concil. Constantinop. in trullo can 27).

3. Indem auf Grund dieser Voraussetzung allerdings anzunehmen sein würde, dass jener einfachere Priesterornat bis zum achten Jahrhundert fortbestand, scheint es nun aber auch in der That erst dieser Zeitpunkt gewesen zu sein, mit welchem die eigentlich reichere Entfaltung der liturgischen Tracht begann. Abgesehen von einer Verordnung vom Jahre 743, die den Gebrauch der „*Casula*“ (*Planeta* oder *Paenula*) als geistliches Kleid von neuem feststellte, bestimmte nach kaum zweijähriger Dauer (gegen 745) der Bischof von Rom, *Zacharias*, ein Grieche, auf eine Anfrage des *Pipin*, für die Bischöfe insbesondere eine ihrer ausnehmenden Würde angemessene Bekleidungsweise und für die Priester im Allgemeinen, da sie das Wort Gottes verkünden, während der Ausübung ihres Amtes eine dieser hohen Bestimmung möglichst entsprechende Ausstattung. Darüber indess, ob diese Entscheidung wirklich eine Veränderung des Priesterornats veranlasste und welcher Art solche gewesen sein dürfte, lässt sich durchaus nichts Gewisses sagen; ja um so weniger als gleichfalls darauf gerichtete Aussprüche anderer Bischöfe wiederum gänzlich verschieden lauten. So, um 754 verbot *Bonifacius*, Erzbischof

<sup>1</sup> Alle weiteren rein symbolischen Erklärungen, die für dieses Gewandstück auch rücksichtlich seiner Gestalt vorliegen, gehören einer bei weitem späteren Epoche, als diese Abbilder, an. Am ehesten wäre es mit dem späteren „*Pallium*“ zu vergleichen. Dies indess soll ursprünglich ein Mantel gewesen sein, was der Name allerdings andeutet, und erst im Verlaufe von Jahrhunderten die dem hier erscheinenden Bande entsprechende Form erhalten haben. Vergl. die mannigfachen Ansichten darüber zusammengestellt bei *Abbé Migne*. *Encyclopädisches Handbuch s. v. Pallium* (S. 668), ferner bei *W. Pugin*. *Glossary of ecclesiastical Ornament. s. v. Pallium*; bei *V. Gay*, *F. Bock* u. A.



von Mainz, (was freilich wohl nur so weit Kraft haben konnte, als sich eben sein Stab erstreckte) der Geistlichkeit nicht sowohl den Gebrauch kostbarer Gewänder, als auch die Benutzung des alten römischen Kriegermantels, des „*Sayons*“ (*Sagum*)<sup>1</sup> und der Waffen. Demgegenüber werden durch ihn als Haupttheile der geistlichen Tracht „eine *Tunica* von Wolle und Linnen, Schuhe und Hüftgürtel, die *Stola* oder *Orarium*, ein Messhemd und, für den Winter bestimmt, ein kleiner Mantel“ hervorgehoben.<sup>2</sup> Auch deutet noch eine fernere Notiz ziemlich gleichmässig darauf hin, dass das hier ausgesprochene Bestreben nach einer mehr an sich würdigen, als äusserlich prunkenden Ausstattung, auch noch bei den griechischen Geistlichen und selbst bei den Patriarchen vorherrschte. So wenigstens heisst es vom heil. *Tarasios*,<sup>3</sup> dass als er um 784 den Bischofsstuhl in Byzanz bestieg, noch ehe er die Tonsur empfing, seine mit Purpur geschmückten Gewänder, die er als Weltmann getragen hatte, mit dem (unfehlbar minder schmuckvollen) Patriarchenornat vertauschte. —

4. Erhellet schon aus diesen wenigen Nachrichten — und die noch anderweitigen Notizen tragen durchgängig das gleiche Gepräge der Schwankung und des Widerspruchs — dass die bloss schriftliche Tradition für eine etwa historische Begründung der Ausbildung der liturgischen Tracht nur wenige Anknüpfungspunkte gewährt, bleibt auch um für die nächstfolgende Zeit darüber zu irgend welchen sicheren Resultaten gelangen zu können, wiederum wesentlich nur die Betrachtung betreffender Abbildungen übrig. Solche vergleichende Betrachtung führt dann zunächst zu der Ueberzeugung dass der griechische Priesterornat hauptsächlich in Rücksicht des Schnitts der Gewänder seine ursprüngliche Einfachheit selbst noch bis zum zwölften Jahrhundert bewahrte und dass seine gegenwärtige Pracht höchst wahrscheinlich erst von dem Ende dieses Jahrhunderts oder vielleicht aus noch späterer Epoche datirt. Vergleicht man nämlich die oben beschriebenen Darstellungen des sechsten Jahrhunderts mit der nicht unbeträchtlichen Zahl der in griechischen Bilderhandschriften und auf anderen Denkmälerresten vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert veranschaulichten Priesterfiguren, stellt sich augenscheinlich heraus, dass die inzwischen stattgehabte Veränderung der Hauptsache nach eigentlich nur in einer Verdoppelung der

<sup>1</sup> S. oben S. 24 Fig. 17 a. — <sup>2</sup> „*Tunicam laneam et lineam, caligas et peripsemata (perizomata), orarium et coculam, et gunnam brevem nostro more consutam*: V. Gay in Didron Annales I. S. 68; dazu die Noten daselbst. —

<sup>3</sup> Ignatus monachus in vita St. Tarasii ap. Surium.

Binde, des „*Omophorions*“, und, jedoch auch erst nur noch zum Theil, in der Anwendung farbiger, zuweilen mit purpurfarbigen Kreuzen verzierter Obergewänder bestand (vergl. *Fig. 66*; *Fig. 67* und *Fig. 64*; *Fig. 65*). Was die Verdoppelung der Binde betrifft, so liesse sich diese daraus erklären, dass man (vielleicht zu noch weiterer Abzeichnung der verschiedenen Priestergrade) später

*Fig. 66.*



die beiden bisherigen Formen des alten „*Omophorions*“ zu einem determinirenden Amtsinsignum vereinigt habe. Demnach — wofür auch die Abbilder sprechen (*Fig. 66*; vergl. *Fig. 64*; *Fig. 65*) — hätte man dann die jüngere, gabelförmige Ausbildung desselben (*Fig. 65*) zuvörderst un mittelbar auf die „*Stola*“ (unter die „*Casula*“ oder „*Planeta*“, hingegen die ältere, einfache Form (*Fig. 64*) abermals, ganz in der ältesten Weise, über die „*Casula*“ angelegt (*Fig. 66*; *Fig. 67*). Von beiden Binden entspricht die untere dem zum priesterlichen Ornat der abendländisch-katholischen Kirche gehörenden langen (Doppel-) Bände, der hier sogen. „*Stola*“ (vergl. *Fig. 68*), welches seiner Entstehung nach meist mit der eigentlichen *Stola* für identisch gehalten wird. Indess scheint nun letzteres doch irrthümlich, und vielmehr jede der beiden Binden völlig selbständig entstanden zu sein. Wenigstens deutet darauf nicht allein die sonst als gültig verbreitete Meinung von dem Ursprung des *Stola*-Bandes, als auch die davon verschiedene Form und Benennung jenes besonderen griechisch-katholischen Paraments hin. Während nämlich das erstere dergestalt entstanden sein soll, dass man von der von den christlichen Priestern beibehaltenen (altrömischen) mit Parallelstreifen verzierten *Stola* (*Fig. 64*) den Streifenbesatz — das „*Orarium*“ (S. 125) — trennte und nur diesen als Binde benutzte und so auf ihn den dem ganzen Gewande eigenen Namen übertrug,<sup>1</sup> er giebt sich aus Abbildern griechischer Priester, dass diese sich auch noch im zwölften Jahrhundert mitunter neben den beiden Binden nach wie vor des mit Doppelstreifen ausge-

<sup>1</sup> W. Augusti. Handbuch der christlichen Archäologie III. S. 504. F. Bock. Geschichte der liturgisch. Gewänder I. S. 361; S. 435 ff.

statteten Kleides bedienten<sup>1</sup> (Fig. 67). Nächst dem ward die hier in Rede stehende griechische Binde nie nach einem Kleide, vielmehr stets nach ihrer Verwendung „*Epitrachelion*“ genannt. Dazu liess man sie nur höchst selten, was bei der „*Stola*“ immer geschah (Fig. 68), zu beiden Seiten herunterfallen, sondern trug sie gewöhnlich so, dass sich ihre zwei gleichbreiten Streifen dicht berührten oder gar deckten. Auch pflegte man dieses Doppelband

Fig. 67.



zunächst noch, gleich der älteren Binde, mit purpurnen Kreuzen zu verzieren, und erst in der Folge auch ausserdem theils mit einer reichen Bordüre, theils (anstatt der purpurnen Kreuze) mit willkürlichen Ornamenten und bunten Quasten zu versehen, (vergl. Fig. 67; Fig. 69; Fig. 70). — Für die inzwischen üblich gewordene Anwendung von farbigen Stoffen statt der sonst herrschenden weissen Gewänder würde sich kaum ein anderer Grund als das etwa seit dem neunten Jahrhundert sich mehr und mehr verbreitende Luxusbestreben angeben lassen. —

5. Eine noch fernere Vervielfältigung des eigentlich griechischen Priesterornats, die jedoch erst in den Darstellun-

<sup>1</sup> Seroux D'Agincourt. Peint. I. tab. LVIII. 1.

Weiss, Kostümkunde. II.

gen aus dem Verlauf des elften Jahrhunderts und späterhin klarer zu Tage tritt, bestand in der Aufnahme einer nur kurzen, kaum bis zum Knie reichenden *Tunica*. Diese, zuweilen sehr reich gemustert, wurde über der langen *Stola* und über dem „*Epitrachelion*“ getragen (Fig. 67; vergl. Fig. 66). — Somit, fasst man alles bisher über die liturgische Tracht im Einzelnen Gesagte zusammen, gehörten zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zu einem vollständigen Amtsornat der höheren geistlichen Würdenträger, der Bischöfe und der Patriarchen, abgesehen von nicht sichtbaren Gewändern<sup>1</sup> (in folgender Reihe anzulegen): 1. die *Stola* (*Dalmatica*, *Tunica alba* oder *talaris* oder auch nur *Alba* genannt) 2. das darüber zu werfende, schmale *Epitrachelion* 3. die über dies anzuziehende kürzere *Tunica* (*Tunicella*) 4. die wieder darüber zu ordnende *Paenula* (*Casula* oder *Planeta*) 5. das *Omphorion* 6. Strümpfe und 7. eine schwarzfarbige Fussbekleidung in Form von Schuhen oder Sandalen.

Zu diesen wirklichen Paramenten kamen dann noch — ob aber schon früh auch als bestimmende Amtsinsignien? — ein mehr oder minder geschmückter Stab und ein goldener Finger-ring. Hiervon soll der Ring<sup>2</sup> („*Annulus*“), vermuthlich im Anschluss an die im höheren Alterthum verbreitete Sitte sich mit einem Ringe zu schmücken, bei den Geistlichen überhaupt bereits seit Entstehung des Priesteramts und bei den Bischöfen insbesondere, als ein Abzeichen ihrer Würde, mindestens im vierten Jahrhundert ritual-gebräuchlich gewesen sein, die Anwendung eines Stabes<sup>3</sup> dagegen erst seit dem Anfang des siebenten Jahrhunderts ihre Sanction erhalten haben. Im Uebrigen lassen die Darstellungen von griechisch-katholischen Geistlichen aus der Zeit bis zum dreizehnten Jahrhundert noch nirgend den Gebrauch einer eigenen, liturgischen Kopfbedeckung wahrnehmen.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Wozu höchstens eine oder mehrere kurze Untertuniken gehört haben könnten, über deren etwaiges Vorhandensein indess nichts verlautet. — <sup>2</sup> S. darüber, ausser den anderweitig angeführten Werken, bes. W. Rheinwald. Archäologie. S. 41. W. Augusti, Handbuch III. S. 235. Abbé Migne. Encyclopädisches Handbuch. S. 766. Artik.: Ring. L'Abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie, de gravures et de cicelure chrétiennes u. s. w. Paris 1857. S. 133. Art. „Anneau“. — <sup>3</sup> Vergl. zu der ausführlichen, reich mit Abbildungen versehenen Abhandlung von L'abbé Barrault et Arthur Martin. Le baton pastoral. Etude archéologique. Paris 1856, die eben genannten Werke von L'abbé Migne. Encyclopädie u. s. w. S. 404. Artik.: „Hirtenstab“ und von L'abbé Texier. Dictionnaire u. s. w. S. 560. Art.: „Crosse pastorale“. — <sup>4</sup> Die früheste Andeutung derselben findet sich bei den auf der sogenannten Kaiserdalmatika zu Rom dargestellten Geistlichen, die im Uebrigen den griechisch-katholischen Ornat repräsentiren. Dass diese Arbeit nach griechischen Vorbildern angefertigt ward und zwar entweder zu Ende des 12. oder (was wahrscheinlicher) zu Anfang des 13. Jahrhunderts wurde schon oben S. 65

Wo eine solche in Abbildungen aus einem früheren Zeitraum erscheint, wie z. B. auf einigen etwa dem Anfang dieser Epoche angehörenden Mosaikbildern von St. Markus in Venedig (*Fig. 68*),

*Fig. 68.*



geht aus der sonstigen kostümlichen Fassung derselben unzweideutig hervor, dass sie nicht den üblichengriechisch-katholischen Priesterornat, sondern entweder eine Vermischung dieses mit dem inzwischen bereits zu eigenen Formen entfaltetem Ornat der abendländischen Kirche<sup>1</sup> oder den letzteren ausschliesslich darstellen. —

6. Für eine etwa festere Bestimmung der Ausbildung nun jener eben genannten griechisch-katholischen Paramente seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts bis zum Abschluss des griechischen Ornats, fehlt es sodann bei der an sich kaum zu ermittelnden Zeitstellung der späteren byzantinischen

Werke selbst auch an jedwedem sicheren Maassstab. Im Grunde lässt sich höchstens nur noch im Hinblick auf einzelne Tafelbilder<sup>2</sup> und Wandgemälde, welche muthmaasslich den im Ver-

Note 1 bemerkt. Hier hat sie die Form einer hohen, halbeirunden Mütze: vgl. die Abbildung bei J. Boissérée a. a. O. und die bei J. v. Hefner, Trachten I. Taf. 62.

<sup>1</sup> Auf eine derartige Vermischung deutet der *Fig. 68* verbildlichte Ornat hin. So erscheint hier die Form des Omophorions und zwar als „Torques“, im Gegensatz zu dem lateinischen „Pallium“, griechisch (vgl. G. Heider, Jahrbuch der k. k. österreich. Central-Commission II. S. 22; S. 23; dazu die obigen *Fig. 69; 70*); demgegenüber ist wiederum die Stola, im Gegensatz zu dem byzantinischen Epitrachelion echt lateinisch; ebenso die über dem linken Arm hängende Binde, der „Manipulus“, statt dessen die spätere griechische Kirche ein eigenthümliches Ermelgehänge anwandte; vgl. noch die Figur des h. Nicolaus bei J. v. Hefner u. Becker, Geräthschaften u. s. w. I. Taf. 1. — <sup>2</sup> Dahin gehören unter anderen einige kleine Tempera-Gemälde, welche sich in dem sogenannten Cabinet der Incunabeln der königl. Gemäldegallerie in Berlin befinden. Sie wiederholen den hier unter *Fig. 69 a.* verbildlichten Ornat fast typisch. Im Weiteren ist damit auch das Triptychonbild bei A. Du Sommerard, Les arts au moyen-âge 2. Serie. Pl. XI und vieles dementsprechendes in den später zu erwähnenden Werken über russische und byzantinisch-russische Alterthümer zu vergleichen.

lauf des dreizehnten Jahrhunderts üblich gewordenen Ornat darstellen (*Fig. 69 a*), im Allgemeinen voraussetzen, dass die noch heut in der griechischen Kirche herrschende liturgische Pracht wesentlich erst entweder aus diesem oder dem folgenden Zeitraum datirt (S. 127). Dazu ergiebt ein näherer Vergleich eben des gegenwärtigen Ornats mit der bereits im zwölften Jahrhundert ausgebildeten Priestertracht, dass letztere nicht sowohl in Bezug auf


Fig. 69.



Farbe und ornamentale Ausstattung, als auch durch allmähliche Hinzufügung mehrerer kleineren Paramentstücke eine Vermannigfachung erfuhr.

7. a. Der noch jetzt übliche Amtsornat des Oberhauptes der griechischen Kirche, des Patriarchen von Constantinopel, besteht im Ganzen aus neun Haupttheilen <sup>1</sup> (*Fig. 69 b*). Von diesen lassen sich höchstens sechs als Theile des älteren Ornats nachweisen, so dass die übrigen drei in der That als neu eingeführt

<sup>1</sup> Ich folge hier hauptsächlich der Beschreibung bei Jacob Elssner. Neueste Beschreibung der griechischen Christen in der Türkei S. 62 ff. nebst den später dazu gefügten Anmerkungen in desselben Verf.: „Fortsetzung der neuesten Beschreibung u. s. w. S. 110 ff.

zu betrachten sind. Zu erstern gehören 1. das lange stolaartige Untergewand, das jetzt den Namen „*Sticharion*“ führt 2. das „*Epitrachelion*“ 3. die darüber zu ziehende, jetzt „*Saccos*“ genannte Tunica 4. das *Omophorion*, 5. Strümpfe und 6. Schuhe. Zu den neu aufgenommenen Theilen zählen dagegen 7. die mit Perlen und Edelsteinen besetzte Krone, die „*Mitra*“, <sup>1</sup> 8. die „*Epimanikia*“ zwei zur Befestigung an den Ärmeln des Untergewandes bestimmte Halbermel, welche der in der lateinischen Kirche gebräuchlichen doppelten Armbinde, dem „*Manipel*“, entsprechen sollen, <sup>2</sup> und 9. ein kleines vierecktes Tuch, das als „*Epigonation*“ in Form einer steifen, bequasteten Tasche der rechten Seite angeknöpft wird. — Nächstem bezeichnet den Patriarchen, wenn er im vollen Ornat erscheint, zu welchem jedoch nicht mehr wie dereinst die *Paenula* oder *Casula* zählt (Fig. 67), ein an einem Halsbande befestigtes überaus kostbar verziertes Brustkreuz und, als Symbol der väterlichen und richterlichen Obergewalt, zugleich auch die geistliche Obermacht über die Christenheit andeutend, der Stab oder „*Dikanikion*“. Dieser, gleichfalls reich ausgestattet, endigt entweder mit einem Knopf oder in Form zwei gegeneinander geneigter kurzer Windungen  oder aber, nach ältester Weise, <sup>3</sup> mit einer ornamentirten Krücke von der Gestalt des griechischen T. —

b. Nicht sehr verschieden von solcher Ausstattung, nur nach den Graden der Rangstellung weniger kostbar und mannigfaltig, ist nun auch die liturgische Tracht der anderen höheren Geistlichen. So namentlich weicht die des Erzbischofs (Fig. 70 a) und die des fungirenden „*Metropolitens*“ von ersterer eigentlich nur durch die Form der ihnen je eigenen Kopfbedeckung <sup>4</sup> und durch eine geringere Ausdehnung ihres „*Omophorions*“ ab. Schon anders die des *Archimandriten* (Fig. 70 b), der ausser einer wiederum besonders gestalteten Kopfbedeckung und einer nur ihm eigenen Schulterbinde, die *Casula* oder *Paenula* („*Amphibalon*“ oder „*Phelonion*“) trägt, aber des kürzeren Untergewandes, des sogenannten „*Saccos*“, entbehrt. — Demgegenüber besteht der Ornat der untergeordneten Prie-

<sup>1</sup> Ueber die sonst noch gebräuchlichen Kopfbedeckungen des Patriarchen s. bei J. Elssner. Neueste Beschreibung etc. S. 110 §. 31. — <sup>2</sup> Vergl. vorläufig Fig. 68; das Nähere darüber s. im nächsten Abschnitt. — <sup>3</sup> Vergl. die Abbildungen bei L'abbé Barrault et A. Martin. Le baton pastoral Fig. 4, 5, 6, 7 ff.; bes. Fig. 27, 33, 34, 35, 36, 37 ff. — <sup>4</sup> Während sich die Mitra des Erzbischofs (Fig. 70 a) von der des Patriarchen (Fig. 69 b) wesentlich nur durch geringeren Reichthum an Edelsteinen u. s. w. auszeichnet, bildet die des Metropolitens eine geradaufsteigende, flachbodige, verzierte Mütze mit einem Kreuz darauf.

ster durchgängig nur aus dem langen Kleide, dem sogenannten „*Sticharion*“, aus dem „*Epitrachelion*“ und der „*Poenula*“ oder „*Phelonion*“; und endlich die Kleidung des *Diaconus* ausschliesslich aus dem „*Sticharion*“ nebst einem langen, bequasteten Bande. Letzteres, meist dreifach mit „*Agios*“ beschrieben, wird je nach Vorschrift der heiligen Handlung bald über die linke,

Fig. 70.



bald rechte Schulter (jedoch niemals kreuzweis) gelegt. — Sonst aber besteht die gewöhnliche, ausseramtliche Tracht aller Priester ziemlich gleichmässig aus einem langen, langermeligen, schwarzen Untergewande, das über der Hüfte gegürtet wird; aus einem langen, vorn offenen Mantel<sup>1</sup> („*Manduas*“ oder „*Mandya*“), aus einer dunkelfarbigen Haube („*Katokamelaychion*“), einer darüber zu ziehenden Kappe, die zu den Seiten und längs dem Nacken in breiten Laschen herunterfällt („*Anokamelaychion*“) und einem einfach verzierten Krückstab. Ausserdem trägt wohl der Patriarch

<sup>1</sup> Der des Patriarchen ist von violetter Seide.



im Sommer, zu grösserer Bequemlichkeit, statt jener den Kopf umschliessenden Kappen, einen runden, breitkremrigen Hut, das sogenannte „Kappasion.“ —

Hinsichtlich der Farbe der Paramente kennt die griechisch-katholische Kirche keine symbolisch bedingte Regel. Einzig nur schliesst sie die schwarze <sup>1</sup> aus, indem sie dafür, zur Bezeichnung der Trauer, die rothe oder purpurne beliebt, somit auch vorzugsweise nur diese während der Fasten in Anwendung bringt. Dazu nimmt unter den Ornamenten, mit denen man die Paramente verziert, nach wie vor das „griechische“ Kreuz, gewöhnlich von einem Kreise umschlossen, durchgehend die erste Stelle ein: eine Weise der Ausstattung, welche der schon im neunten Jahrhundert von Anastasius häufiger erwähnten Verzierung der „*vela serica rotata cum cruce*“ vollkommen entspricht. <sup>2</sup> Auch pflegte man solcher Verzierung wegen die Binde, das „Omophorion“, „*Poly-saurion*“ zu benennen (vergl. Fig. 65 bis Fig. 70). —

c. Schliesslich ist hier noch des Ursprunges der in der Folge so mannigfach ausgebildeten geistlichen Ordensbekleidungen zu gedenken. <sup>3</sup> Denn er beruht wesentlich in der Entstehung des christlichen Anachoretenthums, das wiederum, wie nicht zu bezweifeln ist, sein Vorbild in den asketischen Büssern

<sup>1</sup> Vergl. unt. And. W. Augusti. Handbuch I. S. 324, nach welchem die Einführung vielfarbiger Gewänder an Stelle der ursprünglich weissen und schwarzen (!?) erst vom zehnten Jahrhundert datirt. Im Uebrigen, abgesehen davon, dass schon Maximian auf dem Bild von Ravenna eine grüne Paenula trägt, sprechen vor allen gegen die Anwendung schwarzer Kleider die oben erwähnten ältesten Abbildungen von Priestern, die fast sämtlich weiss gekleidet erscheinen; s. dazu noch insbes. über den frühen Gebrauch des Purpurs in der griechischen Kirche A. Schmidt. Griechische Papyrusurkunden etc. S. 208 ff.; S. 210. — <sup>2</sup> F. Bock. Geschichte der liturgisch. Gewänder I. S. 8 ff. — <sup>3</sup> Für den zunächst vorliegenden Zweck genügt ein Hinweis auf die den Gegenstand betreffenden Stellen bei E. Gibbon. Geschichte u. s. w. VIII. S. 414 ff. (cap. XXXVIII). W. Augusti. Handbuch der christlichen Archäologie I. S. 156 bis 160; S. 419. J. Burckhardt. Die Zeit Constantins S. 228; bes. S. 431 ff. Im Weiteren s. Ph. Loos. Geschichte d. älteren christlichen Einsiedler u. s. w. Leipzg. 1787. (v. Crome) Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden aus ihren eigenen Geschichtsschreibern. Leipzg. 1774—1783. Auch ist hier das folgende Werk, trotz der Schärfe und beissen- den Satyre, mit der dessen Verfasser seinen Stoff würzt, nicht unerwähnt zu lassen, nämlich des „lachenden Philosophen“ C. J. Weber. Die Möncherei oder geschichtl. Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes. 3 Bde. Zweite Aufl. Stuttgart 1836. Von den übrigen, mit Abbildungen ausgestatteten Werken, deren Zahl ausserordentlich ist, nennen wir vorläufig nur: P. H. Heliot. Histoire des ordres monastiques et militaires. Paris 1714. 8 Bde. (2. Edit. avec 812 Fig. 1792; auch Deutsch. Leipzg. 1753) und C. F. Schwan. Abbildungen der vorzüglichsten geistlichen Orden in ihren gewöhnlichen Ordenskleidungen. Nebst einem jeden Orden beigefügter historischer Nachricht von dessen Ursprung, Verfassung und Absicht. Mannheim 1791. Die fernere Literatur s. im folgenden Abschnitt.

altorientalischer Culte fand. — Schon bald nach Verbreitung der christlichen Lehre hatte sich bei Einzelnen ihrer Bekenner die Anschauung, dass eine tiefere Erkenntniss derselben nur dann wahrhaft zu ermöglichen sei, wenn man sich aller der Sinne befangender, weltlicher Bezüge entschlage, bis zu einem derartigen Bedürfniss gänzlicher Entsagung gesteigert, dass sie ihr Besitzthum verliessen und sich, durchaus auf sich selbst beschränkend, in eine öde, oft kaum zugängliche ferne Einsamkeit zurückzogen. Ganz demgemäss entsagten sie auch jeglichem Aufwand in der Tracht, indem sie nun die wohl sonst von ihnen im täglichen Leben getragenen Gewänder gegen die nur dürftige Bekleidung der niedersten Stände und Armen vertauschten. Gleich diesen begnügten sie sich fortan entweder mit einer *Tunica* von grobem Stoff und dunkler Farbe oder doch höchstens mit einer solchen und einer mit einer Kapuze versehenen äusserst grobstoffigen *Paenula* (Fig. 8). Und eben diese Bekleidungsweise, die überdies schon im alten Rom seit dem Ende der Republik die „Philosophen“ und „Cyniker“ trugen,<sup>1</sup> bildet denn auch

Fig. 71.



den Ausgangspunkt für die Entwicklung der eigentlichen, regulirten mönchischen Trachten. — War jene *Paenula* ringsum geschlossen, nannte man sie, wie schon mehrfach bemerkt, vorzugsweise *Casula*, war sie vorn der Länge nach offen, vermuthlich *Berrus* oder *Birrus*,<sup>2</sup> wohingegen man höchstwahrscheinlich dann

<sup>1</sup> Vergl. darüber insbes. A. Böttiger. *Sabina* (1806) II. S. 36 not. 1; dazu meine „Kostümkunde.“ *Handbuch* u. s. w. II. S. 1011. — <sup>2</sup> Hinsichtlich des Verhältnisses der Tracht zu dem Anachoretenthum sind besonders die Verordnungen der Synode von Gangra in Paphlagonien aus dem zweiten Drittheil des vierten Jahrhunderts (375?) merkwürdig. Im Synodalschreiben derselben heisst es unter and.: „Wenn ein Mann in der Meinung, dass dieses zu einer heiligen Lebensart gehöre und Gerechtigkeit schafft, einen Mantel trägt, und lieblos von solchen urtheilet, welche sich in der Furcht Gottes des Kleids, das man *Berus* (*Birrus*) nennt, und anderer gemeiner und gewöhnlicher Kleidung bedienen, der sei *Anathema*“; und ferner: „Wenn eine Weibsperson in der Einbildung, dadurch zu einer grösseren Heiligkeit zu gelangen, ihre Kleidung ändert, und statt der weiblichen männliche anlegt, sei *Anathema*“; ff. G. D. Fuchs. *Bibliothek der Kirchenversammlungen* des 4. und 5. Jahrhunderts in Uebersetzungen und Auszügen aus ihren Acten u. s. w. 4 Bde. Leipzig. 1780 bis 1784. II. S. 308 ff.

die gewöhnliche Tunica, zu der man später zuweilen gleichfalls eine Capuze hinzufügte,<sup>1</sup> falls sie nicht lange Ärmel hatte, durch „Colobium“ bezeichnete. — Im Ganzen, folgt man den Schilderungen älterer Autoren von der Erscheinung der ersten christlichen Anachoreten, so unter anderen ihrer Beschreibung, die sie von dem Aeusseren des heiligen Antonius machen als er um 251 in Alexandrien auftrat,<sup>2</sup> dürfte dafür im Grunde genommen die noch gegenwärtige Bekleidung einzelner armen Wüsten-Araber ein ziemlich vollgültiges Beispiel gewähren (vergl. Fig. 71).

Nur beiläufig sei noch zum Schluss erwähnt, dass sich die griechisch-katholische Kirche auch darin getreu verblieben ist, dass sie bis auf den heutigen Tag wesentlich nur einen einzigen Mönchsorden und zwar den des heiligen Basilus als den ihrigen anerkennt. Die Mönche desselben tragen die oben erwähnte, gewöhnliche schwarze Gewandung aller übrigen Geistlichen und statt der sonst üblichen Tonsur eine Haarschur in Form eines Kreuzes.<sup>3</sup>

#### Das Geräth.

Gleichmässig wie die Tracht in Byzanz zunächst die spät-römische Modetracht blieb, bildeten auch die Gewerke daselbst zuvörderst nur eine Fortsetzung der griechisch-römischen und noch vielmehr asiatisch-römischen Handwerklichkeit. Was diese in ihrer weiten Verzweigung in der Technik und Formenbildung im Ganzen und Einzelnen gewonnen hatte, kam den Byzantinern zu Gute, weshalb denn auch nicht zu bezweifeln ist, dass sich deren gesamntes Geräth vorerst noch in Nichts von den bei den jüngeren Römern allgemein üblichen geräthschaftlichen Komfort unterschied. Darüber jedoch, wie lange etwa ein solches Verhältniss der Industrie im neu gegründeten Rom fortbestand, lässt sich allerdings ebenso wenig wie über die frühere Abwandlung der Byzantinität überhaupt von dem herkömmlich römischen Wesen irgend etwas Bestimmtes sagen. Auch hier liegt wiederum nur ausser Frage, dass dort eben jede Bethätigung ziemlich in dem gleichen Grade wie die innere Anschauungsweise der byzantinischen Welt an sich auf Kosten der römischen Tradition dem Einfluss des Orients

<sup>1</sup> Dies geschah wohl sicher nicht erst, wie allgemein angenommen wird, nach Papst Honorius II., seit 1130, sondern lange, seit unbestimmbarer Zeit, vor diesem. Vergl. V. Gay in Didron. Annales II. S. 163. — <sup>2</sup> S. unt. An. Karl Haase. Kirchengeschichte. S. 72 §. 97. — <sup>3</sup> J. Elssner. Neueste Beschreibung der griech. Christen S. 104 ff.

unterlag. Somit wird auch auf diesem Gebiete des eigentlich byzantinischen Lebens abermals ähnlich wie in der Tracht die spätrömische Formenbehandlung mindestens noch während der Dauer von Jahrhunderten vorgeherrscht und sich auch noch ferner nur sehr allmähig erst unter mannigfachen Schwankungen den wirklich orientalischen Formen in der That untergeordnet haben. Höchst wahrscheinlich ist es sogar, dass auch hierbei ein derartiges Schwanken, bevor es zu jener Einigung gelangte, deren Gepräge im Grunde genommen das „Byzantinische“ repräsentirt, wenigstens noch bis zum sechsten Jahrhundert, bis auf die Zeit *Justinians* dauerte. Ja auch scheint selbst noch nach dieser Zeit gerade in Ausübung der Gewerke, ungeachtet dass sich fortan (durch den zunehmenden Reichthum begünstigt) der Orientalismus in allen Sphären immer kräftiger zur Geltung erhob, eine bestimmte Reminiscenz an die spätrömische Formenbildung ziemlich lebendig geblieben zu sein. So mindestens in der bildenden Kunst,<sup>1</sup> für deren nähere Beurtheilung noch heut in baulichen Ueberresten und anderweitigen kleinen Werken ein allgemeingültiger Maassstab vorliegt, der nun auch zumeist geeignet sein dürfte, das formale Verhältniss der industriellen Erzeugnisse, wofür keine oder doch nur sehr spärliche Belege vorhanden sind, im Allgemeinen zu charakterisiren. Demnach wird man sich diese Erzeugnisse etwa bis ins 6. Jahrhundert immer noch mehr nach spätrömischer Weise, wie nach der Weise des Orients ausgestaltet zu denken haben. Dabei dürfte sich für dieselben, doch höchstens während des späteren Verlaufs, eine je nach ihrem jüngeren Alter vermehrte Beimischung von orientalischen Ornamentalförmern annehmen lassen. Das sechste Jahrhundert würde sodann denjenigen Zeitpunkt bezeichnen, mit welchem die entschiedenere Hinneigung zu den asiatischen Formen begann. Es ist die Epoche *Justinians*, in der sich vor Allem der Kirchenluxus zu einer bisher noch nicht dagewesenen Höhe des Prachtaufwands steigerte. Auch war es sicher dann dieser Aufwand und zwar insbesondere diejenige Pracht, welche der ebengenannte Kaiser in der Wiederherstellung der „*Agia Sophia*“ entfaltete,<sup>2</sup> was

<sup>1</sup> Vergl. über die Geschichte der Kunst, namentlich der Baukunst im oströmischen Reiche C. F. v. Rumohr. *Italienische Forschungen*. Berlin und Stettin. 1827 bis 1831. I. S. 316 ff.; S. 287 ff.; bes. III. S. 184 ff. F. Kugler. *Handbuch der Kunstgeschichte* (2. Aufl.). Stuttgart 1848.; S. 322 ff.; S. 333 ff.; S. 362 ff.; S. 377 ff.; (3. Auflage). I. S. 258 ff.; S. 267. Karl Schnaase. *Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter*. I. (Düsseldorf 1844). S. 91 ff. — <sup>2</sup> Vergl. W. Salzenberg. *Altehrliche Baudenkmale von Constantinopel etc.* und bes. die dem Werk beigefügte Uebersetzung „Des Silentiarius Paulus Beschreibung der H. Sophia und des Ambon von W. Kortüm.“

zuerst wesentlich zur Beförderung asiatischer Geschmacksrichtung beitrug. Indem er die Räume der Kirche selbst auf das Glänzendste herrichten liess, den kostbarsten Marmor dazu verwandte und deren Wände auf's Pomphafteste mit goldenen und silbernen Ornamenten, mit Mosaiken und Teppichen und anderen Reichthümern fast überlud, blieb er nicht minder für die Beschaffung eines dem Ganzen entsprechenden, kostbaren Kirchengeräths besorgt. Natürlich blieb denn ein solcher Pomp durchaus nicht allein auf die Ausstattung von kirchlichen Gebäuden beschränkt, sondern erstreckte sich ebensowohl auf die Einrichtung der Herrscherpaläste,<sup>1</sup> als auch, von dort aus, verhältnissmässig auf den Haushalt der Vornehmen. — Fasst man schliesslich dies Alles zusammen und vergleicht hauptsächlich den Stil der Gebäude dieser Epoche mit dem Baustil der spätrömischen Zeit, um sich nun danach auch wieder ein Bild von dem gleichzeitigen äusseren Gepräge der industriellen Erzeugnisse der Byzantiner zu entwerfen, würde sich dies im Grunde genommen etwa dahin bestimmen lassen, dass man zwar immer noch mehr oder weniger die alten Grundformen beobachtete, sie jedoch fortan im Einzelnen mit echtasiatischen Elementen prunkender Dekoration vermischte, ohne dies künstlerisch zu vermitteln. Ueberdies spielte vermuthlich schon jetzt bei der Gestaltung einzelner Geräthe, wie namentlich bei der Ausstattung von Zimmermobilien und dergl., die bei dem Bau der Agia Sophia zu weiterer Bedeutung gelangte Verwendung des halbkreisförmigen Bogenabschlusses, der Säulen und Kuppel wesentlich mit. —

Nachdem so einmal der Industrie ihre rein auf den äusseren Luxus abzweckende Richtung gegeben war, sank sie, und höchst wahrscheinlich noch eher wie die eigentlich bildende Kunst, zu einer Formenbildung herab, die dann bei aller sonstigen Nachahmung orientalischer Vorbilder wohl noch um so weniger künstlerisch durchgebildet erscheinen mochte, da sie nun eben als blosser Nachahmung jedweder Selbständigkeit entbehrte. Doch dürfte sich auch dieser Verfall, wenigstens bis zu dem äussersten Grade nur ziemlich langsam und kaum vor dem Schluss des zwölften Jahrhunderts vollzogen haben.

Zugleich mit jenem Verhältniss der Form verband sich ein dem entsprechender Wechsel hinsichtlich der Materialien. Auch hierin folgte die Handwerklichkeit im Allgemeinen nur ebenso lange dem Vorgang des römischen Alterthums, als sie bei dessen

<sup>1</sup> S. darüber die höchst interessante Abhandlung bei K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. I. S. 151 ff.

Gestaltungen blieb. Zwar fand sie wohl gerade in dieser Beziehung, bei der Prunkliebe der Kaiserzeit, den vielfältigsten Reichthum vor, indess war während jener Epoche die Verwendung der kostbarsten Stoffe doch immer erst nur mehr im Einzelnen, nur bei den Vornehmsten zur Geltung gelangt. Wenn demnach auch nicht anzunehmen ist, dass die griechische Industrie zu den ihr schon von vornherein überlieferten Materialien noch neue, etwa vordem nicht bekannte, besonders kostbare hinzugefügt habe, liegt es dagegen ausser Frage, dass sie sich vorzugsweise und zwar seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts in stets höher gesteigertem Maasse den werthvollsten Stoffen zuwendete. Dabei blieb selbstverständlich nicht aus — denn auch hier gab es Arme und Reiche — dass man daneben nicht minder, wie früher, alle weniger kostspieligen Artikel, als Marmor, Bronze, Holz<sup>1</sup> u. s. w. zu Geräthen verarbeitete. Immerhin aber blieb seitdem das Luxusbestreben vorherrschend und wesentlich auf die kostbarsten Stoffe, auf die Verwendung von Gold und Silber, von Elfenbein, Edelsteinen und Perlen, von überaus reichen Teppichen und sonstigen Prachtgegenständen gerichtet. Gleichwie dann endlich dieses Bestreben bei immer mehrerer Kunstverflachung nothwendig dahin führen musste, dass man nur noch den Stoffwerth an sich als Werthmaassstab überhaupt anerkannte, konnte denn auch die weitere Zunahme solches Luxus sich lediglich nur noch in einer Steigerung von massenhafter Verschwendung äussern. Und scheint es, dass nun auch dieses Verhalten, freilich wohl nicht ohne mannigfache je von der Lage der Finanzen des Reichs abhängige Unterbrechung etwa um das zwölfte Jahrhundert seinen höchsten Gipfel erreichte.

Was schliesslich die Technik anbelangt,<sup>2</sup> so hatten es darin die Byzantiner wohl kaum mehr den lange vor ihrer Zeit in allen Zweigen der Industrie zu hoher Vollendung entwickelten Kunstfertigkeiten zuvor thun können. Für diesen Fall ist vielmehr anzunehmen, dass sie allmählig tief unter der früheren Behandlungsweise herabsanken und selbst bis zum Rohen entarteten.

<sup>1</sup> Bemerkenswerth ist, dass die Byzantiner im 12. und 13. Jahrhundert unter anderem auch Holzwaaren aus den westlichen Ländern bezogen. D. Hüllmann. *Gesch. des byzantinischen Handels*. S. 111. — <sup>2</sup> Ueber byzantinische Kunstfertigkeiten bietet das Werk des griechischen Mönches Theophilus, der nach E. Lessing im 10. oder 11., nach neuesten Forschungen jedoch erst im 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte, die vielseitigste Belehrung. Vergl. M. de L'Escalopier. *Théophile prêtre et moine. Essai sur divers arts. Traduction du Traité de Théophile accompagnée du texte latin*. Paris 1843. Didron. *Manuel d'iconographie chrétienne*. Paris 1845; dazu L'abbé Texier. *Dictionnaire d'orfèvrerie etc.* S. 1383 ff.

Dahingegen wurden durch sie, was wenigstens höchst wahrscheinlich ist, mehrere eigene Arten der Technik wenn auch nicht grade selbständig erfunden, jedenfalls aber in weiterem Umfange, wie solches vor dem geschehen war, für die ornamentale Ausstattung auch des Geräthes in Anspruch genommen. Dahin gehört die Emailmalerei; von der bereits oben die Rede war (S. 67), ferner eine besondere Kunst Metallstreifen in Metall einzulegen. Letztere, für deren Verfahrungsart noch heut, neben anderen ähnlichen Werken,<sup>1</sup> die bronzenen Thüren des Haupteinganges von St. Marko in Venedig ein vorzügliches Beispiel darbieten,<sup>2</sup> bestand der Hauptsache nach darin,<sup>3</sup> „durch Drähte oder sehr schmale Leistchen aus lichtigem Metalle, wie Gold oder Silber, auf einem dunkleren Metalle, wie z. B. Eisen und Bronze, oder im umgekehrten Verhältniss, irgend eine bestimmte Zeichnung (natürlich nur konturirt) einzulassen. Dabei verfuhr man je nach der Härte des für den Grund gewählten Metalls auf zweierlei verschiedene Weise: bei hartem Metalle begnügte man sich diejenige Oberfläche desselben, welche die Zeichnung erhalten sollte, gleich einer Feile rauhf zuarbeiten und auf dem so gewonnenen Grund die einzelnen Drähte oder Leistchen in der beabsichtigten Konturirung durch Druck oder Hammerschläge zu festigen, schliesslich das Ganze abzuglätten; bei weichem Metalle wurde dagegen der für die Fäden bestimmte Grund herausgesticht und also die Zeichnung in wirklichem Sinne eingelegt.“ —

Ausser der Emailmalerei und der so eben beschriebenen Technik, welche letztere höchst wahrscheinlich im Abendlande in grösserer Ausdehnung niemals thätige Nachahmung fand, erreichte die Elfenbeinschnitzerei und namentlich die Mosaikmalerei und zwar nicht allein in Anwendung auf architektonische Ausstattung, als auch in der Herstellung von Geräthen einen vordem kaum geahnten Umfang. Für die Elfenbeinschnitzerei wird dies durch zum Theil noch wohlerhaltene grössere Elfenbeinwerke bezeugt;<sup>4</sup> aber auch selbst für das Mosaik, obschon für

<sup>1</sup> S. die Abbildgn. u. s. w. bei Seroux D'Agincourt. *Sculpt.* T. XIII ff. — <sup>2</sup> A. Camesina. Die Darstellungen auf den Bronzethüren des Haupteinganges von St. Marko in Venedig im Jahrbuch der k. k. österr. Central-Commission u. s. w. IV. (1860) S. 227 ff., wo sich auch eine Beschreibung des Verfahrens selbst findet, der wir hier folgen. — <sup>3</sup> Das Nähere darüber bei J. Labartes. *Histoire de l'art par les meubles etc.* und bei L'abbé Texier. *Dictionnaire.* S. 628 s. l'art. „Damasquinerie“, wo zugleich bemerkt wird, dass der oben erwähnte Theophilus dieser Technik nicht weiter gedenkt. — <sup>4</sup> Dahin ist auch noch die Nachricht zu rechnen, dass Karl der Grosse um 803 zwei reich geschnitzte Elfenbeinthüren aus Byzanz zum Geschenk erhielt: *Annales Mettenses ad. ann. 803.*

den hier beredten Fall keine weiteren Zeugnisse vorliegen, ist dies als sicher vorzusetzen. Natürlich wird man sich dessen Behandlung dann mehr nach Art der im Orient seit Alters geübten buntfarbigen „eingelegten Arbeit“ zu denken haben. — Im Uebrigen erhellt aus den noch vorhandenen Werken byzantinischer Kunst für die Technik im Allgemeinen, dass je mehr sich das eigentliche künstlerische Gefühl verlor, man sich nur um so peinlicher in der Ausführung des Einzelnen, der Detailsformen bethätigte.

Wendet man sich nun zu der Betrachtung der gerätlichen Ueberreste byzantinischer Industrie selbst, sieht man sich im Ganzen genommen auf eine nur sehr geringe Zahl von zum Theil noch in Wirklichkeit, zum Theil aber nur in Abbildungen erhaltenen Gegenständen verwiesen. Ueberdies zählen zu ersteren fast ausschliesslich nur solche Werke, die dem Kultus gewidmet waren, die überhaupt aber der Sache nach nur wenige Geräthe repräsentiren. Es sind dies, abgesehen von den schon mehrfach erwähnten geschnitzten Elfenbeinplättchen,<sup>1</sup> den „Diptychen“ und „Triptychen“, verschiedene Reliquienbehälter von zumeist flacher viereckter Form, gewöhnlich reich mit Email verziert, und mehrere kleine und grössere Kreuze, gleichfalls oft reich mit Emailplatten, auch nicht selten mit Filigran, mit Edelsteinen und Perlen geschmückt. Dazu kommen, zunächst als ein Hauptstück der byzantinischen Goldschmiedekunst, der im zehnten Jahrhundert gefertigte kostbare Aufsatz des Hochaltars von S. Marko in Venedig, die sogenannte *Pala d'oro*<sup>2</sup> — eine lange goldene Tafel mit zart emailirten Darstellungen aus der Geschichte des neuen Bundes —, sodann, als ein Prachtstück der Schnitzerei in Elfenbein, der unten noch näher zu besprechende Bischofsstuhl des Patriarchen Maximian. — Für noch anderweitige Geräthe, wohin etwa einige metallene Kelche und einige metallene mit Schmelz inkrustirte Leuchterfüsse zu rechnen sein würden,<sup>3</sup> fehlt es bei dem besagten Mangel dokumentirter Vergleichungsmittel an

<sup>1</sup> Die Literatur darüber s. oben S. 69. — <sup>2</sup> F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (2. Auflage) S. 391; S. 519. — <sup>3</sup> Nur beispielsweise sei hiefür verwiesen auf die Abbildungen u. s. w. bei Du Sommerard. Les arts au moyen-âge III. Ser. 7. Pl. XIII; Ser. 9 Pl. XVI; Ser. 10. Pl. XXXII; dazu die Abhandlung von F. Bock. Frühkarolingische Kirchengeräthe im Stifte Kremsmünster. I. Der Tassilokelch; II. Der Tassiloleuchter, in den „Mittheilungen d. k. k. österreich. Central-Commission“ IV. S. 6 ff.; S. 44 ff.



dem zuverlässigen Nachweis ihrer echtgriechischen Abstammung.<sup>1</sup> — Daneben aber beschränken sich auch die bloß abbildlich bekannten Geräthe auf eine nur äusserst dürftige Auswahl von eigentlichen Zimmermobilien.

A. 1. Erhellte schon allein aus dieser Aufzählung, dass von einer näheren Anschauung des Geräthes im Einzelnen und noch weniger von dessen allmäliger Umgestaltung die Rede sein kann, gilt dies vor allem von den Gefässen. Denn wenn es sich gleichwohl von selbst versteht, dass, wie überall und zu allen Zeiten, auch in Byzanz die rein durch den Zweck bedingten Grundformen der Gefässe keine Veränderung erleiden konnten, ja wenn es auch selbst nicht mal an gleichzeitigen Erwähnungen von Gefässarten fehlt, vermag dies Alles doch immerhin noch keine bestimmte Vorstellung von ihrer eigentlich ornamentalen, stilistischen Ausprägung zu geben. In dieser Hinsicht kann lediglich nur das bereits oben über die Wandlungen des griechischen Kunststils im Allgemeinen Gesagte einen Maassstab gewähren, indem dazu Notizen an sich höchstens nur noch den auf diesem Gebiete herrschend gewesenen Aufwand bestätigen. Von diesem Gesichtspunkt aus lassen vorzüglich die Schilderungen verschiedener Autoren von den unermesslichen Schätzen, die christliche Kirchen an goldenen und silbernen Gefässen besaßen, als auch die mehrfachen Andeutungen von den Reichthümern dieser Art, welche bei der Eroberung von Rom durch *Alarich* (410),<sup>2</sup> und bei der Eroberung von Byzanz durch die Kreuzfahrer erbeutet wurden,<sup>3</sup> jeden unbefangenen Begriff von solchen Schätzen weit hinter sich. Wenn gleich schon die Fülle derartiger Schätze in römischen Kirchen erstaunlich war — wie denn z. B. die Peterskirche um den Schluss des achten Jahrhunderts,<sup>4</sup> neben massenhafter Verwendung von goldenem und silbernem baulichen Schmuck und zahllosen Gold- und Silbergeräthen, silber-

<sup>1</sup> Auch ist es unter diesem Verhältniss oft nicht minder schwierig neu-griechische Arbeiten von den älteren byzantinischen Arbeiten zu unterscheiden; vergl. unt. and. auch hiefür F. Böck. Der Reliquienschatz des Liebfrauenmünsters zu Aachen. Aachen 1860. S. 21 „Reliquienschein d. h. Anastasius“, m. Abbildg. — <sup>2</sup> Vergl. E. Gibbon. Geschichte des Verfalles etc. VII. S. 424 (cap. XXXI). — <sup>3</sup> So erzählt z. B. Geoffroy de Villehardoin (Histoire de la conquête de Constantinople. Paris 1657 S. 81) wo er des ersten Brandes von Constantinopel gedenkt „et les grandes rues marchandes avec des richesses inestimables toutes au feu“; s. auch E. Gibbon a. a. O. XVII. S. 1 ff. (cap. LX) und über den Prachtaufwand in Byzanz überhaupt F. Hurter. Geschichte des Papstes Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Hamburg 1834 bis 1842. Band I: „Ein Gang durch Constantinopel.“ — <sup>4</sup> E. Platner, C. Bunsen (und And.). Beschreibung der Stadt Rom. Stuttgart und Tübingen 1830. II. S. 75 ff.

nen Lampen und Candelabern, 700 Pfund an Gewicht und ein „Ciborium“ aufweisen konnte, das, gleichfalls von Silber, nicht weniger als 2015 Pfund wog — wurde dies nichtsdestoweniger durch den Reichthum der griechischen Kirchen, wie namentlich durch die von *Justinian* besorgte Ausstattung der *Agia Sophia* im weitesten Maasse überboten. Hier waren von kaum zu berechnendem Werth nicht sowohl grosse Silbergefässe, als auch zum Theil massiv aus Gold gearbeitete und mit allen Mitteln der Prachthandwerke geschmückte Kelche, Patenen, Schalen, Ciborien und dergl. zusammengehäuft. Dabei beliebte man vorzugsweise den zuletzt genannten Geräthen, als den Behältern des heiligen Mahls, die Gestalt der Taube zu geben und sie mittelst goldener Schnüre neben dem Altar aufzuhängen. Ausserdem sah man nicht minder kostbar hergestellte Räuchergefässe, welche, wie wohl zu vermuthen steht, zumeist die architektonische Form des Kirchengebäudes nachahmten;<sup>1</sup> ferner (theils vom Gebälk herabhängend, theils zwischen den Säulen aufgestellt) silberne Ampeln und Candelaber von sehr verschiedener Durchbildung. Während nämlich die Candelaber, wie dies auch schon deren eigene Bezeichnung „*Phari*“ (Leuchthürme) andeutet, wohl zumeist nur aus einem hohen, geschmückten Schaft und einem darauf ruhenden Feuerbehälter bestanden, wechselten insbesondere die Ampeln in den Gestalten von Delphinen, von Hörnern, Kronen und sonstigen dafür geeigneten Mustern ab.<sup>2</sup> — Bei der Verzierung der Kirchengefässe und des Kultusgeräths überhaupt nahm dann unfehlbar das Monogramm Christi stets eine der wichtigsten Stellen ein (vergl. *Fig. 25; Fig. 31*). Im Weiteren ist es für den Reichthum der griechischen Kirchen bemerkenswerth, wenn die christlich gesinnten Schriftsteller in ihren Klagen über die Greuel bei der Verwüstung von Constantinopel und die dabei von den Lateinern verübte Entweihung der heiligen Geräthe berichten, dass man die „goldenen“ Altartische zu Spieltischen und die geweihten Kelche zu Trinkgeschirren erniedrigte. Ist ferner die Ueberlieferung wahr, dass die in Wien aufbewahrte Schale aus einem einzigen Stücke Achat (S. 29) von der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer herrührt,<sup>3</sup> würde dies noch bestätigen (was freilich ohnehin glaublich wäre), dass man sich auch zur Herstellung

<sup>1</sup> Wenigstens war dies bei der Mehrzahl der Räuchergefässe der Fall, deren man sich im Abendlande bediente, worüber das Nähere später. — <sup>2</sup> Vgl. *Silentiarius Paulus* Beschreibung der h. Sophia II. Abschn. Vers 391 bis 508. — <sup>3</sup> H. Krause. *Angeiologie. Die Gefässe der alten Völker.* Halle 1854. S. 14.

von Gefässen der edleren Steinarten kaum in einem geringeren Umfange wie der edlen Metalle bediente. —

2. Nicht sehr verschieden von solchem Aufwand, der allerdings wohl durch das frühe Bestreben den neuen Kultus auch äusserlich auf das Glanzvollste auftreten zu lassen eine nur um so schnellere und ungemessenere Förderung erfuhr, scheint sich der Luxus mit Prunkgeschirren dann auch am Hofe der Kaiser selbst und bei den Vornehmen geäussert zu haben. Hierfür mag als ein Hauptbeispiel die getreue Schilderung genügen, die der Gesandte Berengars, *Liudprand*,<sup>1</sup> in der Beschreibung seiner Erlebnisse in Byzanz im Jahre 949 von den Gefässen des Gastmahls entwirft, welches die griechischen Kaiser alljährlich „am Tage der Menschwerdung Jesu Christi“ den Grossen des Reichs veranstalteten. „An diesem Tage“ — so heisst es dort — „kommen auch nicht, wie sonst silberne, sondern goldene Schüsseln auf die Tafel. Nach der Mahlzeit erscheinen Früchte, die in drei goldenen Schalen liegen; diese Schalen werden jedoch wegen ihrer beträchtlichen Schwere nicht von Menschen hereingetragen, sondern auf Wagen, welche mit purpurnen Decken behangen sind, vorgefahren. Von da aus werden sie auf den Tisch aber in folgender Weise gebracht. Es werden durch Oeffnungen in der Decke drei mit vergoldetem Leder bezogene starke Seile herabgelassen, an denen sich goldene Ringe befinden; diese werden an Haken gelegt, die aus den Schüsseln hervorragen und hiernach werden sie mittelst einer über der Decke aufgestellten Winde auf die Tafel gehoben, wobei noch vier oder mehrere Menschen stützen und von unten nachhelfen. Auch werden sie auf dieselbe Weise von der Tafel herabgehoben.“ —

3. Bei der Seltenheit noch erhaltener Gefässe, die sicher aus dem Zeitraum von Constantin bis Justinian datiren, verdient vor allem ein kleiner Kelch nebst einer kleinen „*Patena*“ Erwähnung, die beide nebst Münzen des Justin und des Anastasius (508 bis 527) bei Gourdon in dem Arrondissement von Châlons sur Saône entdeckt worden sind.<sup>2</sup> Der Kelch zeigt die bereits abgeschwächten Formen der späteren Kaiserzeit, ist zweihenkelig und am oberen Rande mit kleinen von Filigran eingefassten herzförmig geschliffenen Edelsteinen (abwechselnd Rubinen und Smaragden) versehen (*Fig. 72*). Dabei ist von besonderem Interesse, dass er seiner Gestaltung nach den noch spät in der griechi-

<sup>1</sup> Buch der Vergeltung. VI. c. 8. — <sup>2</sup> M. de Caumont. *Abécédaire ou rudiment d'archéologie etc.* (3. édition) S. 57 ff.

schen Kirche gebräuchlichen Abendmahlskelchen entspricht: <sup>1</sup> Also auch hierin, wie wohl überhaupt in allen noch sonstigen dem Dienste der Kirche gewidmeten Geräthschaften, blieb die

Fig. 72.



griechische Liturgie bei weitem mehr wie die römische <sup>2</sup> den alterthümlichen Formen getreu. — Da die „*Patena*“ oder „*Patina*“, bei den Griechen „*Diskos*“ genannt, als Schüssel für das heilige Mahl stets in unmittelbarer Beziehung zu dem Abendmahlskelche stand, blieb sie in der griechischen Kirche unausgesetzt mit diesem verbunden. Ausserdem ist es in dieser Kirche (abweichend von der römischen) üblich, das auf der Schüssel liegende Mahl, um es vor jeder profanen Berührung mit dem darüber zu breitenden Tuche sicher zu stellen, mit zwei überkreuz befestigten, inmitten hochausgebogenen goldenen oder silbernen Bändern, dem „*Aster*“ oder „*Stern*“, zu bedecken. <sup>3</sup> —

B. Von den anderweitigen Geräthen sind demnächst diejenigen zu nennen, die man gemeinhin in dem Begriff „*Möbel*“ zusammenzufassen pflegt. Doch geben auch hier für die nähere Beurtheilung der für das allgemeine Bedürfniss des täglichen Lebens bestimmten Möbel wiederum zunächst nur die Nachrichten von den Kirchenmobilien <sup>4</sup> den noch zumeist sicheren Maassstab ab. Dahin gehören zuerst der Altar mit seinem „*Tabernaculum*“, sodann die mannigfachen Behälter zur Aufbewahrung von Reliquien und die Sitze der Bischöfe; endlich noch mehrere kleinere Geräthe, die obschon sie im Grunde genommen nicht zu dem Gemöbel zu zählen sind, doch

<sup>1</sup> Vergl. die Darstellung eines diesem Zwecke geweihten Kelches auf der sogenannten Kaiserdalmatika zu Rom bei S. Boissérée. Ueber die Kaiserdalmatika etc. Taf. III. S. 568; ferner die Anweisung zur Verfertigung derartiger Kelche bei Theophilus I. cap. XXIII bis c. XXXVII. — <sup>2</sup> S. über den Gebrauch des Kelches und zwar hauptsächlich über die Anwendung desselben in der römischen Kirche W. Augusti. Handbuch der christlichen Archäologie III. S. 514 ff. L'abbé Migne. Encyclopädisches Handbuch u. s. w. (deutsche Ausg.) S. 481 ff.; Derselbe. Dictionnaire d'orfèvrerie etc. S. 298 s. l'art. „*Calice*“; J. Bourassé. Dictionnaire d'archéologie I. S. 578. K. Weiss im „Jahrbuch der k. k. österreich. Central-Commission“ IV. (1860). — <sup>3</sup> S. auch darüber das Nähere in den eben genannten Werken, wozu noch E. Godard. Cours d'archéologie sacrée II. S. 238 hinzuzufügen ist. — <sup>4</sup> Für das Einzelne siehe die schon oft herangezogenen Werke von W. Augusti, L'abbé Migne, L'abbé Texier, J. Bourassé, E. Godard, Pugin, Glossary of the ecclesiastical Ornaments and Custom u. a. m.

immerhin für die Veranschaulichung seiner ornamentalen Ausstattung eine derartige Geltung behaupten, dass sie wohl gerade an diesem Ort mit hervorzuheben sein dürften.

1. Betrachtet man zuvörderst den Altar,<sup>1</sup> wie solcher sich in der griechischen Kirche durch alle Epochen erhalten hat,<sup>2</sup> gewinnt man ein zuverlässiges Bild von der Gestaltung und Ausschmückung des von den älteren Byzantinern verwendeten Tisches überhaupt. Der griechische Altar bildet nämlich, im Gegensatz zu den späteren Altären in der abendländischen Kirche,<sup>3</sup> im wahren Sinne des Worts einen Tisch d. h. eine von vier geraden Füßen unterstützte viereckige Platte. — Diese dem Kultus geweihten Tische, die man vermuthlich um jede Erinnerung an den heidnischen Altar zu verwischen „*Trapechai*“ und „*Thysiasteria*“ benannte,<sup>4</sup> sollen (wahrscheinlich aus gleichem Grunde) bis auf die Zeiten Constantins nur einfach von Holz gewesen sein. Gleichzeitig indess mit der Anerkennung und Erhebung des Christenthums und des sich in der christlichen Kirche mehr und mehr verbreitenden Luxus wurden dann jene hölzernen Tische allmählig durch reichere, marmorne und schliesslich sogar durch goldene, zuweilen mit Edelsteinen verzierte grosse Altartische ersetzt.<sup>5</sup> Dies Letztere war bereits unter dem Kaiser Justinian und zwar namentlich bei dem Altartische der Fall, den er für die von ihm hergestellte „*Agia Sophia*“ verfertigen liess. Denn — so berichtet der gleichzeitige Beschreiber dieser prachtvollen Kirche, der Silentiarius des Kaisers, *Paulus*:<sup>6</sup> —

„Auch den heiligen Tisch unterstützten goldene Säulen; Selber von Golde steht er auf goldener Basis und schimmert In dem Glanz der ihm eingefügeten köstlichen Steine.“

2. Mochte mit solcher Ausstattung der Aufwand für dieses Geräth überhaupt soweit es die Räume der Kirche betraf für alle Zeiten erschöpft worden sein, boten nun die zum profanen Gebrauch bestimmten Tische dem Luxusbestreben einen noch weiteren Spielraum dar. Sie wenigstens waren in keiner Weise, weder

<sup>1</sup> Neuestes Hauptwerk darüber Fr. Laib und Fr. Jos. Schwarz. Studien über die Geschichte des christlichen Altars. Mit vielen Abbildgn. Stuttgart 1857. — <sup>2</sup> Vergl. auch bes. J. Elssner. Neueste Beschreibung der griechischen Christen u. s. w. S. 300 ff. — <sup>3</sup> Das Nähere darüber im folgenden Abschnitt. — <sup>4</sup> Vergl. indess W. Augusti. Handbuch I. S. 412; II. S. 610 ff. — <sup>5</sup> Einzelne Tische der Art, von Stein oder Bronze, haben sich selbst auch in abendländischen Kirchen erhalten, so z. B. im Dome zu Regensburg und im Dome zu Braunschweig; vergl. F. Görres. Beschreibung vom St. Blasiusdom in Braunschweig. Braunschweig. 1834. S. 31 und H. Otte. Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie. 3. Auflage. Leipzig. 1854. S. 26 m. Abbildg. — <sup>6</sup> „Beschreibung der hl. Sophia“ u. s. w. übersetzt von W. Kortüm. II. Abschnitt. Vers 335 bis 338.

in Rücksicht auf Grösse und Form noch in Rücksicht auf Ornamentirung irgend einer als heilig erkannten festen Tradition unterworfen, so dass man bei diesen in den dafür schon früh gebräuchlichen Sondergestalten<sup>1</sup> von ein und dreifüssigen Rundtischchen, von grösseren und kleineren Etageren u. dergl. abwechseln und ebenso auch im Ornament vorzugsweise des Untergestelles den höchsten Reichthum entfalten konnte. — Gleichwie der Altar un- ausgesetzt mit einer Decke bekleidet ward, herrschte auch im gewöhnlichen Leben die Anwendung eines Tischtuches vor.

3. Das hauptsächlich in älterer Epoche um und über den Altartisch errichtete „*Tabernaculum*“ — auch „*Pyrgos*“ oder da es zugleich die heilige Speise mitbedeckte, wie deren Behälter, „*Ciborium*“ genannt — entsprach dem asiatischen Baldachin und bildete seiner Grundform nach ein von vier Säulen getragenes Dach mit Teppichvorhängen zwischen den Säulen. Auch dieses (oft umfangreiche) Geräth, das sich übrigens in der Folge aus der griechischen Kirche verlor,<sup>2</sup> hatte gleichfalls durch *Justinian* bei dem Ausbau der *Agia Sophia* eine glanzvolle Durchbildung erreicht, wie dies nun abermals aus der Beschreibung des *Silentiarius Paulus* erhellt:<sup>3</sup>

„Oben über dem goldnen, geweihten Tische des Altars  
Strebet zur Höhe empor ein mächtiger Thurm in die Lüfte,  
Ruhend auf vierfachen Bogen, umgossen von strahlendem Silber,  
Und von den silbernen Säulen getragen, auf deren erhabene  
Häupter die silbernen Füsse der vierfachen Bogen gestellt sind.  
Ueber den Bogen steigt der Thurm dann auf, wie ein Kegel;  
Doch ist er diesem völlig nicht gleich, denn unten am Fusse  
Bildet der Rand nicht genau die Form des richtigen Kreises,  
Sondern es ist achtseitig die Basis, von welcher der Kegel  
Dann vom weiteren Kreise zur Spitze allmählig emporstrebt.  
Dran sind gelegt acht silberne Platten, in ihrer Verbindung  
Bildend den lang sich erstreckenden Rückgrat. Jegliche Platte  
Steiget, dem Dreieck ähnlich, empor auf der eigenen Strasse,  
Bis sie alle vereinet die höchste Spitze des Kegels,  
Da wo die Kunst das Bild des herrlichen Kelches geschaffen.  
Blätterähnlicher Schmuck umgiebt die nach unten gebogenen  
Ränder des Bechers. Inmitten darüber die Kugel des Himmels  
Blitzend im silbernen Schein, und über dem Himmel emporragt  
Leuchtend das heilige Kreuz. Es gereich' uns allen zum Heile!  
Ueber den Bogen umher schlingt sich an des herrlichen Kegels  
Unterstem Rand ein Kranz von spitzigem Dornengeflechte,  
Gradaus laufende Strahlen, wie die der duftenden Früchte  
Wilder Birnen des Waldes, nach oben entsendend, so dass sie  
Ragen über den Rand hervor in dem schimmernden Lichte.  
Unten wo auf dem Rande die mit einander verbundnen  
Seiten enden des Kegels, erblickst Du vom Künstler geformte

<sup>1</sup> Vergl. über die Tische der Römer meine „Kostümkunde.“ Handbuch u. s. w. II. S. 1312 ff. m. Abbildgn. — <sup>2</sup> J. Elssner. Beschreibung etc. S. 302. — <sup>3</sup> „Beschreibung der h. Sophia“ etc. II. Abschnitt. Vers 304 bis 335.

Becher, aus Silber gegossen, von denen ein jeglicher trägt  
Candelaber mit blinden und nachgebildeten Kerzen,  
Nur zum Schmucke bestimmt und nicht zur Erleuchtung des Tempels,  
Denn in dem blanken Metalle der abgerundeten Formen  
Blitzen sie rings um sich her; nicht die brennende Flamme des Feuers,  
Nur den Strahl des Metalls entsenden die zierlichen Kerzen.“ —

4. Während das „*Tabernaculum*“ in seiner mehr baulichen Konstruktion zugleich ein allgemein gültiges Beispiel für einzelne auch im profanen Leben übliche Geräthe der Art gewährt, dürften die nun zu erwähnenden, ältesten Reliquienbehälter nicht minder als Beispiele für die auch sonst, im Hause, gemeinhin gebräuchlichen, mehr oder minder umfangreichen Koffer und „Laden“ zu betrachten sein. Natürlich sind dabei von jenen Behältern zunächst alle diejenigen auszuschliessen, welche entweder in äusserst flachen oder doch nur wenig erhobenen, zumeist viereckigen und mit Email ausgestatteten Tafeln bestehen,<sup>1</sup> sondern nur die in Betracht zu ziehen, die sich als förmliche „Schreine“ darstellen. Freilich ist hierbei vorweg zu bemerken, dass sich gerade von solchen Schreinen — so viel ihrer auch im Verlaufe der Zeit und sonderlich nach der Eroberung von Constantinopel durch die Kreuzfahrer ins Abendland gekommen sein mögen — doch nur wenige erhalten haben, deren griechische Abstammung über jeden Zweifel erhoben ist.<sup>2</sup> Indess ist bei der äusserst frühen Verbreitung, die der Reliquienkultus vorzugsweise in Byzanz fand,<sup>3</sup> wohl

<sup>1</sup> Beispiele dieser Art bei Didron. *Annales* V. S. 326; XVIII. S. 125. A. Becker und J. v. Hefner. *Geräthschaften des christlichen Mittelalters* II. Taf. 40. P. Lacroix et F. Seré. *Le livre d'or des métiers. Histoire de l'orfèvrerie-joailliers etc.* Paris 1850. S. 22. F. Kugler. *Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte*. I. S. 634. u. a. m. *Jahrbuch der k. k. österr. Central-Commission etc.* III. — <sup>2</sup> Manches der Art mag wohl noch in einzelnen Kirchen verborgen sein. Von den mir bekannten publicirten Reliquien-schreinen wage ich keinen einzigen als wirklich byzantinisch zu bezeichnen. Höchst wahrscheinlich ist es indess, dass sich die frühesten, aus romanischer Epoche datirenden Kästchen nur wenig von letzteren unterschieden und dass wir darunter selbst Einzelnes romanisch nennen, was in der That griechisch ist und umgekehrt. Somit nennen wir nur als Beispiele für die Form überhaupt die Abbildungen bei Du Sommerard. *Les arts au moyen-âge* IV. chap. XIV u. V. A. Becker und J. v. Hefner. *Geräthschaften* I. Taf. 12 (vermuthlich ein Ciborium), Taf. 52 (vielleicht gar indisch); II. Taf. 26. J. A. Worsaae. *Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kyobenhavn*. Kyobenhavn 1858 S. 138 Fig. 523; S. 139 Fig. 524; Fig. 525; S. 140 Fig. 526. Viollet-le-Duc. *Dictionnaire raisonné du mobilier français etc.* Paris 1858 S. 215 ff.; S. 231; auch sonst häufig bei G. Schmidt. *Kirchenmöbel*, Ernst aus'm Werth. *Denkmale etc. des Rheinlandes*, F. Bock. *Das heilige Köln*, u. A.; das von dem zuletztgenannten Verfasser in „*Der Reliquienschatz des Liebfrauen-Münsters zu Achen*“ S. 21 No. 8 besprochene und abgebildete Reliquiarium „des heiligen Anastasius“ trägt das entschiedene Gepräge einer neugriechischen Arbeit. — <sup>3</sup> „Ausgehend von der Verehrung der Gräber der Märtyrer war dieser Kultus schon im vierten Jahrhundert allgemein verbreitet

anzunehmen dass dort auch zuerst diese Behälter an und für sich ihre formale Ausbildung erhielten und solche dann ohne Weiteres im Abendlande nachgeahmt ward, also dass auch die hier noch vorhandenen frühesten Reliquiarien gewissermaassen einen Ersatz für den Mangel echtgriechischer darboten.

a. Diese frühesten Reliquienschreine, und zwar namentlich diejenigen welche nur Theile von Heiligen umschliessen, bewahrten etwa bis zum zwölften Jahrhundert vorherrschend die Form theils kleiner Koffer nach Art der ältesten Sarkophage, theils runder oder mehrflächiger Büchsen mit einem kegelförmigen Deckel, theils ziemlich flacher oblonger Kästchen. In allen diesen genannten Fällen, wozu, jedoch nur als Besonderheit, manche eigene Gestaltung kam, bestehen sie entweder aus Kupfer oder aus Holz oder Elfenbein. Dabei sind die kupfernen, die nun hauptsächlich die Gestalt der ältesten viereckten mit Giebeldach versehenen Sarkophage nachahmen, fast durchgängig sehr stark vergoldet, ringsum mit Gravirungen und figürlichen Darstellungen in Emailmalerei verziert; die von Holz oder Elfenbein aber gewöhnlich sehr reich ausgeschnitzt und erstere zuweilen noch überdies farbig bemalt oder theilweis vergoldet. Alle noch sonstige Durchbildung derselben (etwa seit dem dreizehnten Jahrhundert) gehört, was nicht zu bezweifeln steht, ausschliesslich den westlichen Ländern an.<sup>1</sup> —

b. Endlich sind hier von den bereits oben als mehr für den Zweck der Veranschaulichung der ornamentalen Ausstattungsweise des Geräthlichen überhaupt, näher bezeichneten Kleingeräthen zunächst die noch hie und da aufbewahrten kostbaren Kreuze hervorzuheben (S. 142). Indem es dafür genügen mag auf einige von ihnen nur hinzuweisen,<sup>2</sup> sei hinsichtlich der Darstellung des gekreuzigten Christus bemerkt, dass diese nicht vor dem fünften Jahrhundert in Aufnahme kam und kaum vor dem siebenten allgemeynere Verbreitung fand.<sup>3</sup> — Nächst den nur zur Auf-

und bereits Theodosius erliess ein Verbot der Reliquientranslokation.“ Vergl. übrigens, hinsichtlich der Verbreitung des Kultus u. s. w. W. Augusti. Handbuch III. S. 682—692. L'abbé Texier. Dictionnaire de l'orfèvrerie. S. 1316 ff. W. Pugin. Glossary of ecclesiastical ornament s. v. Reliquary. Didron. Annales VIII. S. 146. M. de Caumont. Abécédaire etc. (3. edit.) S. 235. Viollet-le-Duc. Dictionnaire du mobilier français S. 63 ff.; S. 210 ff. K. Weiss. Ueber Reliquienschreine in „Mittheilungen der k. k. österreich. Central-Commission I. (1856) S. 77 ff.

<sup>1</sup> Das Nähere darüber auch abbildlich im folgenden Abschnitt. — <sup>2</sup> Abbildungen bei Didron. Annales V. S. 318; insbes. A. Schaepkens. De la croix byzantine de l'empereur grec Romanus, donné par l'empereur Philippe de Souabe a l'église Notre-Dame de Maestricht etc. u. Didron. Annales III. S. 558 ff. — <sup>3</sup> Vergl. darüber bes. F. Piper. Ueber den christlichen Bilderkreis. Ein Vortrag u. s. w. Berlin 1852 S. 24 ff.; M. de Caumont. Bulletin monumen-



stellung in der Kirche bestimmten Kreuzen und „Crucifixen,“ bediente man sich des Vortragekreuzes oder „*Crua gestatoria*.“ Dies, anfänglich nur eine Auszeichnung der höchstgestellten Geistlichkeit, wurde seit dem elften Jahrhundert auch den Metropolitanen und sodann, seit Gregor IX., allen Erzbischöfen zugestanden. Die griechischen Patriarchen jedoch machten davon nur selten Gebrauch und zogen vielmehr die gleiche Anwendung eines brennenden Candelabers, des sogen. „*Lampaduchon*“ vor.<sup>1</sup>

c. Ein zweites hier zu erwähnendes Geräth ist ein reich ausgestatteter Fächer („*Flabellum*“ und „*Ripidion*“), das der beim Abendmahl fungierende Diakon zur Abwehr der Fliegen von der heiligen Speise trug und in der griechisch-katholischen Kirche noch gegenwärtig zu tragen pflegt. Derselbe erhielt zumeist die Gestalt eines sechsflügeligen Seraphim.<sup>2</sup> —

5. Von ganz besonderer Wichtigkeit für die nähere Vergegenwärtigung des byzantinischen Mobiliars sind die zum Theil noch wirklich vorhandenen, theils in Abbildung erhaltenen Kirchenstühle der Bischöfe. Sie schliessen sich ihrer Grundform nach unmittelbar an die bei den späteren Römern für grössere Marmorsessel vorherrschend beliebte Gestaltung an und wechseln dieselbe in der Folge nach Maassgabe der Veränderung, welche die Architektur erfuhr.<sup>3</sup>

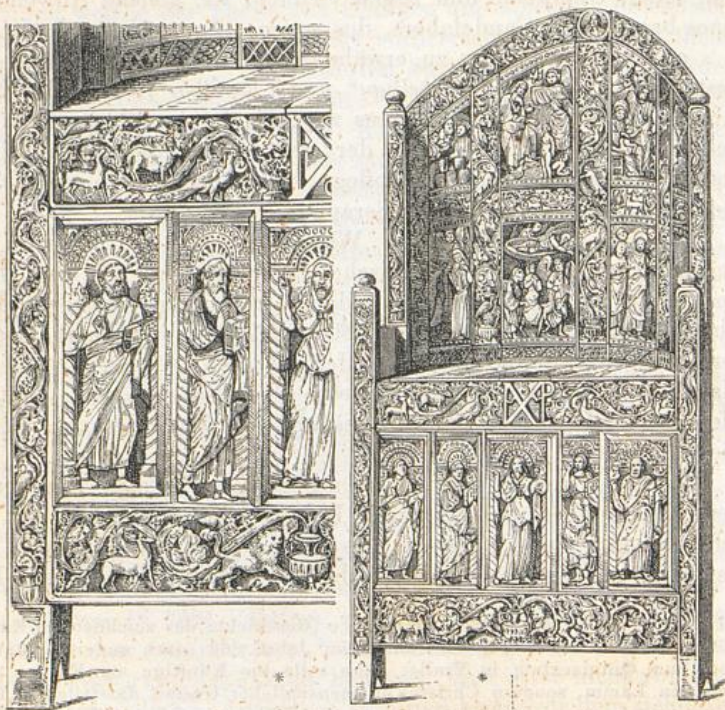
a. Einer der ältesten solcher Sessel, sieht man von den in den Katakomben ausgehauenen Lehnssesseln ab (S. 44), ist der schon oben vorweg berührte Bischofsstuhl des *Maximian*<sup>4</sup> in der von eben diesem Bischof im Jahre 547 feierlichst eingeweihten

tal X. S. 130: S. 135. Nach G. Fiorillo (Geschichte der zeichnenden Künste. Göttingen 1798. I. S. 54) verordnete im Jahre 660 (nach anderen 692) das Concilium Quinisextum in Trullo, man solle ins Künftige am Kreuze nicht mehr ein Lamm, sondern Christus in menschlicher Gestalt darstellen. „Diese Bilder waren immer bekleidet und mit vier Nägeln versehen.“ Nach J. Elssner (Neueste Beschreibung u. s. w. S. 303) gestatten die Griechen überhaupt kein Crucifix.

<sup>1</sup> W. Augusti. Handb. d. christl. Archäologie I. S. 199. — <sup>2</sup> W. Augusti a. a. O.; III. S. 236; vergl. S. 536 (5). — <sup>3</sup> Schon weniger scheint dies bei den Bischofstühlen der abendländischen Kirche der Fall gewesen zu sein, wo man dafür bei weitem länger, wohl bis zum zwölften Jahrhundert, die alterthümlich römische Form bewahrte. Vergl. dazu unt. and. die noch erhaltenen Sessel der Art.: St. Vigor in Bayeux bei M. de Caumont. Abécédair S. 248; in der Domkirche zu Parenzo in Istrien bei F. Heider. Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats. I. S. 500; der Patriarchensitz zu Aquileja bei Demselben a. a. O. S. 44 Taf. XVII bis XVIII; Didron. Annales II. S. 176 (wo es freilich schon als eine Wiedergeburt der klassischen Form zu betrachten ist); zu Canosa bei X. Willemin, Monuments franc. inéd. I. T. 5. — <sup>4</sup> Vergl. Du Sommerard. Les arts au moyen-âge Tom I. Ser. I. (chap. V u. XII) Pl. XI. F. v. Quast. Die altchristlichen Bauwerke zu Ravenna S. 37. F. Kugler. Handbuch d. Kunstgesch. 2te Auflage. S. 387.

Kirche S. Vitale in Ravenna. Derselbe bewahrt noch im Wesentlichen die Gestalt der römischen Sessel, besteht jedoch nicht (wie diese gewöhnlich) aus Marmor, sondern aus vielen kleinen ausgeschnitzten Elfenbeinplatten (*Fig. 73* mit Detail). Diese lassen hinsichtlich der Technik drei verschiedene Hände erkennen.

Fig. 73.



X. A. v. K. v. A.

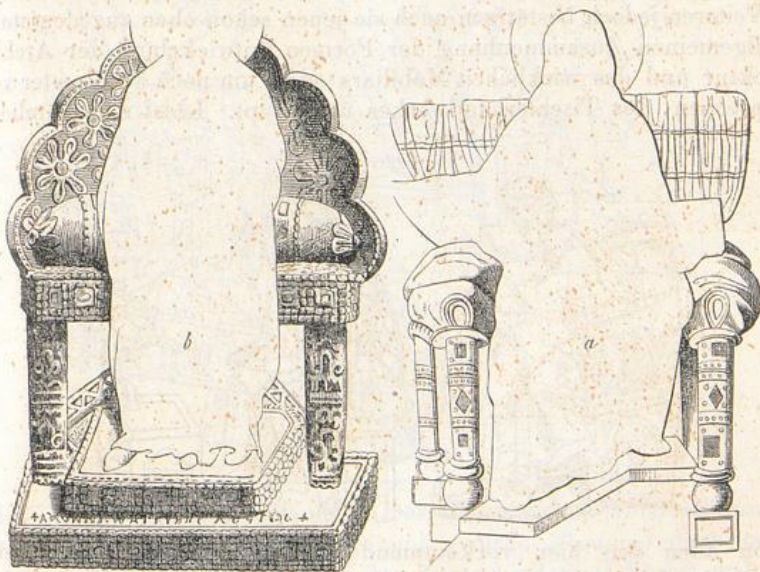
Denn während einzelne von diesen Plättchen noch an die bessere Behandlungsweise der spätrömischen Zeit erinnern, erscheinen die Tafeln der Rückenlehne schon um ein Beträchtliches geringer und endlich die der Vorderwand, obschon nicht ohne grosse Sorgfalt, leblos und conventionell ausgeführt.

b. Ein zweites interessantes Beispiel eines reich ausgestatteten Sessels enthält das schwer zu datirende grosse Mosaikgemälde der Kirche S. Pudenziana in Rom<sup>1</sup> (*Fig. 74 a*). Obgleich sich

<sup>1</sup> Dass dieses Bild noch dem vierten Jahrhundert angehören könne, wie vermuthet wird, bezweifle ich sehr. Höchstwahrscheinlich ist es nicht vor der Epoche Justinians, vielleicht ziemlich gleichzeitig mit der Wiederherstellung

auch noch in der diesem Stuhl eigenen Durchbildung der Form, bei aller Verschiedenheit mit jenem ersteren, eine gewisse Reminiscenz an die römische Form nicht verkennen lässt, entspricht dessen durchgängige ornamentale Beschaffenheit schon völlig jenem rein äusserlichen asiatisirenden Prachtaufwand, welcher sich bei dem Wiederaufbau der Agia Sophia entfaltetete. Folgt man nämlich der Färbung des Sessels, wie solche das Mosaikbild zeigt,<sup>1</sup> so hat man sich diesen, durchaus ähnlich wie den Altartisch jener Kirche (S. 147), als gänzlich von Gold und mit farbigen Edelsteinen besetzt zu denken; versehen mit bunt gemusterten

Fig. 74.



Polstern und reich drapirter Rückenlehne. — Noch andere gleichfalls in Mosaiken mehrfach verbildlichte Kirchensessel, doch aus dem Verlauf bis zum zwölften Jahrhundert,<sup>2</sup> bewegen sich in der Form und Ausstattung gewissermaassen zwischen den beiden eben berührten Gestaltungen. — Endlich finden sich auch noch auf einigen Elfenbeinwerken aus späterer Zeit kirchliche Pracht-

der Agia Sophia oder der Weihung von S. Vitale in Ravenna entstanden; vgl. indess F. Kugler. Geschichte der Malerei. 2. Auflage. I. S. 47.

<sup>1</sup> Gally Knight. The ecclesiastical architecture etc. I. — <sup>2</sup> Vergl. die in den oben S. 58 angeführten Werken enthaltenen Abbildungen altchristlicher Mosaiken, bes. die freilich wenig detaillirten Darstellungen bei G. Guttensohn und M. Knapp. Denkmale christlicher Religion etc.

stühle dargestellt, in denen bereits eine völlige Entartung von der ursprünglich römischen Form, ja bis zum Barocken zu Tage tritt. Dahin gehört insbesondere die Platte eines Diptychon mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, deren Verfertigung höchst wahrscheinlich in den Zeitraum vom achten Jahrhundert bis zum elften Jahrhundert fällt (*Fig. 74 b*).

c. Anschliessend an diese Verbildlichungen vergegenwärtigen einzelne byzantinische Miniaturen des elften oder zwölften Jahrhunderts<sup>1</sup> die bis zu dieser Zeit in der Gestaltung auch noch anderweitiger Mobilien stattgehabte Veränderung. Zudem scheint dass die Verfertiger dieser Gemälde ihre Vorbilder mehr dem Bereich der Alltäglichkeit, wie dem des kirchlichen Lebens entlehnten. Im Weiteren jedoch bestätigen auch sie jenen schon oben angedeuteten allgemeinen Zusammenhang der Formen-Entwicklung der Architektur und des wirklichen Mobiliars oder, um noch bestimmter zu sprechen, des Tischlerhandwerkes überhaupt. Lässt man nämlich

*Fig. 75.*



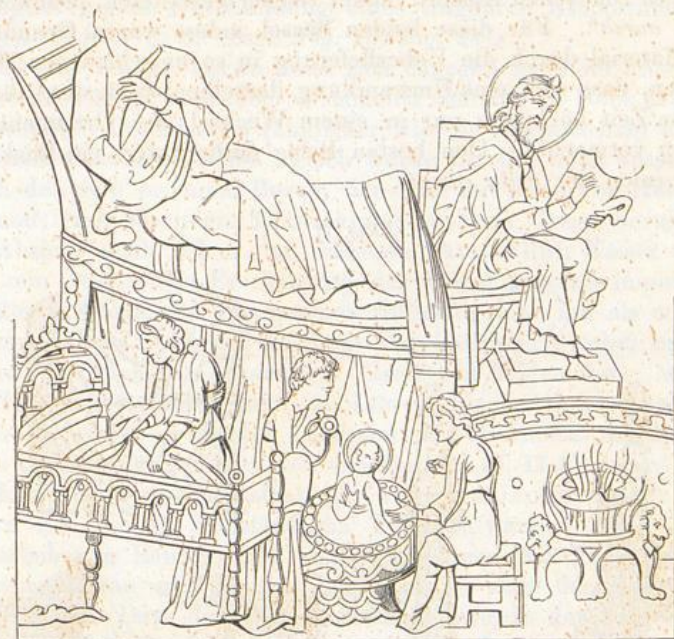
von allen den hier vorkommenden Formen von Zimmermobilen einzelne — wie man solche für Stühle (*Fig. 75 b*), Schreibpulte (*Fig. 75 c*) u. a. in Anwendung brachte — als ausnahmefällige Besonderheiten der Willkür und Laune auf sich beruhen, zeigt sich dass man auch auf diesem Gebiet in der That vorherrschend dem in der Baukunst bis zu eben dieser Epoche noch weiter entfalteten System der Verbindung von Halbkreisbögen mit einer oder mit mehreren Säulen in ziemlicher Treue nachgefolgt war (*Fig. 75 a*; *Fig. 76*). — Nur beiläufig sei hier noch in Betreff der Lagerstätten hervorgehoben, dass man sich dieser nicht mehr, wie dereinst, gemeinhin an Stelle der Sessel bediente,

<sup>1</sup> Seroux D'Agincourt. Peint. I. Taf. LIX ff.

sich nicht mehr wie früher zum Speisen legte,<sup>1</sup> sondern sie überhaupt nur noch als Lager im heutigen Sinne benutzte (vergl. Fig. 76). —

6. Für die Anwendung förmlicher Schränke und deren kostbare Ausstattung spricht die Erwähnung eines Schrankes, der

Fig. 76.



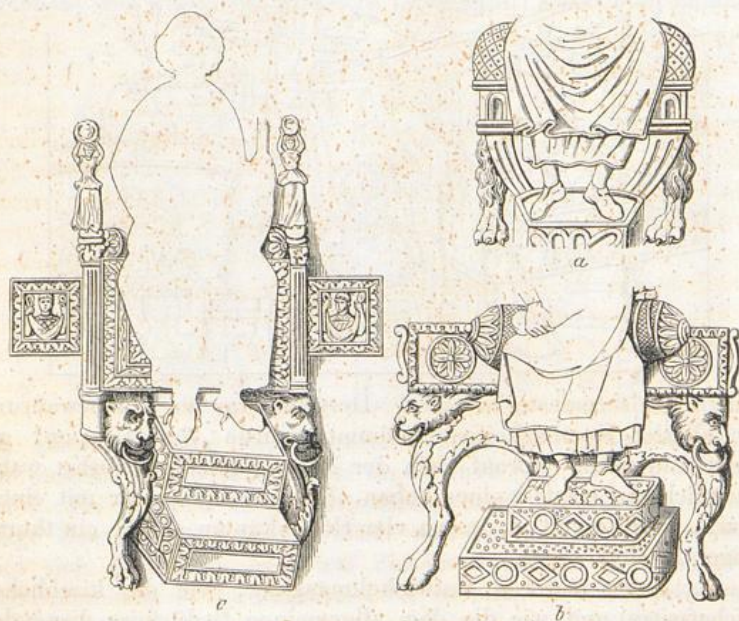
sich im Kaiserpalaste befand.<sup>2</sup> Derselbe war zur Aufbewahrung von allerlei Kostbarkeiten bestimmt, wurde „*Pentapyrgium*“ genannt und hatte (worauf auch der Name hindeutet) höchst wahrscheinlich die Gestalt eines hohen oblongen Baues der mit einem Thurm endigte und an dessen vier Höhenkanten sich je ein thurmartiger Ausbau erhob. —

C. Einen anderen Entwicklungsgang, wie die kirchlichen Bischofssitze und wie die dem allgemeinen Bedürfniss dienenden

<sup>1</sup> So wird es z. B. von dem Gesandten Liudprand, wo er von dem schon oben (S. 145) beschriebenen Gastmahl der griechischen Kaiser spricht, als eine Ausnahme bemerkt, „dass man dabei nicht wie gewöhnlich sitze, sondern liege.“ Dies geschah hier unfehlbar in Erinnerung des alten Gebrauchs bei den Agapen oder Liebesmahlen, zugleich als Nachahmung des hl. Abendmahls. — <sup>2</sup> Georg. Monach. de Theophilo c. 5 bei K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter III. S. 155 Anmrkg.

Zimmernobilien, mussten die mit den staatsamtlichen Würden als Insignien verbundenen Sessel — die Ehrenstühle der Magistrate und der Thronstuhl der Kaiser — durchmachen. Sie fanden ihr unmittelbares Vorbild einerseits an der bei den Römern seit Alters gebräuchlichen „*Sella curulis*“, andererseits an der vermuthlich von Caesar eingeführten und danach bereits von den jüngeren römischen Kaisern immer reicher gestalteten, prunkenden „*Sella aurea*“. Für diese beiden Sessel indess waren Grundform und Material durch die Ueberlieferung in so entschiedener Weise gegeben, dass sich eine Umwandlung derselben wenigstens für die nächste Zeit höchstens nur in einem Wechsel des Ornaments zu äussern vermochte. Den besten Beleg dafür liefert ein Blick auf die Formen der *Sella curulis*.

Fig. 77.



1. Vergleicht man nämlich die Darstellungen auf den Consular-Diptychen <sup>1</sup> (Fig. 77) mit den zum Theil noch wirklich erhaltenen bronzenen Sesseln dieser Art (Fig. 23), zeigt sich deutlich, dass man so lange das Consulat überhaupt wahrte, die alte Form

<sup>1</sup> Die Literatur darüber s. oben S. 69 Note 3.

durchaus beibehielt und nur durch Hinzufügung einzelner Ornamentstücke bereicherte. Je älter diese Darstellungen sind um so enger schliessen sie sich dieser althergebrachten Form an (*Fig. 77 a*). Und auch noch die jüngsten unter ihnen (etwa aus dem fünften und sechsten Jahrhundert) lassen bei aller Verschiedenheit ihrer Ausstattung im Einzelnen, noch immer die der *Sella curulis* ursprünglich eigene Durchbildung eines tragbaren Klappstuhls erkennen (*Fig. 77 b. c*; vergl. *Fig. 23. Fig. 24*).

2. Der Kaiserthron hatte sich dagegen mehr im Anschluss an die auch sonst von den vornehmen Ständen in Rom häufiger angewandten Prachtsessel (ähnlicher wie die Bischofssitze) zu besonderem Glanze entfaltet. Doch wurde für ihn noch ausserdem durch den rein profanen Bezug, den man mit jenen von Haus aus verband, eine besondere Entwicklung geboten. Diese beruhte in der Absicht auch schon der früheren römischen Kaiser durch ihre rein äusserliche Erscheinung der Umgebung zu imponiren. Hierdurch erhielt der Thron schon frühzeitig eine ihm als solchen kennzeichnende, überaus kostbare Durchbildung, wobei man es vermuthlich nicht an plastischen Zierrathen fehlen liess, welche die Herrschaft symbolisirten, wie Löwenbilder u. dgl. Als sodann später aus gleichem Grunde *Diocletian* und *Constantin* das orientalische Ceremoniel an ihrem Hofe einführten<sup>1</sup> (S. 17 ff.), ward aber, wie kaum zu bezweifeln steht, der orientalische Herrscherthron mit seinem vollständigen Prachtaufwand — mit seiner hochehobenen Estrade und seinem goldenen mit Teppichen behangenen Divan und seinem Baldachin — statt der *Sella aurea* gebräuchlich. Dass dies wenigstens in *Byzanz* in der Folge wirklich der Fall war und wie man sich hier dann in der That bemühte nicht hinter dem Orient zurückzubleiben, kann allein schon der Umstand beweisen, dass der Kaiser *Theophilus* den Mathematiker *Leo* anwies ihm einen Thron durchaus nach dem Muster des am Hofe des Abbassiden *Moktabers* zu Bagdad befindlichen, überaus künstlichen Throns herzustellen.<sup>2</sup> Jenen Thron sah etwa dreissig Jahr später, im Jahre 949, der bereits mehrfach genannte Gesandte des Kaisers Berengar, *Liudprand*, beim *Constantin Porphyrogenitus* und theilt darüber Folgendes mit:<sup>3</sup> „Vor dem kaiserlichen Thron erhob sich ein eherner vergoldeter Baum, auf dessen Zweigen verschiedene Arten von Vögeln sassen, die, von vergoldetem Erze gebildet, je nach der ihnen eigenen Weise ihren

<sup>1</sup> S. oben S. 18. — <sup>2</sup> Vergl. D. Fiorillo. *Gesch. d. zeichnenden Künste* I. S. 63; dazu K. Schnaase. *Geschichte der bildend. Künste im Mittelalter*. I. S. 155. — <sup>3</sup> *Liudprand. Buch der Vergeltung*. VI. c. 5.

Gesang ertönen liessen. Der Kaiserthron selbst war so künstlich gebaut, dass er bald niedrig und gleich darauf wieder hoch erhoben erschien. Vor ihm standen gleichsam als Wächter grosse mit Gold überzogene Löwen, von denen ich aber nicht sagen kann, ob sie von Holz oder von Metall waren, die mit dem Schweife den Boden schlugen und mit weit geöffnetem Rachen, die Zunge bewegend, laut aufbrüllten. In diesen so ausgestatteten Saal ward ich, gestützt auf zwei Eunuchen, vor das Antlitz des Kaisers geführt. Als ich eintrat brüllten die Löwen und die Vögel zwitscherten. Ich jedoch wurde weder von Furcht noch von Erstaunen übermannt, da ich mich vorher nach alledem bei den Leuten, die davon wussten, auf das Genaueste erkundigt hatte. Nachdem ich zum drittenmal vor dem Kaiser zur Erde niedergefallen war und hierauf meinen Kopf erhob, sah ich ihn, den ich früher auf einer mässigen Erhöhung gesehen hatte, fast bis zur Decke empor gehoben und anders bekleidet, wie vordem (vergl. S. 90). Wie sich dies aber zugetragen fasse ich nicht, es sei denn etwa dass er nach Weise der beim Keltern verwendeten Bäume gehoben war.<sup>1</sup> Dabei sprach der Kaiser kein Wort; auch wäre es, hätte er reden wollen, bei der Entfernung nicht thunlich gewesen. Dagegen aber erkundigte er sich durch seinen Logotheten oder Kanzler nach Berengars Leben und Befinden. Als ich darauf geantwortet hatte, trat ich auf ein Zeichen des Dolmetschers ab und wurde in eine Herberge geleitet.<sup>4</sup> —

3. An die Betrachtung obiger Geräthe würde sich füglich die Darstellung der noch sonst mit dem staatlichen Leben enger verknüpften Geräthschaften, wie der verschiedenen Strafwerkzeuge und Kriegsgewerthe anreihen lassen. Jedoch liegt über deren Ausbildung im Einzelnen wenig Bestimmtes vor, so dass es fast scheint als habe man sich hierin lange vor *Constantin* bis zum vollen Genügen erschöpft.

a. Hinsichtlich der Strafwerkzeuge dürfte dies ganz insbesondere gelten. Zu ihrer mannigfaltigsten und raffinierten Durchbildung hatte allein schon die Christenverfolgung die trübe Gelegenheit abgegeben.<sup>2</sup> Zudem aber bot auch der Orient selbst in

<sup>1</sup> Also, wie Liudprand meint — was auch gewiss seine Richtigkeit hat — vermittelt einer Schraube, nach Art der Kelterpressen. — <sup>2</sup> Wem es um eine nähere Kenntniss der verschiedenen Todesarten der Märtyrer u. s. w. zu thun ist, findet die reichste Belehrung in den allerdings erst später (zwischen dem 7. und 10. Jahrhundert) verfassten Martyrologien; s. z. B. das Martyrologium von Addo, Erzbischofs zu Vienne; herausg. von J. Mosander. Köln 1589; noch andere Martyrologien, gesammelt und herausgegeb. von Canisius (1652 und 1697); ferner dergl. von Lucas Dachery; von M. F. Beck u. a. m.



dem ihm von jeher eignen äusserst barbarischen Strafverfahren solche Auswahl von Strafmitteln dar, dass man bei aller Grausamkeit, mit der man auch zu verfahren pflegte, kaum noch Veranlassung finden konnte irgend auf neue Marter zu denken.<sup>1</sup> — Von den sonst allgemein üblichen Strafen ward nur und zwar schon von *Constantin*, in Erinnerung an den Tod Christi, die Strafe der Kreuzigung abgeschafft.<sup>2</sup>

b. Die vorherrschenden Kriegsgeräthe blieben unfehlbar nach wie vor die schon von den Römern den Griechen entlehnten<sup>3</sup> oft umfangreichen Wandelthürme, die „Schildkröten“, „Widder“ u. s. f., und in Rücksicht der Wurfgeschütze, die „Ballisten“ und „Kotapulten.“ Zu diesen kam unter *Constantin* noch eine gewaltige Schleudermaschine, der „Onager“<sup>4</sup> und, jedoch erst im achten Jahrhundert, das sogenannte „griechische Feuer.“ Letzteres, wie angenommen wird, war die Erfindung eines Syriers, *Kallinikus*, der sich aus dem Dienst des Kalifen nach Byzanz gewendet hatte, wo er sein Geheimniss anbrachte.<sup>5</sup> —

4. Zu noch anderen Staats-Geräthen, die etwa hier zu erwähnen sein würden, zählten die kaiserlichen Fuhrwerke und die gleichfalls von den Kaisern wie von den Vornehmen überhaupt nach dem Vorbild des Orients angewendeten Tragesänften. Für die prachtvolle Ausstattung auch dieser Geräthe vermag schon allein der oben berührte kostbare Wagen des *Arkadius* ein immerhin allgemein gültiges Beispiel zu geben (S. 88). Im Uebrigen war schon von *Constantin* den höchsten Beamten, den „*Illustres*“, als besondere Auszeichnung der Gebrauch eines eigenen Fuhrwerks, des „*Carpentum*“, verstattet worden.<sup>6</sup> Es war dies ein zweirädriger Wagen mit ringsum geschlossenem Wagenkasten und einem Verdeck von Teppichen.<sup>7</sup> — Ohne über noch weitere Wä-

<sup>1</sup> Von den bei den Byzantinern üblichen unmenschlichen Strafen u. Martern liefert ein hinreichendes Bild E. Gibbon. Geschichte etc. an vielen Stellen, bes. XV. (cap. LII) S. 29; S. 31; S. 62; S. 65; S. 67 ff.; auch F. Manso. Leben Constantins S. 217 ff. Sonst aber vergl. über Strafen u. s. w. im Allgemeinen das voluminöse Werk von Jacob Döpler. *Theatrum poenarum, suppliciorum et executionum criminalium* oder Schauplatz derer Leibes- und Lebensstrafen, welche nicht allein vor Alters bei allerhand Nationen und Völkern in Gebrauch gewesen, sondern auch noch heut zu Tage in allen 4 Welttheilen üblich sind u. s. w. Sondershausen 1793. 2 Bde. — <sup>2</sup> Die sämtlichen Stellen darüber gesammelt bei J. Döpler a. a. O. II. S. 526. — <sup>3</sup> Das Nähere darüber nebst der betreffenden Literatur s. in m. *Kostümkunde*. Handb. etc. II. S. 914 ff.; S. 1344 ff. — <sup>4</sup> Doch war auch dieser Onager, nach Ammian Marcellin (XXIII. 4) keine eigentlich neue Erfindung, sondern der alte „jetzt nur mit dem Namen „Onager“ belegte „Scorpion.“ — <sup>5</sup> E. Gibbon. *Gesch. des Verfalles* etc. XV. (cap. LII.) S. 13; S. 25 ff. — <sup>6</sup> Siehe meine *Kostümkunde*. Handbuch etc. II. S. 1054. — <sup>7</sup> Vergl. Anthoni Rich. *Dictionnaire des antiquités romaines et grecques* etc. traduit de M. Chéruel. Paris 1859

gen näher unterrichtet zu sein, erhellt aus anderweitiger Nachricht, dass man dort selbst zu grösseren Reisen nicht ausschliesslich Fuhrwerke, sondern auch Tragesänften benutzte. So unter anderem wird erzählt, dass eine reiche griechische Dame um ihren angenommenen Sohn, den späteren Kaiser *Basil*, zu besuchen, den Weg von Patras, wo sie wohnte, bis nach Byzanz (etwa 500 Meilen) in einer Sänfte zurücklegte, welche zehn starke Diener trugen und dass sie, zu deren Ablösung, eine Begleitung von nicht weniger als 300 Sklaven mit sich führte.<sup>1</sup>

D. Ueber die etwa in Byzanz stattgehabte Ausbildung der römischen Musikinstrumente fehlt es an sicheren Nachrichten. Wie es scheint fanden die Byzantiner an der Ausübung der Musik namentlich aber während der späteren Verflachung der Künste im Allgemeinen überhaupt kein tieferes Gefallen. Dagegen ist es bemerkenswerth, dass gerade bei ihnen die schon bei den Tuskern — ob vielleicht durch griechische Künstler? — erfundene Orgel<sup>2</sup> nicht allein eine günstige Aufnahme fand, sondern wie anzunehmen ist, eine durchgreifende Verbesserung erfuhr. So wenigstens

Fig. 78.



scheint aus den unteren Reliefs am Obelisk des *Theodosius* mit Gewissheit hervorzugehen, dass sie für das Auspressen der Luft an Statt der sonst üblichen Wasserpresse, die Trittblasebälge zuerst anwendeten<sup>3</sup> (Fig. 78). Ueberdies wird noch ausdrücklich

S. 116; dazu J. C. Ginzrot. Die Wagen und Fuhrwerke der Griechen und Römer etc. München 1817. M. v. Abbildn.

<sup>1</sup> E. Gibbon a. a. O. XV. (cap. LIII.) S. 170 ff. — <sup>2</sup> Vergl. Ph. Büttmann. Beitrag zur Erläuterung der Wasserorgel und der Feuerspritze des Hero und des Vitruv etc.; dazu: meine Kostümkunde. Handb. II. S. 1317; dann insbesondere J. Antony. Geschichtliche Darstellung der Entstehung und Vervollkommnung der Orgel. Münster 1832. Anthes. Die Tonkunst im evangelischen Kultus. Berlin 1846. S. 42 ff. W. Augusti. Handbuch I. S. 405. — <sup>3</sup> S. E. Cousemaker. Les instruments de musique in Didron. Annales III. S. 277 ff. Die daselbst enthaltenen Abhandlungen desselben Verf. sind auch besonders abgedruckt unter dem Titel „Histoire des instruments de musique au moyen-âge. av. 200 Fig. Paris.“ —

bezeugt, ihre besondere Geschicklichkeit im Orgelbauen bestätigend, dass der byzantinische Kaiser *Constantinus Copronimus* um 757 dem fränkischen Könige *Pipin d. K.*, und ferner, dass *Constantin Michael* an *Karl d. Gr.* eine Orgel zum Geschenk übersendeten. Letztere wurde (das erste Beispiel in der abendländischen Kirche) im Dome zu Aachen aufgestellt.<sup>1</sup> — Wenn nun aber die Byzantiner dieses volltönende Instrument trotz jener besagten Vervollkommnung stets nur bei weltlichen Festlichkeiten, hingegen (bis auf den heutigen Tag)<sup>2</sup> niemals bei kirchlichen Feiern gebrauchten, dürfte hinwieder auch dieser Umstand auf ihre immerhin nur sehr geringe Empfänglichkeit für die Musik schliessen lassen.

In ziemlich nahe Verbindung damit ist dann auch die Weise zu setzen, in der man in der griechischen Kirche die Gläubigen zu versammeln pflegt. Dies geschieht, ungeachtet dazu in der abendländischen Kirche mindestens seit dem neunten Jahrhundert metallene Glocken<sup>3</sup> in Gebrauch kamen, noch bis auf die Gegenwart grösstentheils entweder durch Schlagen metallener Schienen oder aber eines frei hängenden hölzernen Brettes. Auch bediente man sich Statt dessen überaus einfacher Klangmittel: theils förmlicher Klapperinstrumente, „*Symanteria*“ genannt, die gleich einer Knarre herumgedreht wurden,<sup>4</sup> theils grosser Hörner oder Trompeten. Noch heute finden sich im Abendlande in einzelnen Kirchen und Sammlungen zumeist aus Elefantenzahn geschnitzte, oft reich bebilderte Hörner,<sup>5</sup> von denen es nicht unwahrscheinlich ist, dass sie einst dazu benutzt worden sind. Im Ganzen indess lässt sich gerade bei diesen noch erhaltenen Instrumenten nicht immer mit voller Gewissheit bestimmen, ob sie in Wahrheit von Byzantinern oder etwa von Arabern oder aber im Abendlande ihre Entstehung gefunden haben, wobei es zugleich noch glaublicher ist, dass man sich ihrer doch vorzugsweise im Kriege und auf der Jagd bediente (vergl. *Fig. 79 a. b. c; Fig. 80*). — Zu

<sup>1</sup> W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie. I. S. 407 ff. — <sup>2</sup> J. Elssner. Neueste Beschreibung etc. S. 277 Anmerk. — <sup>3</sup> Näheres zur Geschichte der Glocken bei W. Augusti. Handbuch. I. S. 399; S. 400 ff.; III. S. 302; S. 350. H. Otte. Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie. 3. Auflage. S. 44 ff. — <sup>4</sup> Didron. Annales. XVII. S. 57; S. 104 ff. Mit Abbildungen. — <sup>5</sup> Vergl. F. Bock. Ueber den Gebrauch der Hörner im Alterthum in G. Heider u. s. w. Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats II. S. 27 ff. M. Abbildungen, zu welchen letzteren wir indess noch eine beträchtliche Anzahl hinzufügen könnten, so z. B. bei J. B. Waring and F. Bedford. Art treasures of the United Kingdom etc. Sculpt. bei A. Worsaae. Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn. S. 158 No. 557 a. b. B. Scott. Antiquarian Gleanings in the North of England. Pl. XV u. A. m.

dem allen steht kaum zu bezweifeln dass sämtliche im westlichen Rom bis zu der Zeit Constantins bekannten, mannigfaltigen Tonwerkzeuge <sup>1</sup> fast ohne Veränderung fortbestanden:

Fig. 79.



E. Schliesslich scheint auch das Bestattungsgeräth und die Behandlungsweise der Todten von der dafür im heidnischen

Fig. 80.



Rom seit Alters üblichen Art und Weise kaum merklich abgewichen zu sein. <sup>2</sup> Da alle hierauf bezüglichen Bräuche ja überhaupt mehr in der Volkssitte ihre tiefere Begründung finden, dazu den Kultus an sich nicht berührten, ausserdem aber das Christenthum eine Verehrung der Todten gebot, hatte sich denn die ursprüngliche Weise auch noch um so eher erhalten können. Als um 959 *Constantin IV.* starb, ward seine Beisetzung nach „altem Gebrauch“ mit dem höchsten Gepränge vollzogen. <sup>3</sup> Sein Leichnam wurde auf kostbar geschmückter Bahre im Palast ausgestellt und von hier aus in langem Zuge, der die verschiedenen bürgerlichen und

<sup>1</sup> S. das Einzelne in meiner *Kostümkunde*. Handbuch II. S. 1316 ff. — <sup>2</sup> S. ausführlich darüber *W. Augusti*. Handbuch der christl. Archäologie III. S. 296 ff. — <sup>3</sup> *E. Gibbon*. Geschichte des Verfalles. XIII. (cap. XLVIII.) S. 93 ff.

militärischen Behörden, die Patricier, den Senat, die Geistlichkeit u. s. w. umfasste, feierlichst nach der Gruft getragen. Bevor er in diese eingesenkt ward, rief ihm ein Herold die Worte zu: „Stehe auf, o König der Welt und folge dem Rufe des Königs der Könige!“ —

1. Zu den hauptsächlichsten Leichengeräthen, an welchen sich der äussere Pomp vorzugsweise entfalten konnte, zählten auch jetzt noch, gleich wie in Rom, die Tragebahnen und Sarkophage. Davon bestanden die ersteren nach wie vor in niedrigen oft reich vergoldeten Gestellen von der Form eines flachen „*Lectus*“, das man bei vorkommendem Gebrauch mit kostbaren Teppichen ausstattete. — Die Tragebahnen der Vornehmen waren in einem besonderen Raum der „*Agia Sophia*“, dem sogenannten „*Scenophylacium*“, aufgestellt. Unter ihnen befanden sich die Bahnen des *Studios* und *Stephanos* und eine, durchaus mit Gold bedeckte, die alle an Reichthum weit überbot.<sup>1</sup> —

2. Die Sarkophage<sup>2</sup> wurden zumeist, wo es die Mittel gestatteten, aus Marmor oder selbst aus Porphyr, bei Aermeren dagegen gewöhnlich von Holz oder gebranntem Thon beschafft. Ganz einfache Särge hatten durchgängig die Gestalt eines viereckigen ziemlich flachen Behältnisses, das sich zum Kopfende hin erweiterte, im Inneren (zur Einlage für den Kopf) mit einer runden Aushöhlung und mit flacher Deckplatte versehen war. Demgegenüber bildeten die Sarkophage der Vornehmen fast ohne Ausnahme eine hohe theils völlig oblonge, theils viereckte nach unten verjüngte Steinkiste mit einem Deckel, welcher entweder giebelförmig oder halbrund oder auch flach mit ebenfalls flachen, doch schrägabfallenden Seiten abschloss. Ausserdem waren bei diesen Särgen meist sämtliche Flächen sauber sculptirt: die Deckel derselben erhielten gewöhnlich einen nur einfach behandelten Schmuck von mancherlei Pflanzenornament, von geometrischen Figuren oder auch (wie bei dem sogenannten „Sarg des Honorius“ zu Ravenna) von dicht neben- und übereinander angeordneten Rundschuppen; dazu mitunter an jede Ecke eine akroterienartige gleichfalls verzierte Ausladung. Die Seitenflächen des unteren Behälters pflegte man architektonisch zu gliedern oder

<sup>1</sup> W. Salzenberg. Die altchristlichen Baudenkmale etc. S. 60. — <sup>2</sup> Vorzügliche Abbildungen ausser in den schon oben S. 37 Note 1 genannten Werken von Aringhi, Bosio u. s. w., bei Seroux D'Agincourt. *Sculpt.* Taf. IV bis VI. M. de Caumont. *Cours d'Antiquités monumentales* P. VI. S. 202. Derselbe. *Abécédaire ou rudiment d'archéologie* S. 42 ff. F. v. Quast. *Altchristliche Bauwerke zu Ravenna*. S. 13. W. Salzenberg. *Altchristliche Baudenkmale etc.* Taf. 36 (Sarkophag der Kaiserin Irene) u. A. m.

aber durch ornamentirte Leisten in viereckte Felder zu theilen und diese mit Arabesken zu füllen. Im ersteren Falle brachte man vorherrschend an jede der vier Hochkanten der Kiste einen Pilaster an und arbeitete die von diesen Pilastern begrenzten Flächen zu rundbogigen, durch Säulchen getrennte Nischen aus. Bei weniger schmuckvoller Ausstattung beließ man die einzelnen Nischen theils glatt, theils begnügte man sich damit nur in die mittelste dieser Nischen irgend ein christliches Symbol z. B. das Bild des kreuztragenden Lammes oder zwei Tauben mit dem Oelzweig oder auch einzig das Monogramm Christi (*Fig. 25*) u. s. w.

Fig. 81.



einzufügen. Bei sehr reichen Sarkophagen indess wurden nicht selten sämmtliche Nischen mit stark erhobenen Reliefs versehen, wozu man entweder Darstellungen aus der heiligen Geschichte oder, was noch häufiger geschah, die Darstellung des thronenden Christus zwischen Aposteln und Märtyrern wählte. Einen Sarkophag dieser Art von besonders reicher Durchbildung bewahrt noch gegenwärtig die Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand. Derselbe ist von weissem Marmor und gehört seiner Entstehung nach höchstwahrscheinlich noch dem vierten oder fünften Jahrhun-

dert an <sup>1</sup> (Fig. 81; Fig. 82). — Im Uebrigen war es nicht ungewöhnlich, dass man die Leichname Vornehmer, so insbesondere

Fig. 82.



die der Kaiser, bevor man sie in den Sarkophag legte, durch einen hölzernen oder bleiernen einfachen Umschlussarg sicherte.

### Zweites Kapitel.

#### Die Neu-Perser

bis zu der Herrschaft der Araber.

Geschichtliche Uebersicht. <sup>2</sup>

Das nach dem Tode Alexanders des Grossen im Orient gegründete Reich der *Seleuciden* war nicht von langer Dauer. Bald

<sup>1</sup> Vergl. F. Heider. Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats. II. S. 27. — <sup>2</sup> S. nächst den betreffenden Stellen bei E. Gibbon. Geschichte des Verfalles u. s. w., J. Burckhardt. Die Zeit Constantins des Grossen S. 112 ff.; K. Schnaase. Geschichte der bild. Künste III. S. 236 ff. besond. John Malkolm. History of Persia. Lond. 1815. 2 Bde. Fol. (2. Aufl. Lond. 1828, Dasselbe deutsch von Becker. Leipzg. 1830) und W. Vaux. Nineveh und Persepolis. Eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens. Uebersetzt von Th. Zenker. Leipzg. 1852. S. 92 ff.; dazu die weiter unten angeführten Reisewerke.

traten wiederum einheimische Könige, obschon zunächst noch abhängig von der syromakedonischen Herrschaft an die Spitze ihrer Stämme, bis dass jene Fremdherrschaft selbst ihrem Gegendruck unterlag. In Persien war dies bereits unter dem dritten Seleuciden, *Antiochus Theos*, der Fall. Hier waren es die Parther, ein an sich nur kleines Volk von vermuthlich skythischer Abkunft,<sup>1</sup> welche die Macht der Griechen brachen, ihren Führer *Aschk* oder *Arsaces* und dessen Geschlecht, die nach ihm benannte Dynastie der Arsaciden, auf den erledigten Thron erhoben. Dann unter manigfachen wechselnden Kämpfen mit den benachbarten Völkerschaften, namentlich aber mit den zahlreichen Nomadenvölkern Mittelasiens, gelang es dem neunten dieses Geschlechts, *Mithradates II. dem Grossen* (127—87 vor Chr.) auch Armenien, Baktrien und die Steppen des südlichen Russlands seinem Scepter zu unterwerfen, ja sein Reich selbst bis gegen Indien und bis an die Grenzen der römischen Provinzen im westlichen Asien auszudehnen. Hierdurch wurden alsbald die Römer zu Kriegen mit den Parthern gedrängt. Den Anfang machte eine Gesandtschaft des Arsaciden *Pacorus* an *Sulla* um das Jahr 60 vor Chr. Geburt. Und dieser folgten nach kaum sieben Jahren, etwa seit 53 vor Chr. jene für das römische Reich so gefahrvollen Feldzüge, in denen die Römer fast stets an der Taktik der parthischen Kriegsführung<sup>2</sup> scheiterten. Sie währten nahe an zweihundert Jahren, bis schliesslich der dreizehnte Arsacide, der König *Artabanus IV.*, nachdem er noch den schwachen *Macrinus* zu schimpflichem Frieden gezwungen hatte, einer in seinem eigenen Reich ausgebrochenen Verschwörung *Ardaschir Babegans* unterlag. *Artabanus* wurde besiegt, gefangen genommen und hingerichtet. Jener, unterstützt von den Persern, bemächtigte sich sofort des Throns, legte sich den glanzvollen Namen *Artaxerxes I.* bei und gründete somit wiederum eine persische Dynastie: die nach Sassan, einem Vorfahren des Usurpators bezeichnete Dynastie der Sassaniden (226 nach Christo). —

Als die Parther das Reich überschwemmt waren sie ein nomadisirendes kräftiges Raub- und Jägervolk, weder mit höherer Civilisation noch mit dem äusserlichen Behagen städtischer Verfeinerung bekannt. Gleichwie indess alle asiatischen Stämme leicht bildsam und empfänglich sind, hatten auch sie sich in kurzer

<sup>1</sup> Vergl. „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.“ Herausgegeben von Ch. Lassen. Bonn 1837 ff. V. S. 538. G. Droysen. Geschichte des Hellenismus. II. S. 326. — <sup>2</sup> Vgl. darüber Th. Mommsen. Römische Geschichte. 2. Aufl. III. S. 326.



Frist die seit lange üppige Kultur ihrer Besiegten zu eigen gemacht. So in mittelbarer Aufnahme auch der durch die Züge Alexanders und während der Herrschaft seiner Nachfolger nach Persien übertragenen hellenistischen Elemente, schlossen sie sich nun insbesondere noch mehr dem eigentlich griechischen, wie dem persischen Wesen an.<sup>1</sup> Selbst auch in Rücksicht der Religion scheinen sie im Grunde genommen eine des Griechenthums würdige Toleranz beobachtet zu haben, auch überhaupt sich nur in wenigen nationalen Besonderheiten, wie in Einzelheiten der Tracht und in der Weise der Kriegsführung, wirklich treuer geblieben zu sein. —

Anders gestalteten sich die Dinge als *Artaxerxes* den Thron einnahm. Dieser, der sich als Abkömmling der alten „Achämeniden“ fühlte, stellte sich nicht nur von vornherein dem Griechenthum feindlich gegenüber, sondern verfolgte zugleich den Plan das ursprüngliche Perserthum und den nach seinem allmäligen Verfall vielfach getriebten altpersischen Kultus, die heiligen Lehren des Zoroaster, zu erneuertem Glanz zu erheben. Zu dem Zweck berief er die Magier zu einem allgemeinen Concil: der Feuerdienst ward wieder eingesetzt und der König zum ersten Magier ernannt. Hiernach, unter dem von ihm erwählten schwülstigen Titel des „Königs der Könige, Bruder der Sonne und des Mondes“, vereinte er vom Glücke begünstigt den noch gespaltenen Staatskoloss, vertheidigte ihn mit nachhaltigem Erfolg gegen die Römer unter Severus und hinterliess schliesslich dem Reich ein Gesetz von so unterschiedener Bindekraft, dass es fortdauernd Geltung behielt.

Dem Sohn und Nachfolger des Artaxerxes, *Schapur I.*, lag es ob jenes Werk der Wiedergeburt des alten Parsismus zu Ende zu führen. Indess obschon es ihm auch gelang die so einmal heraufbeschwornen uralterthümlichen Zustände<sup>2</sup> äusserlich zu befestigen, stand einer wahrhaften Wiederbelebung derselben nunmehr doch immerhin die inzwischen stattgehabte Hellenisirung des Orients entgegen. Sie hatte und zwar vornämlich in Persien einen so günstigen Boden gefunden, dass man ihrer sich nicht sobald, mit einemmale ent schlagen konnte. Auch half es demgegenüber nur wenig, wenn Artaxerxes und seine Nachfolger den Griechen feindlich begegneten und im Eifer für ihren Kultus die in ihrem Reich angesiedelten Andersgläubigen blutig verfolgten; — auch sie waren schon von jenem Einflusse in einer Weise mitberührt worden,

<sup>1</sup> S. de Sacy. Mémoires sur diverses antiquités de la Perse. Paris 1793. S. 44 ff. — <sup>2</sup> Vergl. darüber meine Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. I. S. 266 ff.

dass sie sich diesem selbst unbewusst in steigendem Maass überlassen mussten.

Unter einem solchen Verhältniss, in welchem sich also gewissermassen die einem wiedergebörnen Volke stets eigene rohere Kraftäusserung mit einer ihm zwar urthümlich fremden jedoch von ihm vollständig aufgenommenen höheren und freien Anschauung mischte, trat *Schapur* zugleich als Kriegsheld hervor. Gestützt und gehoben durch diese Macht, gelang es ihm die römischen Provinzen im westlichen Asien zu unterwerfen und schliesslich sogar dem römischen Reich, als ihm der Kaiser *Valerian* in die Hände gefallen war, in dem jämmerlichen *Cyriades* einen Scheinkaiser aufzudringen. — Einen fast gleichen siegreichen Erfolg erkämpfte er sich im östlichen Asien, wo er einzig nur an der Verzweiflung des palmyrenischen *Odenathus* einen thatkräftigen Widerstand fand. Bei dem Allen versäumte er nicht auch den bürgerlichen Interessen seines Volkes Rechnung zu tragen. Und obschon er den grössten Theil seines vielseitig bewegten Lebens unter den Waffen zubrachte, wurden durch ihn nichtsdestoweniger zahlreich friedliche Unternehmungen, auch mehrere Kunstbauten ausgeführt: doch letztere vermuthlich von griechischen Künstlern, da ausdrücklich berichtet wird, dass *Schapur* griechische Künstler und Kunsthandwerker beschäftigt habe.<sup>1</sup>

Den zunächst folgenden Thronerben blieb vorläufig kaum Weiteres zu thun, als die Erhaltung der inneren und äusseren Ruhe des Reiches zu wahren. Mit Ausnahme einzelner Nachbarkriege, in die sie zeitweis verwickelt wurden, konnten sie sich bereits dem Genuss der von ihrem grossen Vorgänger dem Staate erzwungenen Machtstellung und einer noch thätigeren Fürsorge der Wohlfahrt des Volkes hingeben. Dieser Zustand wurde sodann unter dem Sassaniden *Narses* durch das Vordringen des römischen Heers unter *Galerius* nicht nur gestört, sondern auch gleich aufs Tiefste erschüttert. *Narses*, nachdem er erst glücklich gekämpft, ward der Provinz Armenien beraubt, die wiederum zu den Römern abfiel, und von diesen nun so hart bedrängt, dass er ihnen noch fünf Provinzen, nämlich das ganze Kurdenland und das obere Tigrisgebiet bis an den Wan-See abtreten musste.<sup>2</sup>

Hiermit war zwar die rohe Behandlung die einst der Kaiser *Valerian* durch *Schapur I.* erduldet<sup>3</sup> in vollgewichtiger Weise

<sup>1</sup> Vergl. K. Schnaase. *Gesch. d. bildenden Künste*. III. S. 245. — <sup>2</sup> J. Burckhardt. *Die Zeit Constantins*. S. 121 ff. — <sup>3</sup> „*Valerian*, heisst es, wurde in Ketten aber mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet dem Volke ohne Unterlass als ein Schauspiel gefallener Grösse gezeigt; und so oft der persische

gerächt, dazu den Römern ihr früheres Schutzreich Armenien wiedergewonnen worden, dahingegen die Macht der Perser noch keinesweges dauernd geschwächt. Vielmehr erhob sich alsbald nach dem Tode jenes Fürsten, nach der darauf zunächstfolgenden kurzen Regierung *Hörmizdas VI.* in seinem Sohn *Schapur II.* „*Zulakaf*“ ein Held, der die Throne erzittern machte. Im Jahre 310 geboren, hatte er schon vor seiner Geburt die königliche *Tiara* empfangen, indem man damit den schwangeren Leib seiner Mutter feierlich krönte.<sup>1</sup> Früh zur Selbständigkeit gereift, entzog er sich seiner Vormundschaft, seine Siegeslaufbahn beginnend. Zunächst wandte er seine ganze Kraft auf die Ordnung im eigenen Reiche. Die Unruhen, die hier während der Dauer seiner Minderjährigkeit zu bedrohlicher Höhe gestiegen waren, wurden von ihm mit ebensoviel Umsicht als Kühnheit unterdrückt. Die Griechen, Tataren und Araber, welche das Land beunruhigten, trieb er in ihre Grenzen zurück. Und als er so seinen eigenen Thron wiederum völlig gesichert sah, rüstete er sich zur Wiedereroberung der unter *Narses* an die Römer verloren gegangenen Landschaften. Neun blutige Schlachten waren die Folge, die für die byzantinischen Truppen, die der Kaiser *Constantius* führte, fast sämmtlich unglücklich endigten. Da trotzdem die Unterhandlungen, die er wegen der Reichsgrenzen mit *Constantius* anknüpfte, seiner Forderung nicht entsprachen, fiel er um 359 abermals in Mesopotamien ein, wo er schonungslos wüthete.

Als *Constantius* gestorben war und *Julian* seinen Thron einnahm, bot *Schapur*, ungeachtet der Siege, die er freilich nicht ohne eigene grosse Verluste erfochten hatte, dem *Julian* Friedensvorschläge an. Dieser wies sie indess zurück und zog mit einem gewaltigen Heer seinem stolzen Feinde entgegen. Im nächsten Frühjahr kam es zum Kampf. *Julian*, dauernd vom Glücke begünstigt, drang bis in das Herz Persiens ein — hier aber siegte persische Taktik über die griechische Kriegsführung. Sein Heer, nach siebenzigtägiger Irre gezwungen den Rückzug anzutreten, ward eine Beute persischer List, *Julian* selbst auf den Tod verwundet und der Sieg für *Schapur* entschieden. — *Jovian*, dem Nachfolger Ju-

Monarch zu Pferde stieg, pflegte er seinen Fuss auf den Nacken des römischen Kaisers zu setzen. Als *Valerian* endlich unter der Last des Kammers und der Schande erlag, wurde seine Haut mit Stroh ausgestopft und in der Gestalt eines Menschen viele Zeitalter hindurch in den berühmten Tempeln Persiens aufgestellt.“ So E. Gibbon, *Gesch. des Verfalles u. s. w. II. S. 181* (cap. X) der indess wohl mit Recht an der vollen Wahrheit dieser Ueberlieferung zweifelt.

<sup>1</sup> E. Gibbon a. a. O. IV. S. 205 (cap. XVIII); J. Burckhardt. *Die Zeit Constantins. S. 117.*

lians, gelüstete nicht nach ähnlichem Ruhm. Ohne an eine Wiederaufnahme solches gefahrvollen Kampfes zu denken, erkaufte er von dem persischen Helden viel lieber einen schimpflichen Frieden, wobei er diesem die römischen Provinzen im Osten des Tigris übergab. Durch einen derartigen Friedensvertrag war zugleich auch das alte Schutzland der Römer, Armenien, mit Preis gegeben. Kaum hatte Schapur sich wieder erholt, stand er auch schon an den Grenzen desselben, um seine Ansprüche geltend zu machen, was ihm durch Betrug und Gewalt gelang. Der dagegen erhobene Einspruch des nach dem Tode Jovians zur Regierung gekommenen *Valens* wurde durch äussere Verhältnisse hingezogen und unfruchtbar, so dass als *Schapur* nach einer Herrschaft von siebenzig Jahren die Augen schloss, die alten Grenzen des persischen Reichs in der That wieder hergestellt waren (380 n. Chr.).

Mit dem Tode dieses Fürsten erlosch zugleich für längere Zeit der Waffenruhm der Sassaniden. Schon der nächste Nachfolger des Schapur gab Armenien und Iberien seine frühere Stellung zurück. Solche vermuthlich durch innere Unruhen allgemeiner beförderte Schwäche erstreckte sich mindestens über die Dauer der Herrschaft von vier Thronerben, bis um 531 *Khosru* „*Nuschirvan*“, „der Gerechte“, die Zügel des Reichs straffer anzog. —

Hatten die Beherrscher Persiens bis zum Tode Schapur II. sich vorzugsweise durch ihre Umsicht und kriegerische Kühnheit ausgezeichnet, trat nun in *Khosru* ein Herrscher auf, der ausserdem auch die Künste des Friedens in vollem Maasse begünstigte. Kaum sah er sich im Besitze des Throns, beieferte er sich vor allem anderen den unter seinen schwachen Vorfahren überall eingerissenen Missständen mit kräftiger Hand zu begegnen. Die inzwischen durch den Propheten *Masdak* verbreitete Irrlehre bekämpfte er mit Würde und Strenge, indem er den Kultus wiederum auf seine Grundfesten zurückführte. Daneben blieb er fortdauernd bemüht an Stelle der früher zerstörten Orte neue Städte und Dörfer zu gründen, Verbindungsstrassen und Brücken zu bauen, Wasserleitungen anzulegen und die Errichtung von Lehranstalten, wofür er von fern her Gelehrte berief, mit nachhaltigem Erfolg zu betreiben. Wenn trotzdem die griechischen Philosophen — die (von Justinian aus Athen verbannt) an seinem Hof Schutz gefunden hatten — ihn als einen Barbaren verschrien,<sup>1</sup> beruhte dies höchst wahrscheinlich mehr auf dem natürlichen Widerspruch ihrer besonderen Geistesrichtung mit dem orientalischen Wesen; als auf dem

<sup>1</sup> E. Gibbon: Geschichte des Verfalles u. s. w. X. S. 53 (cap. XL).

Charakter *Nuschirvans* selbst, der freilich wohl neben den Tugenden, die er in hohem Grade besass, keineswegs der vielfachen Mängel eines asiatischen Despoten entbehrte. Wie dem auch sei, gewann unter ihm das Reich seine lang entbehrte Ordnung und was noch mehr jeder Einzelne den Genuss voller Gerechtigkeit und Sicherheit seines Eigenthums. Während er gleichzeitig einerseits mit ausgezeichneter Freigebigkeit für die Wohlfahrt der Bürger sorgte, andererseits dadurch den Wohlstand hob, dass er Viehzucht und Ackerbau auf das Thätigste förderte, trug er auch noch durch sein Beispiel bei den Sinn für Kunst und Wissenschaft im Volke wenigstens zu beleben. So wurden auf seine Veranlassung mehrere griechische Philosophen und anderweitige, indische Werke in das Persische übersetzt. Auch wurde unter seiner Regierung das Schachspiel in Persien eingeführt.<sup>1</sup>

Nicht minder thatkräftig und umsichtig bewies er sich in der Politik und auf dem Felde der Kriegsführung. Obschon er gleich noch bei seiner Erhebung das Reich in einem weitläufigen Kampf mit den Griechen verwickelt fand, vermochte er nach nur wenigen Jahren (zwischen 533 und 539) den Kaiser *Justinian* zu bewegen, den Frieden ihm auf ewige Zeit mit elftausend Pfund Goldes abzukaufen. Als es später demungeachtet zwischen beiden zum Kriege kam, hatte es dieser nur dem Talente des Feldherrn *Belisar* zu verdanken, dass *Khosru* nicht Constantinopel heimsuchte, sondern sich schliesslich zu einem Vergleiche auf diplomatischem Wege verstand. Doch wusste der Sassanide auch dies wiederum für sich auszubeuten, indem er von seinem Gegner unter noch weiteren Bedingungen einen jährlichen Tribut von dreissigtausend Goldstücken erpresste. — Am Ende seines bewegten Lebens (um 579), nachdem er noch im achtzigsten Jahr seine Krieger in eigener Person gegen die Griechen angeführt hatte, erstreckte sich sein gewaltiges Reich von den Ufern des Phasis zum Mittelmeer und vom Rothem Meere bis zum Jaxartes. „Glorreich und verehrt unter Asiens Fürsten gab er in seinem Palast zu Madain den Abgesandten der Welt Gehör. Ihre Geschenke oder Tribute, Waffen, Prachtkleider, Edelsteine, Sklaven, Specereien u. s. w. wurden demüthig zu den Füssen seines Thrones überreicht; und selbst von dem Könige Indiens empfing er zehn Centner Aloeholz, ein junges Mädchen von sieben Fuss Höhe, einen Teppich so weich wie Seide und die abgestreifte Haut einer ungewöhnlichen Schlange.“ — Indem also das persische Reich sich auf der

<sup>1</sup> E. Gibbon, a. a. O. X. S. 261 (cap. XLII); vergl. F. Spiegel Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. S. 29.

Höhe des Glanzes befand, erwuchs ihm bereits in *Muhammed* sein noch nicht geahnter Zertrümmerer.<sup>1</sup>

Was „*Nuschirvan*“ an Tugend besass, sollte in seinem Sohn und Thronfolger *Hormouz* sich zu Lastern verkehren. Mit ihm trat trotz der Ermahnungen der weisen Rätthe seines Vaters allmählig die ganze Niedrigkeit einer feilen Serailwirthschaft auf. Demgegenüber blieb es nicht aus, dass ein Held aus *Nuschirvans* Heer, *Bahram*, sich zur Empörung erhob. Die Folge war, dass man *Hormouz* entthronte und dessen erstgeborenen Sohn als *Khosru II.* zum Herrscher erwählte. —

*Khosru*, mit dem Beinamen „*Parviz*“, vereinte in sich die Eigenschaften seines Vorfahren „*Nuschirvan*“ mit dem Gefühle kindlicher Liebe und Duldsamkeit gegen seinen Vater, den man der Augen beraubt hatte. Dies und die Sicherung seiner Person machten es ihm zur ersten Aufgabe jene Empörer zu unterdrücken. Sie indess bildeten unter der Führung *Bahrams* gerade den Kern des Heers. Nachdem er somit unglücklich gekämpft, bewarb er sich um die kräftige Mithülfe des griechischen Kaisers *Mauritius*. Dieser nahm sich der Sache an, besiegte durch seinen Feldherrn *Narses* den Usurpator, worauf er *Khosru* ohne Weiteres das Reich überliess. Hierdurch ward zwischen beiden Fürsten ein dauerndes Freundschaftsbündniss bewirkt und *Khosru*, wenn auch nur dem Schein nach, dem Christenthum günstiger gestimmt. Ja er selbst heirathete, wie es heisst, die Tochter seines Wohlthäters, — die noch heut in den Sagen der Perser ihrer Schönheit und Reize wegen gefeierte *Sira* oder „*Schirin*.“<sup>2</sup>

Als er den meuchelmörderischen Tod seines Schwiegervaters erfuhr, warf er sich zum Rächer auf. Noch ehe der damit befleckte *Phokas* seine Herrschaft gesichert hatte, wüthete *Khosru* schon in *Syrien*. Doch auch nachdem *Phokas* gefallen war und *Heraclius* seinen Thron einnahm, verfolgte er nichtsdestoweniger den einmal begonnenen Rachezug. Während letzterer sich dem Genuss seiner neuen Herrschaft hingab, unterwarf sich der *Sassanide* in rascher Steigerung seiner Macht fast sämmtliche griechische Städte im Osten, drang hierauf gegen Süden vor, bezwang *Pelusium* und *Alexandrien*, und trug seine Waffen bis nach *Aethiopien*, von wo er durch die Sandwüsten *Libyens* im Siegesrausche zurückkehrte. Gleichzeitig war eine andere Abtheilung seines unermesslichen Heers siegreich durch *Kleinasiens* gezogen und bis vor *Constantinopel* gedrungen, wo es sich zehn Jahr behauptete. —

<sup>1</sup> Sind die Daten richtig, war *Muhammed* (als *Khosru* starb) zehn Jahr alt. — <sup>2</sup> S. die persische Sage *Schirin*. Uebers. v. J. von Hammer. Leipzig. 1809.

Unter so namenlosen Verlusten bis zum Aeussersten hin gedrängt, ermannte sich endlich *Heracius* zu verzweifelter Gegenwehr. Den schwelgerischen Genüssen entsagend, erhob er sich nunmehr zu einer Kraft, die seinem Feinde gewachsen war. Im Jahre 621 begann er seine Rüstungen. Und schon nach sechs ebenso merkwürdigen als bewunderungswürdigen Feldzügen, die etwa drei Jahre dauerten, war es seinem Muthe gelungen die Gewalt des *Khosru* zu brechen und den persischen Reichskoloss auf die früheren Grenzen zu beschränken. Als *Khosru* es noch einmal versuchte sich mit seinem Feinde zu messen, ward er durch seinen Sohn entthront, bald danach gewaltsam getödtet (um 628).

Diese Gewaltthat des nach seiner Mutter *Sira* benannten *Siroes* wurde gleichsam das Signal zu einer allgemeinen Auflösung der überhaupt nur noch locker gebundenen sassanidischen Oberherrschaft. *Siroes* selbst vermochte sich nur acht Monate zu behaupten, ihm aber folgten während vier Jahren nicht weniger als vier Kronpretendenten, bis endlich die Herrschaft in die Hände des schwachen *Jesdegert II.* kam.

Inmitten dieser Wirrnisse, die den Staat im Innern zerrissen, nahte sich ihm von Aussen her die Alles überfluthende Woge der Koran-begeisterten Araber. Wenn es nun auch den Persern gelang ihrem ersten heftigen Andringen mit Kraft und Glück zu begegnen, sahen sie sich doch nur allzubald ihrer letzten Kräfte beraubt. In der Schlacht von *Kadesia*, nachdem auch das altgeheiligte persische Reichspalladium — die Fahne des „*Dirfsch-i-Kavani*“ — von den Feinden erbeutet war, erfüllte sich das Wort Muhammeds, mit dem er einst *Khosru Parviz* gedroht: „dass Gott das Reich des *Khosru* zerreißen und sein Flehen verwerfen werde.“ Mit der Eroberung von *Ctesiphon* und dem Blutbade von *Nehawend* ward endlich das Schicksal Persiens entschieden, die Herrschaft der Sassaniden gestürzt, der heimische Kultus unterdrückt und für die Folge das „Khalifat“ und Muhammeds Lehre aufgepflanzt (641).

Behauptete unter den Sassaniden *Schapur I.* vor allen den Ruhm eines gewaltigen Kriegshelden, der sein ihm überkommenes Reich zuerst durch die Macht der Waffen erhob, und *Khosru Nuschirvan* das Verdienst auch für die Belebung geistiger Interessen im Volke besorgt gewesen zu sein, gebührt sodann *Khosru Parviz* aber noch ausserdem hauptsächlich der Ruf, die ganze Fülle asiatischer Pracht am persischen Hofe vereinigt zu haben. Was er auf seinen Eroberungszügen an Kostbarkeiten erbeutete,

wurde in seinem Lieblingspalast zu *Artemita* oder *Dastagerd* bis zum Unermesslichen aufgespeichert.<sup>1</sup> Die fast unerschwinglichen Abgaben, die er von den Provinzen erpresste, wurden gleichfalls dort niedergelegt um seinen Luxuszwecken zu dienen. „Hier waren die meilenweiten Wiesen mit Heerden von Schafen und Rindern bedeckt; der Thiergarten oder das „Paradies“, wo der Herrscher zu jagen pflegte, war angefüllt mit seltenem Geflügel, mit Fasanen, Pfauen und Straussen, und mit zahmen und wilden Vierfüßlern, mit Rehen, Bären, Löwen und Tigern. Zu seinem alleinigen Gebrauch wurden nicht weniger als neunhundert und sechzig Elephanten gehalten und wenn er nach der uralten Sitte der achämenidischen Könige sein zahlreiches Hoflager wechselte, sollen allein zur Beförderung der Gezelte und des Gepäcks zwölftausend Kameele der grösseren Art und achttausend kleinere gebraucht worden sein. Zudem befanden sich in seinen Stallungen nahe an sechstausend Maulthiere und Pferde, wovon namentlich letztere zu den schönsten Rassen gehörten. Die Bedienung seiner Person besorgten ausserhalb des Palastes eine auserwählte Leibwache von beständig sechstausend Mann, die täglich mehreremal abwechselte; im Inneren desselben zwölftausend Sklaven und an dreitausend der schönsten Jungfrauen. Mit dem allen wetteiferte die prächtige Ausstattung der Räume an sich. Und folgt man den, wenn nicht übertriebenen oder gar nach asiatischer Weise phantastisch gesteigerten Angaben, so waren die Wände der einzelnen Zimmer mit nicht weniger als dreissigtausend äusserst kostbaren Teppichen geschmückt, die Decken von etwa vierzigtausend silbernen Säulen unterstützt und die Kuppeln mit zahllosen an Schnüren hängenden goldenen Kugeln ausgeziert.“ Nimmt man dazu, dass *Khosru Parviz* aus den von ihm unterjochten Provinzen nicht nur die todtten Schätze ausführte, sondern auch die daselbst sesshaften Künstler und Kunsthandwerker mit sich nahm, um seinem Aufwand genügen zu können, und dass sich darunter ohne Zweifel gewiss in keiner geringen Anzahl geschickte Griechen und Römer befanden,<sup>2</sup> wird man sich den geschilderten Luxus nicht allzu barbarisch zu denken haben. — Solche unermessliche Fülle fanden die nüchternen „Söhne der Wüste“ als sie das Land eroberten vor. —

<sup>1</sup> E. Gibbon. Geschichte des Verfalles u. s. w. XII. S. 124 (cap. XLVI) ff.  
— <sup>2</sup> Vgl. J. Burckhardt. Die Zeit Constantins. S. 114. 115; K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste. III. S. 244 mit Hinweis auf die betreffenden Stellen bei K. Ritter. Erdkunde im Verhältniss zur Natur und Geschichte des Menschen u. s. w. VIII. S. 763. 827; IX. S. 352. 380. 386. 473. 959.



Die Tracht.<sup>1</sup>

Die Beziehungen, in welche die Perser seit der Epoche Alexander's zu anderen Völkern und Stämmen traten, blieben durchaus nicht ohne wechselnden Einfluss auf die persische Tracht, wie man wohl auf Grund der Nachrichten gleichzeitiger Schriftsteller vorausgesetzt hat.<sup>2</sup> Diesen Autoren allerdings möchte wohl ein solcher Einfluss, da er sich nur sehr allmählig vollzog, kaum bemerklich gewesen sein. Dahingegen kann er sich heut bei einem auch selbst nur flüchtigen Vergleich der noch gegenwärtig in Persien zahlreich vorhandenen Denkmälerreste aus den Zeiten der Archämeniden mit denen aus sassanidischer Zeit dem prüfenden Blicke nicht mehr entziehen. So, um dies gleich vorweg zu erwähnen, stellt sich die auf den jüngeren Denkmalen veranschaulichte Bekleidungsweise namentlich der vornehmen Stände in einer durchaus anderen Gestaltung, wie auf den älteren Denkmalen dar: Indem diese Stände hier ohne Ausnahme mit einem langfaltigen Untergewande, der sogenannten „*medischen Stola*“ und hoher *Tiara* verbildlicht sind (*Fig. 83 a. b. c.*), erscheinen sie dort nur noch sehr vereinzelt mit einem diesem Staatsgewande ähnlichen „*Kaftan*“ angethan, und durchgängig an dessen Stelle mit einem langen weiten Beinkleid, einem darüber gegürteten Rock (zuweilen in Form einer kurzen Jacke) und, abgesehen von noch anderweitigen, ornamentalen Verschiedenheiten, mit einer von jener hohen *Tiara* völlig abweichenden Kopfbedeckung. Und so auch

<sup>1</sup> Als eine brauchbare jedoch mit Vorsicht zu benützendem Vorarbeit ist zu nennen „*Second mémoire sur les costumes des Perses par le citoyen Mongez. Lu le 13 ventose an 8 in den Mémoires de la classe de littérat. et beaux arts. Paris.*“ Sie behandelt speciell die Tracht der Perser unter den Arsaciden und den Sassaniden. Hinsichtlich des bildlichen Materials lagen dem Verfasser allerdings nur die zumeist äusserst mangelhaften Darstellungen in den älteren Münz- und Reiserwerken u. s. w. von Vaillant (*Arsacid. imperat. numism.*) von Chardin, Le Bruyn, Niebuhr (*Voyages etc.*); S. de Sacy (*Mém. sur. divers antiqu. de la Perse*) u. A. vor. Daran schliessen sich, zum grösseren Theil mit ausgezeichneten Abbildungen ausgestattet: J. Morier. *A Journey through Persia, Armenia and Asia minor to Constantinople in the years 1809.* Lond. 1812; Derselb. *A second Journey etc.* 1810. Lond. 1818. Rob. Ker Porter. *Travels in Georgia, Persia, Armenia, ancient Babylonia etc.* 1817—1820. Lond. 1821. F. Price. *Journal of the British Embassy to Persia through Armenia and Asia minor etc.* Lond. 1832. E. Flandin et Coste. *Voyage en Perse, pendant les années 1840 et 1841; publ. sous la direction d'une commission de l'Institut de France etc.* Paris. 5 Vols. Ch. Texier. *Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie; publ. sous les auspices de Minist. de l'Intérieur.* Paris 1852. X. *Hommage de Hal. Voyage en Turquie et en Perse, exécut. par ordre du Gouvernement franç. pendant les années 1846, 1847, 1848 av. 100 planches dessin. d'après nat. par J. Laurens.* Paris 1853. — <sup>2</sup> So unter Anderen bes. Mongez in seiner obengenannten Abhandlung.

lässt selbst die Darstellung der untergeordneteren Stände auf den alten Monumenten (*Fig. 84 a. b*) gegenüber den Abbildungen auf den jüngeren Denkmalen, bei aller sonstigen Aehnlichkeit die

*Fig. 83.*

zwischen beiden zu herrschen scheint, doch nur eine allgemeinere Uebereinstimmung wahrnehmen.

Wann und unter welchen Verhältnissen solche Umwandlung vor sich ging, sind Fragen die sich lediglich durch Muthmassungen beantworten lassen.

*Fig. 84.*

Indess geht aus der gesammten Erscheinung der auf den jüngeren Monumenten verbildlichten, sassanidischen Tracht immerhin so viel als sicher hervor, dass darauf weder die während der Herrschaft der „Seleuciden“ übliche, griechisch-makedonische Kleidung, noch die der Westvölker überhaupt von einiger Wirkung gewesen ist. Zieht man dazu, dasselbe bestätigend, auch noch die Nachrichten in Betracht, wonach selbst *Alexander der Grosse* seine einfachere griechische Gewandung theilweis mit dem reicheren persischen Herrscher-Ornat vertauschte und ebenso seine nächsten Nachfolger zum Theil asiatische

vor sich ging, sind Fragen die sich lediglich durch Muthmassungen beantworten lassen. Indess geht aus der gesammten Erscheinung der auf den jüngeren Monumenten verbildlichten, sassanidischen Tracht immerhin so viel als sicher hervor, dass darauf weder die während der Herrschaft der „Seleuciden“ übliche, griechisch-makedonische Kleidung, noch die der Westvölker überhaupt von einiger Wirkung gewesen ist. Zieht man dazu, dasselbe bestätigend, auch noch die Nachrichten in Betracht, wonach selbst *Alexander der Grosse* seine einfachere griechische Gewandung

theilweis mit dem reicheren persischen Herrscher-Ornat vertauschte und ebenso seine nächsten Nachfolger zum Theil asiatische

Kleidung annahmen, <sup>1</sup> dürfte sich in der That aller Einfluss von griechischer Seite, soweit es die äussere Durchbildung der persischen Tracht betrifft, nur auf eine mehr künstlerische Behandlungsweise des Ornaments, des Schmucks u. s. w. ausgedehnt haben.

Hiernach bleibt aber nur anzunehmen, dass es zunächst die Parther waren, welche jene vorweg erwähnte Umwandlung veranlassten. Zwar heisst es nun gleichwohl bei Julian in der Ekloge des Constantin <sup>2</sup> „dass sich die Parther in jeder Weise den Sitten und Bräuchen der Perser gefügt“, und auch in der Geschichte Justin's <sup>3</sup> „dass ihre Tracht früher eine eigene, nationale gewesen sei, aber als sie zu Reichthum gelangten durchsichtig und wallend geworden wäre“, — jedoch gehören beide Autoren bereits einer Zeitperiode an, in der man wohl kaum mehr fähig war über die wahren Sachverhältnisse ein wirklich begründetes Urtheil zu fällen. Dagegen — und dies ist für den in Frage stehenden Fall

Fig. 85.



entscheidender — lassen bei weitem ältere Notizen über die nationale Bekleidung der Parther und ihnen verwandter Stämme <sup>4</sup> und darauf bezügliche Denkmäler (Fig. 85 a-f) eine derartige Uebereinstimmung mit der neupersischen Kleidung erkennen, dass es vielmehr den Anschein gewinnt, als sei durch sie die altpersische Tracht und vorzugsweise der alterthümliche achämenidische

<sup>1</sup> Vgl. unter and. Diodör XVII. 77. Athenäus XII. p. 535, Herodian V. 5. — <sup>2</sup> S. die Stelle bei Mongez a. a. O. S. 147. — <sup>3</sup> XLI. c. 2. — <sup>4</sup> Vgl. darüber meine *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. II. S. 552 ff.

Herrscherornat wenn auch nicht gerade gänzlich verdrängt, jedoch allmählig in Einzelheiten mit der ihrigen vermischet worden. Natürlich könnte sich diese Vermischung bei der bei weitem höher gesteigerten asiatisch-persischen Industrie immerhin nur auf den Schnitt der Gewänder, auf deren Grundformen im Allgemeinen, keinenfalls aber auch auf deren Stoff und sonstige reiche Ausstattung erstrecken. In allen nun diesen Aeusserlichkeiten folgten unbedingt wieder die Parther einzig dem Vorbilde ihrer Besiegten; wesshalb denn auch schon den römischen Kriegern deren buntgemusterte reich mit Gold und Edelsteinen verzierte Gewänder auffallen konnten.<sup>1</sup> — Als dann hiernach das persische Volk wiederum zur Herrschaft gelangte, war solche Vermischung aber sicher bereits Nationaleigenthum geworden.

In Betreff der verschiedenen Stoffe, welche die Perser seit ältester Zeit zur Herstellung ihrer Kleidung verwandten, gilt im Grunde genommen dasselbe, was darüber schon bei der Betrachtung des byzantinischen Handelsverkehrs und Handwerksbetriebs gesagt worden ist (S. 60 ff.). Die Seide, direkt von den „Serern“ bezogen oder im eigenen Lande gefertigt, thierische und pflanz-

liche Wolle (theils eigenen Betriebes, theils von Indien), machten auch hier, nächst der Leinwand, die man zumeist aus Aegypten erhielt, die wesentlichen Artikel aus. Unter den mannigfaltigen Mustern, womit man die Gewänder verzierte, fanden neben den gleichfalls schon oben näher erwähnten Pflanzgebilden, Sternfiguren u. s. w., vornehmlich phantastische Thiergestalten eine häufige Anwendung. Als ein Beispiel der letzteren Art ist ein zum Theil noch wohlerhaltenes seidenes Gewebe zu nennen, das, wie man nicht ohne Grund vermeint,<sup>2</sup> in Persien unter den Sassaniden etwa

Fig. 86.



im vierten oder fünften Jahrhundert angefertigt ward (Fig. 86). Ueberhaupt aber beliebte man möglichst buntfarbige Stoffe zu tragen. — Die edlen Metalle, worunter das Gold nicht sowohl zur Ornamentirung von Kleidungsstücken u. s. w., als zur Her-

<sup>1</sup> Vergl. Strabo XV. 3. Herodian IV. 11. 15. — <sup>2</sup> G. Sëmper. Der Stil u. s. w. I. S. 155; vgl. M. de Caumont. Abécédaire u. s. w. II. S. 21.

stellung von Schmucksachen und zur Verzierung von Waffentücken den ersten Rang behauptete, empfing man aus den nordwestlichen Ländern; desgleichen kostbare Edelsteine,<sup>1</sup> die noch ausserdem insbesondere zahlreich von Indien eingeführt wurden, von wo man zugleich die Perle bezog.<sup>2</sup> —

Schliesslich ist nicht unerwähnt zu lassen, dass die mehrsten der jüngeren Schriftsteller die Kleidung der Parther und (Neu-) Perser nur selten von einander scheiden, so dass auch ihre Nachrichten darüber als gemeingültig zu fassen sind.

I. Nach *Strabo* (XV. 3), welcher zur Zeit des Tiberius sein geographisches Werk verfasste und selbst den Orient bereist hatte, bestand die gewöhnliche Kleidung der Männer und zwar zunächst die der Vornehmen aus mehreren übereinander gezogenen Beinkleidern, aus einem doppelten Rock mit Ärmeln die bis zu den Knien reichten, welcher oberhalb buntfarbig, innerhalb weiss gefüttert war; aus einem meist purpurnen Sommermantel, den man im Winter gegen einen reicher gemusterten Umhang vertauschte; endlich aus tiefen, zwiefachen Schuhen und einer hohen Kopfbedeckung, die der Tiara der Magier glich. Die Kleidung der niederen Stände dagegen beschränkte sich auf einen zwiefachen Rock, der bis zur Mitte der Schenkel fiel und nächst den (auch ohne sein Zeugnis unfehlbar durchgängig üblichen) Beinkleidern, auf ein wollenes buntfarbiges Tuch, das man vermuthlich turbanartig um den Kopf zu winden pflegte. — Dazu war jeder Einzelne mit den ihm eigenen Waffen versehen (s. unt.).

1. Diese Beschreibung gehört der Epoche der parthischen Oberherrschaft an. Nichtsdestoweniger entspricht dieselbe noch ziemlich vollständig der späteren Tracht, die sich auf sassanidischen Monumenten verbildlicht findet. Von diesen, die mit nur wenigen Ausnahmen in riesigen Felsenreliefs bestehen, sind es dann vorzugsweise zwei in der Nähe von Kazerun, unweit des kleinen Dorfes Derses,<sup>3</sup> welche dies namentlich für die Bekleidung der niederen Stände bestätigen (*Fig. 87 a-d*; vergl. *Fig. 85 a. b. d.*).

2. Dass indess auch bei den höheren Ständen ziemlich dasselbe Verhältniss bestand, zeigen nächstdem zwei andere

<sup>1</sup> Vergl. darüber im Einzelnen C. Ritter. Die Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodotus u. s. w. Berlin 1820. S. 124 ff. — <sup>2</sup> Procop. Persic. I. 17; Vandal. c. 4. — <sup>3</sup> Ch. Texier. Description etc. Pl. 146. Pl. 147.

Reliefs: <sup>1</sup> „Naksch-i-Redschib“ und „Naksch-i-Rustam“. Sie stellen vermuthlich *Schapur I.* und *Ardaschir* sammt dem Hofstaat dar

Fig. 87.



(Fig. 88 a. b). Ja sieht man hier allein auf die Form, unterschied sich die Tracht der Hofleute und also auch der Vornehmen von

Fig. 88.



der des Volks im Allgemeinen überhaupt nur durch eine grössere Länge und Weite des Obergewandes und durch besondere In-

<sup>1</sup> Ch. Texier. a. a. O. Pl. 134; Pl. 139; vergl. Pl. 141.

signien. Zu diesen gehören einerseits ein auf der Brust getragener Stern (*Fig. 88 b*), andererseits eine wohl nach dem Range eigens gestaltete Kopfbedeckung (*Fig. 89 b-f*). Letztere gleicht der „phrygischen Mütze (*Fig. 89 c. e*)“, der sich auch schon einzelne Beamten unter den Achämeniden bedienten<sup>1</sup> (*Fig. 84 a. b*), dann einer hohen halbeirunden, mit Seitenlaschen versehenen Kappe, die höchst wahrscheinlich dieselbe ist, welche *Strabo* in seinem

Fig. 89.



Bericht mit der „Tiara“ der Magier vergleicht (*Fig. 89 b. d. f*). Nächstem wird ausdrücklich erzählt, dass die Vornehmen ihren Kopfputz hauptsächlich durch einen reichen Besatz mit Perlen und Edelsteinen verzierten und dass ihre noch sonstigen Abzeichen in goldenen Kopfreifen, kostbaren Gürteln und goldenen mit farbigen Steinen geschmückten Gewandhafteln u. dergl. bestanden. Ausser diesen Gegenständen, die auch nur diejenigen tragen durften, welche der Herrscher damit beehrte,<sup>2</sup> wandten sie anderen goldenen Schmuck, als Ringe, Ohrgehänge, Armspangen, Halsketten beliebig im Uebermaass an. Ueberdies pflegten sie nach wie vor einestheils das Gesicht zu schminken, anderntheils das ihnen eigene volle Haar sorgfältig zu kräuseln (*Fig. 89 a. d. e. f*): ein Gebrauch welchen der parthische Stamm nur in Friedenszeiten nachahmte, während er sonst sein langes Haar ganz nach altnationaler Weise ungeordnet herabhängen liess. Zudem legten alle Vornehmen (und zwar Parther und Perser gleichmässig) einen ganz besonderen Werth auf purpurfarbige Halbschuhe „*Zancae*“ oder „*Tzancae*“ genannt. Diese Schuhe erfreuten sich auch ausserhalb eines grossen Rufs und waren höchst wahrscheinlich dieselben, deren sich die römischen und griechischen Kaiser als Attribut ihrer Herrscherwürde bedienten<sup>3</sup> (S. 85). Auch zählte bis in die späteste Zeit „parthisches“ purpurgefärb-

<sup>1</sup> S. meine *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. I. S. 264. — <sup>2</sup> *Procop.* *Bell. Persar.* I. cap. 17; dazu für das Folgende *Trebell. Poll.* in *Claud.* 17. *Agathias. Histor.* *Justin.* III. *Ammian. Marcell.* XXIII. 6. *Appian. Bell. Parthic.* — <sup>3</sup> *Vergl. die Stellen bei Mongez. Second mémoire etc.* S. 151.

tes Leder mit zu den vorzüglichsten Waaren, welche die Stämme der Chersones nach Constantinopel lieferten.<sup>1</sup> —

3. Abweichend von der Tracht der Vornehmen und der eigentlichen Volkskleidung stellt sich die Tracht der Herrscher dar. Sie zeigt ausserdem auf den Denkmalen einen so mannigfachen Wechsel, dass man für sie eine eigene, selbständige Entwicklung annehmen muss. Um indess eine solche Entwicklung wirklich geschichtlich verfolgen zu können, fehlt es leider für die Entstehung der betreffenden Monumente an jedweder sicheren Zeitstellung. Somit auch hierfür allein auf das Feld blosser Vermuthungen angewiesen, wird man jedoch noch am wenigsten irren, wenn man diejenigen Abbildungen als die ältesten annimmt, auf denen die Kleidung dem (alten) Ornat der Achämeniden zumeist entspricht.

a. Dies Letztere findet im Allgemeinen auf dem schon oben erwähnten Relief von „Naksch-i-Redschib“ (Fig. 88) und auf einem zweiten von „Naksch-i-Rustam“, in der Nähe der Trümmer von

Fig. 90.



Persepolis, statt (Fig. 90). Obschon auf jeder von diesen Sculpturen zwei Könige verbildlicht sind und demnach zu vermuthen stände, dass von beiden immer nur einer den persischen Herrscher repräsentirt, wird man dennoch alle vier als Sassaniden betrachten müssen. Sowohl aus ihrem äusseren Erscheinen, als aus noch anderen Nebenbezügen, hat man nicht ohne Grund angenommen dass beide Reliefs die Uebergabe der Oberherrschaft Ar-

<sup>1</sup> Constant. Porphyrogen. De administrando imperio c. 6.



*daschirs* an *Schapur I.* verewigen und dass der Reif, den die Könige fassen, das uralte Zeichen der Herrscherwürde, das Diadem oder die „*Kidaris*“ sei.<sup>1</sup> Ausser einem dieser vier Könige, welcher mit einem engermeligen nur mässig langen Oberrock und mit weiten Hosen bekleidet erscheint, tragen sie sämmtlich noch ein der alten „*medischen Stola*“ der Achämeniden ähnliches langes Untergewand (*Fig. 88 c; Fig. 90; vgl. Fig. 83 a-c*), darüber, aber schon gänzlich verschieden von dem alten Herrscherornat, einen in Schösse getheilten Rock und, so mindestens einer von ihnen, einen kurzen Schultermantel.<sup>2</sup> — Von der Form des Kopfputzes wird weiter unten die Rede sein. —

b. Demgegenüber kommt auf den meisten sassanidischen Sculpturen eine völlig andere Tracht vor. So namentlich auf denen von „*Naksch-i-Rustam*“, die unter den Gräbern des Darius und Xerxes ausgemeisselt wurden,<sup>3</sup> und auf den umfangreicheren in der Nähe von Kazerun.<sup>4</sup>

*Fig. 91.*



Sie verbildlichen einen Triumph eines berittenen persischen Königs über einen römischen Kaiser, der, von anderen Römern umgeben, in bittender Stellung vor jenem kniet (*Fig. 91*). Hiernach stellen sie höchst wahrscheinlich den glänzenden Sieg Königs *Schapur I.* über den Kaiser *Valerian* und seine Gefangennahme dar. Auf allen dahin gehörigen Reliefs besteht die

Kleidung des Sassaniden (nächst der ihn als solchen bezeichnenden, eigenthümlichen Kopfbedeckung) nicht mehr aus der „*medischen Stola*“, sondern aus einem engermeligen, jedoch weitfaltigem Oberkleid, aus weiten Beinkleidern und einem kurzen, vor der Brust befestigten Mantel (*Fig. 92*). Damit stimmt im Wesentlichen — nur dass hier das Oberkleid kürzer ist und der Schultermantel fehlt — die Tracht eines Standbildes überein, das,

<sup>1</sup> Vergl. über die *Kidaris* meine *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. I. S. 269. — <sup>2</sup> Ganz dem ähnlich ausgestattet erscheint noch ein sassanidischer Herrscher auf einer Fels-Sculptur unweit Dilmen; s. Ch. Texier. *Description etc.* Pl. 40. — <sup>3</sup> Ch. Texier. *Description etc.* Pl. 29 ff.; vergl. Ker Porter. *Travels etc.* I. Pl. 21 ff. — <sup>4</sup> Ch. Texier. a. a. O. Pl. 146. 147.

wie kaum zu bezweifeln ist, denselben König vergegenwärtigt (Fig. 93).

3. Diese bei weitem bequemere Bekleidung, welche sich ihren Grundformen nach augenscheinlich als eine Vermischung von Elementen altparthischer und altpersischer Tracht ergibt (vergl. Fig. 85, Fig. 87), wurde von den nächsten Herrschern, wenigstens bis auf *Khosru I. „Nuschirvan“* ziemlich gleichmässig befolgt (vergl. Fig. 103 b). Durch ihn jedoch und gewiss noch entschiedener durch

Fig. 92.



seinen Thronerben *Khosru Parvis* erhielt sie dann jene reiche Durchbildung, welche nun die im nördlichen Persien, bei Kirmansehah befindlichen, figurenreichen Felsenreliefs von „*Takht-i-Bostan*“ veranschaulichen.<sup>1</sup> In diesen Sculpturen, deren Ausführung die Sage und Dichtung dem Bildhauer *Ferhard* als Liebeswerk für die schöne *Schirin*, Gemahlin des *Khosru* zuschreibt, ist der König mehreremale, theils zu Fusse, theils zu Pferde, im reichsten Ornate dargestellt. Dieser besteht dann auf einem der Bilder aus einem kurzen gestickten Leibrock mit einem Ketten-

<sup>1</sup> Vergl. die guten Abbildungen bei Ker Porter. *Travels in Georgia, Persia etc.* II.; E. Flandin et Coste. *Voyage en Perse etc.* Pl. 28 ff.; dazu W. Vaux. *Nineveh und Persepolis.* S. 273.

panzer darüber, aus engeren gestickten Beinkleidern, behänderten Schuhen und einem Kopfputz, der einer gezackten Mauerkrone mit zwei aufrechten Flügeln gleicht, welche einen Halbmond tragen, der eine kleine Kugel umschliesst. Seine Linke stützt auf ein Schwert, dessen Gehänge Perlen schmücken. — Auf einem anderen Bilde dagegen erscheint er zu Ross und vollständig bewaffnet. Hier ist er mit einem Ringharnisch, welcher bis zu den

Fig. 93.



Knien reicht, über einem Leibrock bekleidet, den Drachen, Kreuze und Blumen zieren. An Waffen führt er einen Rundschild, der die Brust bis zur Hälfte bedeckt; an der Hüfte einen Pfeilköcher und in der Hand einen langen Speer, der auf der rechten Schulter aufliegt. Ganz dementsprechend ist auch sein Pferd mit überaus kostbarem Geschirr und einer aus kleinen metallenen Platten gebildeten Brustbedeckung versehen. — Nächstdem erblickt man auf der diesen Bildern gerade gegenüber gelegenen Felswand mehrere ähnlich gekleidete Reiter in Begleitung von Fächerträgern. — Noch deutlicher endlich lässt diese Tracht (nur abgesehen von dem Ringharnisch und einigen wenigen Besonderheiten) einerseits eine in Silber getriebene Darstellung des Königs *Firuz*,<sup>1</sup> die aber

<sup>1</sup> Es war der Nachfolger des Königs Hormisdas III. und regierte etwa von 457 bis 488.

vermuthlich erst der hier in Rede stehenden Epoche entstammt<sup>1</sup> (*Fig. 94*), andererseits ein in Bergkrystall geschnittenes Portraitbild erkennen, das einst die Abtei St. Denis besass.<sup>2</sup> Auch dürfte

*Fig. 94.*

nun erst auf diese spätere reiche Weise der Ausstattung die Schilderung zu beziehen sein, welche *Hamza von Ispahan* in seinem „Buche der Bildnisse“ von dem Ornate fast sämtlicher sassanidischen Könige entwirft.<sup>3</sup> Nach ihm wird z. B. *Narses I.* und desgleichen *Hormuz II.* in einem rothen gestickten Kleide, mit blauen gestickten Beinkleidern, die Hände auf das Schwert gestützt; *Schapur II.* in einem rosa gestickten Kleide, mit rothen gestickten Hosen und einer mit Gold verzierten blauen Tiara dar-

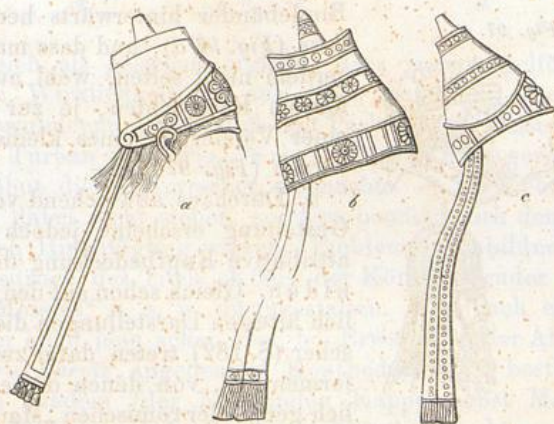
<sup>1</sup> Vergl. indess A. Longpérier. Coppa sassanidica d'argento rappresentante il re Firouz a cavallo in mezzo alle occupazioni della cassia, posseduta e pubblicata dal Duca di Luynes (in Monumenti inedit. dall' Instituto III. Pl. LI. und Annali XV. S. 98; auch unter dem besonderen Titel: Explication d'une coupe Sassanide inédite av. 1. Pl. Paris 1844). — <sup>2</sup> Dasselbe beschrieben und abgebildet bei Mongez. Second mémoire etc. S. 197. Taf. 9 Fig. 21. — <sup>3</sup> J. Burckhardt. Die Zeit Constantins des Grossen. S. 118 not.

gestellt, welche letztere oben zwei Spitzen und ein goldenes Mönchchen trägt. —

A. Aus den genannten Monumenten geht zugleich augenscheinlich hervor, dass mit der Umwandlung der Kleidung der Könige auch hinsichtlich ihrer Insignien ein Formenwechsel verbunden war. Zwar zählten dazu auch noch nach der Auflösung des alten persischen Reichskolosses, ja selbst bis zum Sturze der Sassaniden, nach wie vor ein purpurner Mantel, mit Perlen und Buntstickerei verzierte purpurne Schuhe oder Halbstiefel,<sup>1</sup> doch sollte abgesehen von den Veränderungen die ja auch diese Kleidungsstücke an und für sich allmähig erlitten, dann gerade das vornehmste Attribut, die Kopfbedeckung, eine völlig durchgreifende Umgestaltung erfahren.

a. So weit die Nachrichten älterer Schriftsteller ein Urtheil über die Ausbildung des geheiligten Kopfputzes der ächämendischen Herrscher zulassen, bestand derselbe aus einer gesteiften sich nach oben verjüngenden „Tiara“ und einem darum

Fig. 95.



gewundenen Bund, der eigentlichen *Kidaris*. Dieser Bund wurde durch ein spiralförmiges Zusammendrehen einer weissen und purpurfarbigen oder blauen Zeugwulst erzielt. Solches äusserst schmuckvolle Abzeichen, wovon sich gleichsam das früheste Muster schon auf altassyrischen Reliefsculpturen verbildlicht findet (Fig. 95 a. b. c), kommt nun auf allen den hier zu betrachtenden Dar-

<sup>1</sup> Vergl. über den Ornat der Achämeniden meine *Kostümkunde*. Handbuch I. S. 269.



beiden Kronen breite Bindebänder herab, die äusserst zierlich gefältelt sind: ein Schmuck der auf allen Abbildungen sassanidischer Könige (sicher als determinirendes Zeichen) ohne Ausnahme wiederkehrt. — Vermuthlich erst aus oder neben diesen beiden an sich einfachen Grundformen, die also mit als die ersten Neuerungen *Ardaschirs* zu betrachten sein dürften, ging sodann durch Vereinigung der Mauerkrone mit jener grossen runden turbanartigen Masse eine dritte Hauptform hervor, welche ausser den Felssculpturen auch persische Münzen vergegenwärtigen (*Fig. 92; Fig. 98 a*). Auch lassen vorzugsweise die Münzen dann noch eine Reihe anderweitiger ähnlicher Wechselformen erkennen,<sup>1</sup> woraus

Fig. 98.



sich zugleich als gesichert ergibt, dass jene kugelförmige Erhebung in Wirklichkeit ein aus einer Zeugbinde künstlich zusammengewundener, gewöhnlich mit Perlen und Edelsteinen reich verzierter Turban war (*Fig. 98 a. b. c*) und dass gerade sie ein Hauptattribut dieser Herrscher ausmachte. — Im Uebrigen blieb man auch dabei nicht stehen, sondern bemühte sich den Kopfputz noch durch Hinzufügung eigener Embleme sinnbildnerisch zum vollen Ausdruck des Titels „König der Könige, Bruder der Sonne und des Mondes“ u. s. w. umzugestalten. Demnach erfand man neben dem allen jene schon oben bei Erwähnung der Abbildungen des *Khosru Parviz* angedeutete Kopfbedeckung, bestehend aus doppeltem Diadem (der halbrunden Kappe nebst Mauerkrone) mit dem darüber erhobenen Doppelflügel und dem auf diesem ruhenden Halbmond mit der Kugel. (*Fig. 94; vgl. Fig. 98 d*). Demnach sollte die zwiefache Krone den Titel „König der Könige“ und die von den Flügeln getragenen Symbole „Bruder des Mondes und der Sonne“ bezeichnen. Von diesen Emblemen, welche durchgängig aus Gold und mit einem kostbaren Besatz von Steinen und Perlen gebildet wurden, hatte bereits *Schapur II.* — wenn nicht

<sup>1</sup> Vergl. „Ueber die auf sassanidischen Münzen vorkommenden Kopfbedeckungen“ *Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft*, IV. S. 83 ff.

auch schon die den Arsaciden eigenthümlichen goldenen Hörnchen<sup>1</sup> — die goldene Mondsichel eingeführt.

c. Schliesslich zählten noch zu dem Ornat — ob aber auch in der Eigenschaft wirklicher Herrscherinsignien? — ein überaus kostbares Halsgeschmeide (*Fig. 92; Fig. 93*) und, zur Befestigung des Purpurmantels, eine nicht weniger kostbar verzierte Spange von beträchtlicher Grösse, von der vermittelst drei goldener Ketten drei Hyacinthen herabhängen<sup>2</sup> (vergl. *Fig. 42; Fig. 44*).

II. Wenn Strabo (XV. 3) von den Parthern bemerkt, dass sie stets bewaffnet sind, gilt dies nicht minder auch für die Epoche der sassanidischen Oberherrschaft. Hinsichtlich indess der Bewaffnung und der verschiedenen Arten von Waffen scheinen sie weit geringeren Einfluss auf die Perser ausgeübt, vielmehr alsbald ihre roheren Waffen gegen die um vieles reichere persische Rüstung vertauscht zu haben. Doch wird nun auch selbst bei dieser Annahme nicht, wie dies häufiger geschehen ist, jedwede Einwirkung von parthischer Seite so ohne Weiteres zu leugnen sein. Und wenn es gleich als gesichert feststeht, dass solcher Einfluss sich nicht auf die Ausstattung durch Schmuck u. s. w. erstrecken konnte, ist doch wiederum auch nicht zu bezweifeln, dass die Parther von der ihnen eigenen Art und Weise der Ausrüstung mindestens einige besondere Formen nicht allein unausgesetzt bewahrten, sondern selbst auf die Perser verpflanzten. —

Unter den Materialien für die Herstellung der einzelnen Waffen stand, abgesehen von den edlen Metallen, von Elfenbein, Edelsteinen und Perlen, farbigem Leder u. s. w.,<sup>3</sup> Eisen und Bronze oben an. Die Bronze wurde im Lande beschafft; jenes bezog man während der Dauer der Oberherrschaft der Arsaciden aus den nördlichen Landschaften, vorzugsweise aus Margiana. Später hingegen, nachdem die Parther wieder in ihre ursprünglichen Heimathsitze verdrängt worden waren, scheint die Ausfuhr des Eisens von dort länger verhindert worden zu sein, wie denn von König *Schapur II.* berichtet wird, dass er genöthigt war, dasselbe von dem griechischen Kaiser geradezu bittweise zu erhandeln.<sup>4</sup> —

Zufolge jener schon mehrfach berührten Beschreibung Strabo's bestand die Bewaffnung der Parther (und Perser) im Allge-

<sup>1</sup> Vergl. Ammian Marcell. XIX. 1. — <sup>2</sup> Mongez. Second mémoire. S. 179. — <sup>3</sup> Vgl. unt. And. Justin XLI. 1. Tacitus Annal. VI. 34. — <sup>4</sup> Das Nähere darüber bei Mongez. Second mémoire etc. S. 168.



meinen aus einem „rautenförmigen“ Schild und einem von Schuppen gefertigten Panzer, aus einer Tiara-ähnlichen Kappe, einem Bogen nebst Pfeilköcher, einem Säbel, einer Axt und einer einfachen Riemenschleuder.

A. Bleibt man bei dieser Schilderung stehen, zeigt sich sofort und zwar zunächst an den bezeichneten Schutz Waffen, dass die Ausrüstungsweise der Perser namentlich aber in Hinsicht der Form durchaus nicht dieselbe geblieben war, die unter den Achämeniden vorherrschte.

1. Dies gilt zuvörderst und ganz insbesondere von der vornehmsten Schutzwaffe, dem Schild; denn während Strabo den üblichen Schild ausdrücklich als rautenförmig beschreibt, hatte

Fig. 99.



der alte persische Schild ausschliesslich entweder die Gestalt eines an seinen beiden Langseiten im Halbkreis ausgeschnittenen Ovals (ähnlich dem Resonanzboden der Geige),<sup>1</sup> oder die eines völligen Kreises: zwei Formen, von denen die erstere nun in der That durch den Rautenschild, theils durch noch andere vermuthlich den Parthern eigene Schildformen verdrängt worden war. Mit zu den letzteren gehörten Langschilde von so beträchtlichem Umfange, dass sie, den ganzen Mann bedeckend, jede sonstige Schutzwaffe ersetzten. Sie indess wurden nur von den an

<sup>1</sup> S. die Abbildungen in meiner *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. I. S. 275 Fig. 151 a.

sich schlecht bewaffneten Fussoldaten, doch niemals von den Vornehmen geführt, welche die Reiterei bildeten. Diese bediente sich ohne Ausnahme entweder des Rund- oder Rauten-Schildes (*Fig. 101*). — Nach der Beurtheilung Procop's (*bell. parth. I. 22*) glichen jene grossen Langschilde der von den Gothen bei Erstürmung der Engelsburg getragenen „*Gerra*“.

2. Nicht minder wie der altpersische Schild erfuhr auch die anderweitige Schutzrüstung der Perser manche Veränderung. Dahin gehört insbesondere die auch erst seit Anfang der Partherherrschaft in Persien allgemeinere Verbreitung einer Schuppenbepanzerung, die eben bei Parthern und Sarmaten bereits seit unvordenklicher Zeit ihre Ausbildung gefunden hatte. Es betrifft dies die von älteren Autoren mehrfach ausführlich beschriebene <sup>1</sup> (Ross und Reiter bedeckende) Ausrüstungsweise der

*Fig. 100.*



„*Cataphracti*“ mit einem engen Ledertrikot, das — vielleicht einzig mit Ausnahme der Innenseite beider Schenkel — dicht mit kleinen eisernen Schuppenblechen benähet war (*Fig. 99*) und das sich, wenn auch nur andeutungsweise, auf Monumenten aus der Epoche der Sassaniden verbildlicht findet (*Fig. 100; Fig. 101 a*). Im Uebrigen trugen die Neuperser, ausser solcher Bepanzerung, einestheils förmliche Kettenhemden (S. 185), andertheils ganz nach alter Weise eigentliche Schuppenröcke und mit Metallbuckeln verstärkte Zeugpanzer von der Form kurzer Ermeljacken (*Fig. 101 b*; vergl. *Fig. 94?*). Dagegen kommt auf den Felsculpturen in der Nähe von Kazerun die Abbildung einer wohlgeordneten sassanidischen Reiterei vor, die ausser einer halbeirunden Kappe jeder besonderen Bewaffnung entbehrt, und überhaupt nur mit den sonst üblichen weiten Gewändern bekleidet ist <sup>2</sup> (*Fig. 102*).

3. Den Kopfschutz bildeten neben den eben erwähnten ein-

<sup>1</sup> Vergl. meine *Kostümkunde. Handbuch u. s. w. II. S. 562.* — <sup>2</sup> Sie stellt hier wohl nur eine ceremoniös ausgestattete Ehrengarde und somit auch keine für den Krieg ausgerüstete Truppe dar.

fachen Kappen ohne Zweifel nach wie vor theils von Zeug oder Leder gefertigte sogenannte „Bundhüte“, <sup>1</sup> theils die der phrygischen Mütze ähnliche, nur wenig gesteihte „Kirbasia“, <sup>2</sup> theils

Fig. 101.



Helme von Eisen oder Erz. Dabei scheinen metallene Helme hauptsächlich nur von den Vornehmsten (dem Adel) getragen worden zu sein und den noch heut bei einzelnen persischen Stämmen üblichen spitzen Helmen geglichen zu haben, welche sich

Fig. 102.



meist durch reiche Einlage von goldenen und silbernen Ornamenten, durch Seitenbehang von Kettengeflecht und einen gewöhnlich kurz zugestutzten Haar- oder Federbusch auszeichnen <sup>3</sup> (Fig. 103;

<sup>1</sup> Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 275. — <sup>2</sup> Ammian Marcell. XXX. c. 8. — <sup>3</sup> Zahlreiche Abbildungen solcher Helme s. besond. bei Rockstuhl. Musée d'armes rares anciennes et orientales de S. M. l'Empereur de toutes les Russies; lithograph. par Asselinau et autres. St. Pétersbourg et Carls-

vergl. *Fig. 101*). Ueberdies pflegten die Könige der sassanidischen Dynastie ihre Helme stets mit den Insignien ihrer Würde zu versehen und sie mitunter noch ausserdem, ganz in Weise der späteren abendländischen Ritterschaft, mit manchem willkürlich gewählten Schmuck, mit goldenen Knäufen, Thierköpfen, Thierflügeln u. a. auszustatten (*Fig. 94; Fig. 98; Fig. 100; Fig. 101*).

Fig. 103.



4. Zu dem erwähnen die heiligen Schriften der Parsen, wo sie die für einen Krieger erforderlichen Rüststücke aufzählen,<sup>1</sup> als nothwendige Schutz Waffen, einen Gürtel und Beinschienen. Doch finden sich diese beiden Rüststücke, die bei den heutigen Orientalen ganz allgemein gebräuchlich sind,<sup>2</sup> nächst der Anwendung metallener Armschienen erst auf späteren Monumenten

ruhe 1841; Llewelyn Meyrick: *Abbildung und Beschreibung der alten Waffen und Rüstungen u. s. w.* Herausgegeben von G. Finke. Berlin 1836; dazu das weiter unten noch näher zu erwähnende Prachtwerk in russischer Sprache: „*Alterthümer des russischen Kaiserreichs*“ Bd. III.

<sup>1</sup> Vendidad. Fargard XIV 32 bis 40 bei F. Spiegel. *Avesta, die heiligen Schriften der Parsen*. I. S. 205. — <sup>2</sup> Abbildungen auch davon s. in den oben S. 193 Note 3 angeführten Werken.

und zwar frühesten auf Malereien des fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhunderts<sup>1</sup> (Fig. 103).

5. Was endlich die unter den Sassaniden übliche Schutzbewaffnung der Pferde und deren Beschaffenheit anbetrifft, so liefert dafür die schon oben beschriebene in Silber getriebene Darstellung des *Firuz* ein ziemlich vollgültiges Beispiel (Fig. 94; vergl. Fig. 92; Fig. 99; Fig. 101).

B. Die gewöhnlichen Angriffswaffen waren nach *Strabo* das Schwert und die Axt, der Bogen nebst Pfeilköcher und die Schleuder. Dazu fügen die heiligen Schriften<sup>2</sup> ein (vermuthlich dolchartiges) Messer, eine Keule und eine Lanze. Dasselbe besagen noch fernere Zeugnisse, als auch die bildlichen Ueberreste, welche zugleich noch den Gebrauch einer Wurfscnlinge oder Fangschnur nach Art des „Lasso“ bestätigen.<sup>3</sup> — Es sind im Ganzen die gleichen Waffen, die schon das höhere Alterthum kannte,<sup>4</sup> so dass sich für diese nun allerdings kaum eine etwa stattgehabte Veränderung mit Sicherheit nachweisen lässt.

1. Von sämmtlichen hier genannten Waffen blieb der Bogen die vornehmste. Diese Waffe, die überhaupt bei allen orientalischen Völkern seit jeher den ersten Rang einnahm, wurde entweder aus Holz geschnitzt oder aus fester Thierschne gedreht, zum Theil vergoldet und farbig bemalt, auch an den Enden mit Quasten verziert (Fig. 94). Ihre Länge wechselte zwischen anderthalb und drei Fuss. Nicht selten ward sie, zu mehrerem Schutz, in einem mehr oder minder reich mit Stickwerk, Malerei oder (bei Vornehmen) mit Edelsteinen ausgestatteten Lederfutterale aufbewahrt, das man am Gürtel zu tragen pflegte. — Die Pfeile entsprachen der Länge des Bogens, und die Verzierung des Pfeilköchers der Ausstattung des Bogenfutterals (vergl. Fig. 94; Fig. 100; Fig. 101; Fig. 103). Zuweilen waren beide Behälter zierlich mit einander vereinigt.

2. Die zunächst gebräuchlichste Waffe blieb durchgängig die Stosslanze. Sie wurde mit einer ziemlich langen erzenen oder eisernen Spitze von gestreckt lanzettlicher Form und am entgegengesetzten Ende mit einem metallenen Erdstachel versehen. Die Länge des Schaftes betrug anfänglich etwa 6 bis 7 Fuss,<sup>5</sup> jedoch

<sup>1</sup> Vergl. die von Ch. Texier. Description de l'Arménie u. s. w. Pl. 80 mitgetheilten Bilder aus Ispahan, die Gefechte des Helden Rustam darstellend.

— <sup>2</sup> S. 194 not. 1. — <sup>3</sup> So unt. and. die oben angeführten spätmittelalterl. Abbildungen bei Ch. Texier. Pl. 80. — <sup>4</sup> Kostümkunde. I. S. 276 (2). —

<sup>5</sup> So auf den Monumenten von Persepolis; vergl. die Abbildungen in meiner Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 280. Fig. 152. Da mit der Reformation der Sassaniden auch selbst die sogenannten 10,000 Unsterblichen des

seit der Herrschaft der Sassaniden mitunter sogar das doppelte (*Fig. 100*; *Fig. 101*). — Nächstdem waren einzelne Lanzen, zufolge neupersischer Münztypen,<sup>1</sup> unmittelbar unter ihrer Spitze mit einem kurzen aufwärtsgebogenen metallenen Haken ausgestattet, dessen Zweck schwer zu bestimmen sein dürfte.

3. Das persische Schwert,<sup>2</sup> ursprünglich gekrümmt, hatte bereits auf Verordnung des letzten Darius nach dem Muster des griechisch-makedonischen Schwertes eine gerade Klinge erhalten. Ebenso zeigen es die Monumente aus der Epoche der Sassaniden (*Fig. 87*; *Fig. 88*; *Fig. 92*; *Fig. 93*). Aus diesen Denkmalen erhellt zugleich, dass sie die Waffe nicht mehr, wie einst,<sup>3</sup> ausschliesslich an der rechten Seite, sondern stets an der linken trugen. Erst nach dem Falle der persischen Herrschaft kamen neben dem geraden Schwert, wahrscheinlich zunächst durch die Araber, wiederum (krumme) Säbel auf<sup>4</sup> (s. unten). — Dasselbe gilt von den dolchartigen Messern. Solcher trug man gewöhnlich mehrere entweder an kurzen Riemengehängen oder unmittelbar im Gürtel (*Fig. 94*; vergl. *Fig. 103*).

4. Die Kriegsbeile, Aexte, Streitkolben und Keulen glichen völlig den früheren. Erstere waren durchaus wie diese einklingig, oder nach Art des schon den alten Assyriern bekannten Doppelhammers und Doppelbeils mit zwei einander entgegengesetzten Hammer- oder Axtklingen versehen.<sup>5</sup> — Die Streitkolben scheinen der Hauptsache nach theils aus einem nur einfachen mit Erz oder Eisen verstärkten Knittel (*Fig. 90*) theils, wie dies noch heut der Fall ist, aus einem langen mit Metallstacheln besetzten Rundkolben bestanden zu haben (s. unten).

5. Die Schleudern und die erwähnten Wurfgeschlingen wurden aus starken Riemen geflochten. —

C. In Betreff endlich der zur Regelung der Truppen erforderlichen Signale, ist zu bemerken, dass man sich stets einestheils der Trompeten und Trömmeln, andernteils fahnenartiger Feldzeichen oder eigener Standarten bediente. Im Uebrigen galt

alten Reiches wieder eingesetzt wurden, ist es sehr wahrscheinlich, dass sie, wie das früher der Fall gewesen, auch wiederum besondere Abzeichen erhielten. Vergl. Procop. Bell. Persarum I. c. 10 und über die alten Insignien derselben meine *Kostümkunde* a. a. O.

<sup>1</sup> Einzelne, wenngleich mangelhafte, doch ziemlich sachgetreue Abbildungen dieser Münzen bei Mongez. Second mémoire u. s. w. Pl. 7. No. 6 u. 7. — <sup>2</sup> Dass auch die Parther besond. Schwerter führten bezeugt u. A. Joseph. Antiq. XVIII. 3; vergl. Ammian. XXIII. 6. — <sup>3</sup> Vergl. Herodot. VII. 61 in Uebereinstimmung mit den betreffenden Sculpturen auf den Trümmern von Persepolis. — <sup>4</sup> Siehe auch die schon mehrmals genannte Abbildung bei Ch. Texier. Pl. 80. — <sup>5</sup> Ch. Texier. Pl. 146.

vorzugsweise die Trommel in ihrer anfänglich rohen Form eines concaven mit Fell überspannten Holzes nebst einem kupfernen Schlegel als urthümlich den Parthern eigen, dagegen die (metallene) Trompete als Hauptinstrument des persischen Stamms. — Die Feldzeichen während der parthischen Herrschaft bildeten vorherrschend kleine Fähnchen von Seide mit goldenem Stickwerk verziert; <sup>1</sup> die der Neuperser theils ähnliche Fahnen, theils das ältere Reichspanier: das goldene Bild eines Adlers, <sup>2</sup> und das „*Direfsch-i-Kavani*“ oder „die heilige Fahne des Schmieds.“ <sup>3</sup> Letztere war auf das Kostbarste mit Perlen und Edelsteinen bedeckt und der (wohl jüngeren) Sage zufolge das lederne Schurzfell des Grobschmieds *Kava*, das seine Erhebung zum Reichspalladium dem Andenken an den Sieg verdankte, den dieser über den Unterdrücker von Persien, den Tyrann *Zohak* errang.

III. Der uralterthümliche Feuer-Kultus war während der Herrschaft der *Seleuciden* und *Arsaciden* wohl getrübt, doch keinesweges unterdrückt worden. Seine Vertreter, die Magier, ob schon mit dem Falle des alten Reichs ihres früheren Einflusses beraubt, hatten sich nichtsdestoweniger um seine zahlreichen Heiligthümer vereinigen und seine ursprünglichen Einrichtungen fortpflanzen können. <sup>4</sup> Somit aber bedurfte es zur Wiederbelebung des alten Magismus denn auch nur die abermalige Erhebung seiner anhängigen Priesterschaft zu ihrer dereinstigen Machtstellung. Mit ihrer Erhebung trat selbstverständlich gleich Alles, was diesen Kultus betraf, seine innere und äussere Ausstattung und, wie nicht zu bezweifeln ist, auch die Tracht seiner Vorstände in fast unveränderter Form abermals lebendig zu Tage. Demzufolge erschienen die Magier (durchaus in alterthümlicher Weise) ohne jedweden goldenen Schmuck, mit langen weissen Gewändern bekleidet, auf dem Haupte eine „Tiara“ und in der Rechten einen Rohrstab. Und ebenso war ihr Amtsgefolge bei Umgängen des heiligen Feuerns u. s. w. nach wie vor mit purpurfarbigen Kleidern geschmückt. <sup>5</sup> — Bei Ausübung des heiligen Amtes vor dem stets flammenden Altar trugen die Priester, damit ihr Athem das heilige Feuer nicht berühre, eine Kappe mit Seitenlaschen, welche die

<sup>1</sup> Florus III. 1. — <sup>2</sup> Vendidad. Fragard II. 139. — <sup>3</sup> E Gibbon. Geschichte des Verfalles u. s. w. XIV. S. 250 (cap. LI); vergl. W. Vaux. Nineveh und Persepolis S. 68. — <sup>4</sup> Vergl. Strabo. XV. 3. — <sup>5</sup> Curtius. III. 3. 8.

Lippen mitverhüllten. <sup>1</sup> Sonst aber scheint ihre amtliche Tracht ziemlich genau der der syrischen Priester, wie *Lucian* <sup>2</sup> sie schildert, geglichen zu haben.

IV. Von der weiblichen Kleidung schliesslich, für deren nähere Beurtheilung verhältnissmässig nur wenige monumentale Abbilder vorliegen, lässt sich als ziemlich sicher annehmen, dass sie seit dem höheren Alterthum in ihren wesentlichen Theilen durchgängig dieselbe geblieben war. Gleich wie zur Zeit der Achämeniden bestand sie auch ferner im Allgemeinen aus einem langen vermuthlich mit langen Ärmeln versehenen Obergewand, das über den Hüften gegürtet ward, aus einem mantelartigen Umhang, aus Schuhen und einer Kopfbedeckung, die bei den Aermeren höchstwahrscheinlich nur ein einfaches Tuch ausmachte. Aller weitere Unterschied beruhte unfehlbar lediglich auf einem je nach Stand und Vermögen betriebenen Aufwand in Stoff und Ausstattung

Fig. 104.



und in Vermehrung von Einzeltheilen, namentlich der Obergewänder. Doch wird man sich gerade in dieser Hinsicht die Bekleidung der Vornehmen kaum bunt und reich genug vorstellen können, ganz abgesehen von Schmuckgegenständen, die sie im Uebermaass anwandten.

Im Ganzen geben die hierhergehörigen monumentalen Abbildungen kaum mehr als nur schwache Andeutungen von der

<sup>1</sup> Strabo. XV. 3. — <sup>2</sup> *Lucian de dea syr.* 42.



äusseren Form überhaupt. Nach ihnen und zwar insbesondere zufolge einer nur theilweis sichtbaren Felsensculptur zu „*Naksch-i-Rustam*“, die wie man annimmt den König *Khosru* und seine Gemahlin *Irene* darstellt (*Fig. 104*), war das Hauptbekleidungsstück der Vornehmen ein langes Gewand mit ziemlich enganschliessenden Ermeln, welche bis über die Hände reichten, das längs der Brust — ob hier aufgeschlitzt? — mittelst Bandschleifen faltenlos um den Körper befestigt ward (*Fig. 104 a*). Ausserdem finden sich noch auf einem Felsenrelief in der Nähe von Schiraz und namentlich auf den grossen Sculpturen von „*Takht-i-Bostan*“ bei Kirmanschah<sup>1</sup> mehrere königliche Weiber in anscheinend äusserst zartstoffigen Kleidern und zum Theil mit einem Schleier aus gleichem Stoff und anderweitigen Schmuckgegenständen dargestellt. Im Uebrigen bezeugen die Monumente, dass die gegenwärtig im Orient übliche Verschleierung in Persien noch nicht gebräuchlich war.

#### Das Geräth.

In der Behandlung des Geräthes blieb man sicher unausgesetzt dem damit schon im alten Reiche betriebenen Prachtaufwande getreu. Ja ganz im Sinne der *Achämeniden* suchten auch die späteren Herrscher, die *Arsaciden* und *Sassaniden*, vorzugsweise durch solchen Aufwand der Erhabenheit ihrer Würde den entscheidenden Nachdruck zu geben. Ganz dem entsprechend berichtet auch Strabo (XV. 3), wo er des Luxus der Parsen gedenkt, „dass sie bei Weitem das meiste Gold und Silber zur Herstellung von Gefässen, dagegen nur einen geringen Theil zur Ausprägung von Münzen verwenden, und dass sich vor Allem die Kostbarkeit ihres Speisegeschirres auszeichnet“, was denn unfehlbar in gleichem Maasse für ihre übrigen Geräthschaften gilt. Ueberdies wird auch das letztere nicht sowohl durch noch andere Berichte, deren theils früher gedacht worden ist, sondern auch noch durch die Schätze bezeugt, welche die Araber bei der Eroberung des persischen Reiches erbeuteten.<sup>2</sup> Ohne indess hier auf eine Schilderung des Einzelnen näher eingehen zu können, sei wenigstens beispielsweise erwähnt, dass jene in einem Raum des Palastes des *Khosru* in seiner Hauptstadt *Madain* einen sei-

<sup>1</sup> E. Flandin et Coste. *Voyage en Perse*, Pl. 28 ff. — <sup>2</sup> Vergl. E. Gibbon. *Geschichte des Verfalles u. s. w.* XIV. S. 252 ff. (cap. LI) nach Abulfeda; dazu das nächste Kapitel.

denen gestickten Teppich von unermesslichem Werthe vorfanden, der sechszig Ellen im Geviert betrug und der zum Theil in Goldwirkerei, in Silber und farbigen Edelsteinen die Darstellung eines mit Bäumen, Blüthen und Früchten prangenden Gartens enthielt, den ein in gleicher kostbarer Weise ausgestatteter Rand umgab. Als man dies überaus kostbare Werk dem siegreichen *Omar* überwies, vertheilte er es unter seine Freunde und ungeachtet ihre Zahl sicher keine geringe war, soll ein einziges Stück davon, das *Ali* zum Geschenk erhielt, mit nicht weniger als zwanzigtausend Silberstücken bezahlt worden sein.<sup>1</sup>

Von all derartigen Kostbarkeiten, wie überhaupt von Gegenständen der neupersischen Industrie, hat sich wohl nur sehr Weniges erhalten. Mit zu diesem Wenigen gehört jene schon mehrfach hervorgehobene silberne Schüssel mit dem Bilde des Königs *Firuz*, die übrigens völlig einfach gestaltet ist.<sup>2</sup> Aber auch was sich sonst an Geräthen auf Monumenten verbildlicht findet, beschränkt sich gleichfalls auf nur sehr wenige und ausserdem nur flüchtig behandelte, kaum genügende Andeutungen. Dahin zählen einestheils Darstellungen von ziemlich einfachen mit hohen Lehnen und ohne Rücklehne versehenen Sesseln auf mehreren Bronzemünzen der Arsaciden,<sup>3</sup> andernteils die Darstellung eines sassanidischen Throns auf dem schon oben genannten Krystall. Während hievon die ersteren im Allgemeinen dem auf den Reliefs aus den Zeiten der Achämeniden dargestellten Lehnstuhl<sup>4</sup> entsprechen, gleicht der letztere im Wesentlichen einzelnen der auf spätrömischen Elfenbein-Diptychen vorkommenden reicher geschmückten Consularstühle.<sup>5</sup> — In Weiterem erscheinen nur noch auf dem grossen Felsenrelief bei Kazerun und auf den Sculpturen von „*Takht-i-Bostan*“ einige wenige Einzelgeräthe, und zwar auf jenem von Kazerun mehrere halbrunde Flechtkörbe, flache Schüsseln und grosse Fässer, die (je an einer Stange befestigt) von zwei Männern getragen werden,<sup>6</sup> und auf dem zuletzt erwähnten Relief, neben mancherlei Jagdgeräth, verschiedene Musikinstrumente, als Harfen, Pfeifen u. s. w., welche theils Männer theils Weiber spielen. —

Dies Wenige reicht natürlich nicht aus, um etwa auch von

<sup>1</sup> E. Gibbon a. a. O. S. 254; J. D. Fiorillo. Geschichte der zeichnerischen Künste. I. S. 39; vergl. K. Ritter. Erdkunde u. s. w. X. S. 173. — <sup>2</sup> S. oben S. 186 Note 1. — <sup>3</sup> J. Vaillant. Arsacid. imperat. numism. p. 83 ff. — <sup>4</sup> S. die Abbildung in meiner Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 312 Fig. 161 c. — <sup>5</sup> Vergl. die Abbildung bei Mongez. Second mémoire etc. Pl. 9 Fig. 21 mit der oben gegebenen Fig. 77 b. — <sup>6</sup> Ch. Texier. Description. Pl. 147.

dem stilistischen Gepräge eine Anschauung zu gewinnen. In dessen verhielt es sich damit vermuthlich ziemlich ähnlich wie mit dem Stil der neupersischen Architektur. Obschon sich nun auch von solchen Bauten verhältnissmässig nur dürftige Ueberreste erhalten haben,<sup>1</sup> deuten sie immerhin noch erkennbar eine allmählig stattgehabte Vermischung des altpersischen Stils, wie solchen die weitgedehnten Trümmer von Persepolis aussprechen, mit griechischen oder wohl richtiger spätrömischen Elementen an, — eine Vermischung, welche auch jene in Krystall geschnittene Darstellung im Allgemeinen erkennen lässt.

### Drittes Kapitel.

#### Die Araber.

##### Geschichtliche Uebersicht.<sup>2</sup>

Gegenüber dem inhaltlosen Götzendienste der Araber war es dem Eifer *Muhammets*<sup>3</sup> theils durch die Mächtigkeit seines Worts, theils durch den Nachdruck seines Schwertes schon nach Verlauf

<sup>1</sup> Vergl. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste. III. S. 242 ff.; F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (3) I. S. 292; Derselbe. Gesch. der Baukunst. I. S. 437. — <sup>2</sup> S. neben den oben (S. 165) angeführten Werken von E. Gibbon (cap. L, LI, LII, LVII, LXIV), J. Malkolm. History etc., besond. J. v. Hammer-Purgstall. Gesch. des osmanischen Reichs. 2. Aufl. Pesth 1834—36. 4 Bde. Derselbe. Gemäldeaal der Lebensbeschreibungen grosser moslemitischer Herrscher. Darmst. 1837 ff. 6 Bde. J. W. Zinkeisen. Geschichte des osmanischen Reiches in Europa. Hamburg 1840—56 (Bd. I. bis Mohammed II. 1840). F. Weill. Geschichte der Khalifen. Mannh. 1846—1851. Für einzelne Dynastien: B. v. Jenisch. Die Taheriden und Soffariden. Wien 1782. F. Wilken. Gesch. der Samaniden und Buiden. Göttingen 1818 (1835). F. v. Diez. Das Buch des Kabus. Berlin 1811 (Ueber die Delemiden). J. v. Hammer. Geschichte der Assassinen. Stuttg. 1818. Silv. de Sacy. Mémoires etc. Notes et extraits II. S. 325 (über die Gaznaviden). Mirchondi. Geschichte der Seldschuken, übersetzt von F. Vullers. Giessen 1838. Für Spanien: J. Joaquin de Mora. Cuadro de la historia de los Arabes desde Mahoma hasta la conquista de Grenada. Lond. 1826. J. A. Conde. Historia de la dominacion de los Arabes in España. 1820. (Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien. Aus dem Spanischen von Ruschmann. Karlsruhe 1824). J. Aschbach. Geschichte der Ommijaden in Spanien. Frankf. 1829; Derselbe. Geschichte Spaniens und Portugals unter der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. Frankfurt 1838. Für Frankreich: W. Reinaud. Invasions des Sarrazins en France. Paris 1836. — <sup>3</sup> Aus der weitschichtigen Literatur über Muhammed s. J. Gagnier. La vie de Muhamed. Paris 1723. K. E. Oelsner. Muhamed. Frankf. 1810. J. Taylor. History of Muhamedanism. London 1834. F. Weill. Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Stuttg. 1843; dazu F. G. Wahl. Der Koran oder das Gesetz der Moslemen durch Muhammed den Sohn Abdallah's etc. Halle 1828. (Einleitung).

von drei Jahren gelungen, fast sämtliche Stämme Arabiens für seine Lehre von dem einigen Gott und der „alleinigen Ergebung in ihn“, den „Islam“, aufs Höchste zu entflammen, und sie unter seiner Oberleitung als des von Gott gesandten Propheten zu einer Macht zu vereinigen. —

Da er keine Bestimmungen über das Erbrecht hinterliess, traten alsbald nach seinem Tode, um 632, unter den ihm verwandten Feldherren die bedrohlichsten Spaltungen auf. Zunächst ward *Abubekr* erwählt, der indess nach zwei Jahren starb. Ihm folgte *Omar*, und erst nachdem dieser zwölf Jahre kraftvoll geherrscht und danach *Othmann* bis zum Jahre 655 regiert hatte, gelangte *Ali* zur Oberherrschaft als derjenige „Nachfolger“ oder „Khalif“ welchem darauf von vornherein die meisten Ansprüche zustanden.

Gleich der erste dieser Khalifen machte es sich zur heiligen Pflicht, dem Gebot des Propheten zufolge<sup>1</sup> den „wahren Glauben“ allen „Ungläubigen“ mit dem Schwerte zu diktiren. Sofort beim Antritte seiner Regierung (um 632) beauftragte er seinen Feldherrn *Khaled* mit dem Einbruch in Persien; und noch während man daselbst im dauernden Kampfe begriffen war, bestimmte er ihn und den Feldherrn *Obeidah* gegen Syrien aufzubrechen. Mit unerhörter Schnelligkeit trieben die an jede Entbehrung gewöhnten zähnerigen Söhne der Wüste die seit lange in Ueppigkeit versunkenen Völker vor sich her. Und schon als sie noch mit der Eroberung von ganz Persien beschäftigt waren, hatten sie unter der thätigen Mitwirkung des tapferen *Amru* in kaum zwei Jahren fast ganz Syrien unterworfen (um 636). Als nun hierauf *Heraclius* mit einem unermesslichen Heer ihnen gegenübertrat, wurde auch er so gänzlich geschlagen, dass er es fernerhin kaum mehr wagte ihrem Schwerte zu begegnen. Im unausgesetzten Siegeslaufe bemächtigten sie sich im nächsten Jahre Jerusalem und im folgenden der ihrer grossen Reichthümer wegen seit Alters berühmten festen Städte Aleppo, Antiochien und Caesarea. —

Hierdurch zu jedem Wagniss ermuthigt, erbat sich *Amru* von seinem Lager in Palästina aus die Erlaubniss in Aegypten einzufallen. Mit der nur äusserst geringen Zahl von viertausend Arabern brach er sodann von Gaza auf, eroberte in dem kurzen Zeitraum eines Monats die Schlüssel des Reichs — Farmah und Pelusium —, und sah sich bereits nach einem Jahr, nachdem er zahlreiche Verstärkung erhalten, im Besitz Alexandriens.

<sup>1</sup> Alle dahin gehörigen Stellen des Koran gesammelt bei J. v. Hammer-Purgstall. Die Posaune des heiligen Kriegs. Wien 1806; vgl. F. G. Wahl. Der Koran etc. S. LXV.

Alle Bemühungen der Byzantiner um Wiedergewinnung dieser Stadt, des Hauptstapelplatzes ihres Handels, wurden durch die Sieger vereitelt. Die Nachricht von ihrem endlichen Fall tödtete den griechischen Kaiser, und jene wandten nun ihren Blick auf das nordwestliche Afrika. Nur wenige Jahre nach der Erhebung *Othmanns*, um 647, brach *Abdallah* nach Tripolis auf, bezwang nach hartnäckiger Gegenwehr die von dem Präfekten *Gregorius* angeführten griechischen Truppen und nahm das feste Sufetula ein. Ja hätten jetzt nicht die im eigenen Reich ausgebrochenen Streitigkeiten um die rechtmässige Nachfolge dem Vordringen eine Schranke gezogen, würde unfehlbar die Eroberung des ganzen nördlichen Afrikas um zwanzig Jahre verkürzt worden sein. — *Othmann*, nachdem sein siegreiches Heer bis tief in Afrika vorgezogen, die Insel Rhodus eingenommen und Cypren tributpflichtig gemacht hatte, fiel durch die Hand eines Meuchelmörders. Als hierauf *Ali* zur Herrschaft gelangte, sah somit dieser sich im Besitz eines Reiches, welches bereits (abgesehen von Arabien), Persien, Syrien, ganz Aegypten und einen nicht geringen Theil von Nordafrika umfasste.

Obschon die Wahl *Ali's* zum Kalifen, als eines Schwiegersohns des Propheten, die vollste Berechtigung für sich hatte, wurde sie doch nicht von allen Statthaltern in gleichem Maasse anerkannt. Im Gefühl seiner Unsicherheit versuchte er die vornehmsten Stellen mit seinen Freunden zu besetzen, was indess nur noch mehr veranlasste ihm seine Würde streitig zu machen. Zwar gelang es ihm zwei der mächtigsten Widersacher, *Telha* und *Zobeir*, die sich in die Statthalterschaften von Irak und Assyrien getheilt, vor Bassora zu vernichten, dagegen fand er einmal in Syrien an *Moawijah*, sodann in Aegypten, an dem Eroberer dieses Landes, an *Amru*, zwei kühne Gegner, denen er nicht gewachsen war. Im Hinblick auf diese Zerwürfnisse, die jeden Fortgang des Reiches hémmten, beschlossen endlich drei Araber alle drei Widersacher zu tödten. Jedoch gelang nur die Ermordung *Ali's* (um 655), worauf *Moawijah*, unterstützt durch die Berufung auf seine Abstammung von dem Geschlechte der Ommijaden, das ledige Khalifat an sich riss (um 661). Zu seiner eigenen Sicherstellung liess er seinen ältesten Sohn *Yezid* zu seinem Nachfolger ausrufen. Als sich dann *Hossein*, der jüngere Sohn und Erbe *Ali's* dagegen erhob, ward er nach heldenmüthigem Kampfe von seinem Feinde niedergemacht. — Mit der Anerkennung *Yezid's* wurde aus dem früheren Wahlreich eine erbliche Monarchie und *Moawijah I.* selbst der Gründer eines Herrschergeschlechts, der

Dynastie der „*Ommijaden*“, das sich von 661 bis um 750 unausgesetzt auf dem Thron erhielt. Nächst dem erhob er seinen ursprünglichen Statthaltersitz in Syrien, Damaskus, zum Hauptsitz des Khalifats, der bisher Medina gewesen war.

Indem mit der Befestigung *Moawijah's* allmählig die Ordnung zurückkehrte, begann man die früheren Eroberungspläne abermals thätig zu befördern. Vor allem ward jetzt ein besonderes Heer unter der Führung *Sophians* (um 668) gegen das Herz des oströmischen Reiches, gegen Constantinopel gesandt. Hier indess sollte zum erstenmal die als unbezwinglich erachtete Kraft der Araber gebrochen werden. Ungeachtet sie diese Stadt mit allen aufzubietenden Mitteln ihrer Land- und Seemacht bedrohten, mussten sie nach einer hartnäckigen siebenjährigen Belagerung (um 675), wenn auch nicht gerade dem griechischen Schwerte, doch dem griechischen Feuer weichen, das ihre Flotte vernichtete, ja sogar nach geschlossenem Frieden, um 677, zu einem Tribute sich verstehen. Nicht lange nach diesem Unternehmen, das ihren Kriegsruf herunterstimmte, starb (etwa um 680) *Moawijah*, und seine Nachfolger liessen sich nun zunächst die Eroberung Nordwestafrika's angelegen sein. Um 689 trat das hierzu versammelte Heer unter der Oberleitung *Akbah's* seinen gewagten Kriegszug an. Trotz des kräftigsten Widerstandes kämpfte es unausgesetzt mit Erfolg. Schon um 692, als *Abdalmalek* den Thron bestieg, stand es unter den Mauern Carthagos, welche stark befestigte Stadt nach einer sechsjährigen Belagerung der Feldherr *Hassan* eroberte. Hiernach aber ergoss es sich in dem nur äusserst kurzen Zeitraum von 698 bis gegen 709 siegreich über das Reich der Berber bis an den atlantischen Ocean.

Von hier aus blickte in dem Gefühle eines Welteroberers der Feldherr *Musa* nach Spanien; doch wagte er den Angriff noch nicht. Da nahte sich ihm in *Julian*, einem spanischen Edelmann, der die Festung Ceuta besetzt hielt, ein Verräther des Vaterlandes. Seinem Erbieten das schon seit lange in Weichlichkeit verfallene Reich dem Schwert des Khalifen zu überliefern, wurde zunächst nur versuchsweise mit fünfhundert Mann Folge geleistet. Indess als *Musa* der Glaubwürdigkeit Julians sich versichert hatte, liess er im Frühjahr des folgenden Jahrs unter dem Oberbefehl *Tariks* noch eine Abtheilung von fünftausend Mann nach Gibraltar übersetzen. Diese erhielt dann in kurzer Frist eine noch weitere Verstärkung bis auf die Anzahl von zwölftausend Mann, mit der sich nun Tarik ohne Weiteres dem Heere des Königs *Roderich*, das neunzig- bis hunderttausend Mann zählte, schlagfertig

gegenüberstellte. Unweit Kadix kam es zum Kampf: In einem viertägigen Blutbade wurde das Schicksal Spaniens entschieden, Roderichs Kriegsmacht völlig zersprengt, wobei er selbst auf eiliger Flucht im Guadalquivir endete. Nach einem so glänzenden Ausgange bemächtigte sich das siegreiche Heer im raschen Fluge der festen Städte Cordowa, Toledo u. s. f., wie überhaupt des ganzen Gebietes bis zur Meeresbucht von Biskaya. Als dann um 713 *Musa* persönlich hier landete, blieb ihm in der That nur noch übrig auf anderweitige Eroberungen ausserhalb Spaniens zu denken. Er aber wurde zurück berufen, worauf er alsbald in Mekka starb. —

Kaum acht Jahr im Besitz dieses Landes, um 721, überschritten die Araber mit einer zahlreichen Heeresmacht die Pyrenäen und eigneten sich nach einer ersten Niederlage, die sie durch *Eudes von Aquitanien* nahe bei Toulouse erlitten, die Provinz Septimanien zu. Von dort aus nun drang nach etwa 10 Jahren *Abdalrahman*, vom Glücke begleitet, bis an die Ufer der Loire vor. Hier jedoch ward ihm durch *Karl „Martell“*, dem kühnen Bastard des älteren *Pipin*, ein fester Damm entgegen gestellt. Nach einem furchtbar zerstörenden Kampfe, der unausgesetzt sieben Tage währte, sahen die Feinde sich endlich gezwungen ihr Lager dem Feinde zu überlassen, und schliesslich auch ihre früheren Besitzungen in Frankreich für immer aufzugeben. —

Inzwischen war der Thron des Propheten zunächst in einem nur kurzen Zeitraum an drei Khalifen, an *Yezid's* Sohn, der als *Moawijah II.* nur 45 Tage herrschte, an *Mervan I.*, und ein Jahr später an dessen Sohn *Abdalmalek* gekommen, welcher letztere ihn gegen die Angriffe *Solimans* und Anderer bis 705 behauptete. Da *Abdalmalek* dem griechischen Kaiser den ihm von *Moawijah I.* gewährten Tribut<sup>1</sup> verweigerte, hatte dies abermalige Kämpfe mit den Byzantinern zur Folge. Noch ehe dieselben beigelegt waren starb der Khalif, und bald darauf sein Gegner *Justinian II.*: doch wurden diese Streitigkeiten von den beiderseitigen Nachfolgern, von *Walid I.* und von *Artemius* mit aller Heftigkeit aufgenommen. Obschon die Araber gerade jetzt theils die Eroberung der Bucharei (Bochara, Turkestan und Chowaresm), theils die von Spanien vollendeten und selbst ein drittes gewaltiges Heer siegreich in Kleinasien kämpfte, rüstete *Walid* nichtsdestoweniger mit grösstem Aufwande gegen Byzanz. Indess starb auch er vor Beendigung des Kampfes und zwar noch inmitten der

<sup>1</sup> Siehe oben S. 204.

Vorbereitungen, gegen 715, die nunmehr jedoch nach kurzer Ruhe sein Nachfolger *Soliman I.* mit grösstem Eifer beendete. Gleich noch in demselben Jahr rückte das dazu beordnete Heer nebst einer ausnehmend zahlreichen Flotte unter Anführung *Moslehna's* vor, bemächtigte sich im folgenden Jahr Pergamus und Armo-ricum und schlug bereits um 717 sein Lager um Constantino-pel auf. Aber auch diesesmal sollte die Wucht der arabischen Welteroberer dem „griechischen Feuer“ unterliegen. Dazu kam dass *Soliman* starb und *Leo der Isaurier* an der eintretenden Winterkälte einen kräftigen Verbündeten fand. Als trotzdem der nächste Khalif, *Omar II.*, den Angriff erneute, wurde sein Heer und seine Flotte dergestalt zu Grunde gerichtet, dass er um 718 den gänzlichen Abzug anordnen musste.

Mit dem Tod des Khalifen *Omar*, der bald nach diesem Ab-zuge erfolgte, begannen die inneren Parteiuungen, die unausge-setzt genährt worden waren, immer bedrohlicher um sich zu grei-fen. Schon *Omar* war nicht der Mann gewesen, sie gewaltsam in Schranken zu halten; noch weniger war aber dessen Nachfolger *Yezid II.* dazu geeignet. Beide und ebenso *Yezid's* Brüder, *Hascham* (um 724) hatten überdies noch das Volk vielfältig gegen sich auf-gebracht. Während der Oberherrschaft *Haschams*, der 743 starb, und der seines Nachfolgers *Walid II.*, gewann die Empörung zu-nächst in Syrien und bald darauf in Persien, einen kaum mehr zu begrenzenden Raum. Verstärkt durch die Kämpfe der Usurpa-toren *Mervan I.* und *Mervan II.* gegen den Nachfolger *Ibrahim*, wüthete sie in allen Parteien, bis dass das Auftreten der *Abbas-iden* ihr eine entscheidende Wendung gab. Schon vorher hatte sich *Abul Abbas* „*el Saffeh*“ oder „*der Blutvergiesser*“ zum Kha-lifen ausrufen lassen. Jetzt trat er mit zwanzigtausend Mann *Mervan II.* gegenüber, dessen Gesammtheer aus hundertzwanzig-tausend gerüsteten Streitern bestand. Ungeachtet der Uebermacht wurde letzterer aufs Haupt geschlagen, bis nach Aegypten hin verfolgt, wo er, nachdem auch der Rest seines Heers unweit Bu-siris zersprengt worden war, durch die Hand eines Mörders fiel. Das gleiche Schicksal traf seine Verwandten, welche der Sieger bei einem Gastmahl in Damaskus umbringen liess. Nur einer von ihnen *Abd el Rahman Ben Moawijah* entkam nach Spanien und gründete hier, während sich im Osten die *Abbasiden* befestigten, um 756 ein selbständiges Khalifat, das seinen Sitz in Cordowa nahm und 250 Jahr dauerte. — Diesem Beispiele folgten sodann um 786 Mauretanien und nicht lange danach, im Jahre 812, Aegypten, indem sich dort ein Nachkomme *Ali's*, *Edrisi*, zum



Alleinherrscher aufwarf, hier der Statthalter *Ebn Aglab* aus dem Geschlecht der *Fatimiten*, die Regierung an sich riss. —

Seit der Erhebung der *Abbassiden* bis zu dieser Spaltung des Reichs hatten ausser *Abul Abbas* unter beständigen Partekämpfen drei Khalifen den Thron bestiegen. Von diesen hatte der erstere, *Al Mansur*, um 762 eine neue Residenz unweit Ctesiphon angelegt, die unter dem Namen der „Friedensstadt“, „*Medinat-al-Salem*“ oder Bagdad, mit ungemeiner Schnelle erblühte. — Ihm war sein Sohn *Muhammed I.* und diesem, um 786, *Abu Dschafur Harun-„al-Raschid“* oder „der Gerechte“ gefolgt.

An *Harun-al-Raschid* gewann das Reich einen der begabtesten Herrscher, der nicht sowohl den Künsten des Friedens im vollsten Maasse ergeben war, als er es eben so sehr verstand das Schwert wenn es galt mit Nachdruck zu führen. Letzteres hatte er bereits unter der Herrschaft seines Vaters *Muhammed I. „Mahadi“* in dem ihm übertragenen Krieg gegen die Byzantiner bewiesen, indem er die Kaiserin *Irene*. (um 783) sogar zum Tribute verpflichtete. Nun aber selbst zur Herrschaft gelangt, trat er zugleich als der freigebigste Beschützer und Beförderer aller Wissenschaften und Künste in dermassen glänzender Weise hervor, dass Bagdad oder vielmehr sein Hof in kürzester Frist der Mittelpunkt muhammedanischer Gelehrsamkeit und orientalischen Prachtaufwands ward. — Als ihm *Nicephorus I.* jenen Tribut verweigerte und ohne Verzug den Krieg erklärte, musste auch dieser die Kraft seines Arms und zwar in verdoppelter Stärke empfinden. Hiernach, mit Ruhm und Beute beladen zog er nach seinem Lieblingspalast zu *Rakkah*, um einzig der Muse zu leben.

Von nun an aber bereitete sich der Verfall der Araber vor, beschleunigt durch den steigenden Luxus, dem die Entnervung auf dem Fuss folgte. In Syrien hatte überdies *Harun „al-Raschid“* durch eine Theilung des Khalifats unter seine Söhne *Abbas-al-Mamum* und *Amin* Thronstreitigkeiten herbeigeführt, die von den bedenklichsten Folgen waren. Zwar ging aus ihnen der Erstere um 813 als glücklicher Sieger und unumschränkter Khalif hervor, demungeachtet blieb fortan das Reich in seinen innersten Fugen gelöst. Dazu kam, dass sich *Al-Mamum* selbst neben einem erdrückenden Aufwand viel lieber mit gelehrten Problemen als mit den Regierungsgeschäften befasste, vielmehr diese in noch weiterem Umfange, als es schon seine Vorgänger gethan, seinen Ministern überliess. Dies alles und schliesslich sein eigener Zweifel an der Rechtmässigkeit der Ansprüche seines Geschlechts an das Khalifat, der ihn unausgesetzt peinigte, liess die Gährung im

Reiche anwachsen und die Macht der Statthalter bis zur Willkür ausdehnen. In einem Kampf gegen die Byzantiner, die jetzt unter *Theophilus* fochten, ward er aller Vortheile beraubt, welche das Schwert *Harun-al-Raschids* über diese davon getragen. Gleich sein nächster Nachfolger und Bruder *Muhammed III. Abu Ischak* mit dem Beinamen „*Motassem Billah*“ vermochte den jetzt andringenden Griechen kaum mehr mit Nachdruck zu begegen; ja er selbst sah sich bereits zum Schutz seiner eigenen Person zur Aufstellung einer Leibwache veranlasst, wozu er ausschliesslich Nichtaraber, gefangene oder gekaufte Sklaven und vorherrschend Turkomanen nahm. Da alsbald zwischen diesen Haustruppen und der Bevölkerung von Bagdad sich unheilbarer Zwist entspann, erbaute er für sie die Stadt „*Sermenrai*“, und in ihrer Mitte für sich selber einen Palast, der alle bisher aufgeführten Bauten an schwelgerischem Glanz übertraf (835).

Mit der Aufstellung dieser Leibwache hatte jedoch der Khalif zugleich sich selber das Zeugniß der Schwäche gegeben. Dies blieb auch der Wache durchaus nicht verborgen und rasch wuchs der Einfluss ihrer Anführer zu einer fast unumschränkten Gewalt. Von *Motassem* war ihre Zahl auf fünftausend erhöht worden, worauf sie sein Nachfolger *Harun II. Vathik* noch beträchtlich vergrösserte, bis dass sie schliesslich nicht weniger als fünfzigtausend Mann betrug. Hiermit war ihre Macht denn entschieden. Schon der nächstfolgende Khalif *Abul Fadl Motawakkil*, 847 erwählt, sollte ihrem Schwert unterliegen. Fortan aber herrschten sie ununterbrochen gleich den altrömischen Prätorianern, indem sie nach Laune, Gunst oder Willkür die Khalifen ernannten und stürzten. So wurde durch sie der vermuthliche Mörder des Abul, *Abn Dschafar Mostansir*, und nach diesem ein Enkel *Motassem's*, *Achmed I.*, zum Thron erhoben und bald nachher (866) der Letztere wieder der Würde entsetzt. — Inzwischen, um 846, waren die Araber von Afrika aus bis unter die Mauern von Rom vorgedrungen, von wo sie indess nach dreijähriger Frist, mit Verlust ihrer ganzen Flotte, *Leo IV.* glücklich vertrieb. Dagegen gelang es ihnen allmählig (bis um 878) in Sicilien sich zu befestigen. —

Seit der Gewaltherrschaft jener Leibwache sahen sich die eigentlichen Khalifen, gleichsam als deren Gefangene, mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit auf die engen Räume des Harems und den bloss sinnlichen Genuss der ihnen beliebig zugemessenen Reichthümer des Orients angewiesen. Demgegenüber blieb es nicht aus, einmal dass die Landestruppen sich gegen diese Bedrücker empörten und ferner dass es Statthalter versuchten, sich

völlig unabhängig zu machen. Beides wurde durch das Vordringen des griechischen Heers unter *Michael III.*, das gegen Mesopotamien vorrückte, wenn nicht befördert, doch stark begünstigt.

In solcher allgemeinen Verwirrung gelang es nach mehreren blutigen Kämpfen zunächst einem Statthalter aus dem Geschlechte Tahers, *Hassan*, in Dschordschan und einem kühnen Soffariden Namens *Jakob Ebn Leith* in Sedschestan sich zu behaupten und selbständige Dynastien ihres Stammes zu begründen. Noch ferner, um 884, warf sich der vom Khalifen *Motaz* im J. 868 zum Statthalter von Aegypten ernannte Türke *Achmed Ebn Thalun* zum Alleinherrscher daselbst auf und brachte ausserdem mehrere Städte in Syrien unter seine Gewalt. Ueberhaupt aber erhoben sich in weiterem Verlaufe bei häufigerem Wechsel noch andere Geschlechter zu Dynastien, so dass die Abbassiden schliesslich sich selber zuweilen genöthigt sahen die Hülfe von solchen in Anspruch zu nehmen.<sup>1</sup> —

*Er-Radhî*, der zwanzigste der Abbassiden, der seine Erhebung aus dem Kerker auf den Thron Empörern verdankte, fand seine unmittelbare Herrschaft auf Bagdad und die Umgegend beschränkt, die Finanzen gänzlich zerrüttet und das Reich dergestalt zerrissen, dass er im Gefühl seiner Ohnmacht alle ihm noch zuständige Gewalt in die Hände des zum „Emir al Omra“ oder zum „ersten Emir“ ernannten *Abu Bekr* legte. Damit ging aber der letzte Rest von der weltlichen Macht der Khalifen dauernd auf diese Beamten über, was nun wiederum zu neuen Kämpfen eben um diese Würde führte.

Unter so gebotenen Umständen zogen die Griechen abermals, um das Jahr 960, ein beträchtliches Heer zusammen, hauptsächlich zur Wiedereroberung der an die Araber verlorenen Provinzen. Zunächst ward dasselbe unter der Leitung des erst noch als Feldherrn fungirenden *Phokas* gegen die Insel Kreta geführt, der es sich alsbald bemächtigte. Hierauf drang es unter diesem, der nunmehr zum Kaiser erhoben war, dann unter *Zimisce*s nach Syrien vor, wobei es glückte Antiochien und die Hauptstädte von Cilicien und Cypem wieder zurück zu gewinnen. — Im Uebrigen blieb seit jener Abschwächung die wirkliche Oberherrschaft in Asien fast während der Dauer eines Jahrhunderts vorherrschend wechselnd in den Händen der *Samaniden* und der *Buiden*.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Auf solche Weise wurde z. B. zwischen 874 und 990 das grosse Heer der Soffariden durch die Samaniden vernichtet. — <sup>2</sup> Schon um 945 hatte der Buide Muez, indem er den Khalifen beseitigte, die Würde des Emir al Omra in seinem Geschlechte erblich gemacht.

Erstere besaßen die weitgedehnten Provinzen Mazaderan, Sedschestan, Khorazan, Rei und Ispahan, letztere geboten als Vezire im Süden über Iran, Kirman, Khursistan und Laristan. Endlich erhob sich auch über sie und zwar hauptsächlich über die ersten etwa seit 1023 der Türke und Gaznawide *Mahmud*, der in Ostpersien und Indien zu überwiegender Macht gelangt war.

Wohl mit in Folge dieser Bewegung — während Apulien und Sicilien die Normänner eroberten — begann der weitverzweigte Stamm der seldschukischen Turkomannen sich aus seinen nordischen Steppen gegen Süden hin zu verbreiten. Schon um 1027 sah sich *Mahmud* in einen Krieg mit diesen wilden Horden verwickelt, wobei es ihm nur eben gelang, sie aus seinem Reich zu vertreiben, aber keineswegs die Gefahr, die diesem dadurch erwuchs, abzuwehren. Nur wenige Jahre nach seinem Tod, der um 1030 erfolgte, drangen sie abermals massenhaft vor. Und als es nunmehr *Masud* versuchte, sie wiederum in ihre Grenzen zu bannen, ward er von ihnen angegriffen. Geführt von *Togrul Beg* „*Alp Arslan*“ (der „tapfere Löwe“) und seinem Bruder, trugen sie fast in allen Schlachten den glänzendsten Sieg über jenen davon. Endlich im Treffen bei Zendekan, um 1038, ward *Masud* von den Seinigen verlassen, und damit die Oberherrschaft der Türken über Irak entschieden. Dieser Sieg hatte sofort zur Folge, dass *Togrul Beg* die Gaznawiden aus dem östlichen Persien bis an die Ufer des Indus jagte, dass er die im Westen herrschende Dynastie der Buiden stürzte, und dass ihn selbst, der sammt seinen Kriegern der Lehre Muhammeds huldigte, der Khalif zum Stellvertreter erhob.

Diese Würde ging nach seinem Tode, um 1063, auf seinen Neffen *Malik Schach* über, der *Beg* vielleicht an wahrhaft grossen Eigenschaften noch übertraf. Ueberall siegreich, wohin sein Schwert fiel, vereinte er in sich die Tapferkeit eines unbezwingbaren Kriegers mit den mildereren Tugenden eines für die Wohlfahrt des Reiches unausgesetzt besorgten Beherrschers. Trotzdem er beim Antritt seines Amtes nicht älter als achtzehn Jahre war und seine Regierung nur zwanzig Jahr währte, gelang es ihm Persien wiederum zu einem Wohlstande zu erheben, wie es solchen nur unter den besten der früheren Khalifen gekannt hatte, dazu dem Reiche überhaupt eine Ausdehnung zu verleihen, die fast der unter *Cyrus* gleich kam.

Seit ihm jedoch neigte sich die Macht der Seldschukiden dem Verfall. Unter seinen nächsten Nachfolgern, seinen drei Söhnen und seinem Bruder, war auch nicht Einer der ihm entsprach.

Sie vielmehr machten sich alsbald die erledigte Würde streitig. Und während dann abermals türkische Horden die nördlichen Länder beunruhigten, wurden sie selbst die Veranlassung zu der Erhebung einer Anzahl seldschukidischer Dynastien, der sogenannten „*Atabeks*“, die sich nun über hundert Jahre gegen- und unter einander bekämpften. — In dieser Zeit, während welcher der Orient durch die Kreuzfahrer heimgesucht ward, endete und zwar in Folge dessen, mit der Eroberung von Aegypten, um 1171, das ebenfalls schon seit lange gesunkene fatimitische Khalifat. —

Nachdem dann das muselmännische Reich nur noch einmal an *Saladin*, zwischen 1171 und 1192, einen ebenso tapferen als glücklichen Eroberer gefunden hatte, nahte sich ihm um 1208 der Alles verheerende *Mongolensturm*. Ausgehend von den unwirthlichen Steppen, die sich von der chinesischen Grenze und den Grenzen Sibiriens bis zum caspischen Meere hinziehen, geführt von dem wilden *Dschengis-Chan*, ergoss er sich gleich einem Lavaström über das blühende *Khuarezsm*, verwüstete hierauf *Khorasan* und überschwemmte in wenigen Jahren, bis 1224, fast ganz *Persien* vom caspischen Meer bis zum persischen Meerbusen und von *Tedschin* bis zum *Tigris*. —

Was dem unabwendbaren Schwerte *Dschengis-Chan's* bis zu seinem Tode, um 1227, noch nicht unterlegen war, wurde von seinen vier nächsten Nachfolgern — *Tuschi*, *Dschagatai*, *Oktai* und *Tuli* — mit Grausamkeit bekämpft. Gleich wie im Fluge bemächtigte sich *Oktai* der nördlichen Theile von *China* und verheerte durch seinen Neffen fast alle Gebiete vom *Ural* bis herab an die *Ostsee* und *Oder*, vom *Eismeer* bis zum *adriatischen Meer*. Nächst dem, von 1236 bis um 1242, drang der Führer *Scheibani-Chan* bis tief in das nördliche *Russland* vor, wo er sich in *Tobolks* festsetzte. Nicht lange nachher ward durch *Hulagu-Chan* die Eroberung des persischen Reiches vollendet und, zugleich mit der Erstürmung von *Bagdad*, in der Person des *El Mostassem* um 1258 auch dem asiatischen Khalifat für alle Zeiten ein Ende gemacht: — In etwa 68 Jahren nach dem Tode *Dschengis-Chan's* war nicht sowohl beinahe ganz *Asien*, als auch ein grosser Theil von *Europa* von den *Mongolen* überfluthet. Noch später, um 1279, fiel das grosse Reich der *Song*, das südliche *China* und selbst *Tibet*, durch *Kublai-Chan* in ihre Gewalt.

Zwar nahm nun die Mehrzahl dieser Eroberer den Glauben und die milderen Sitten ihrer Besiegten willig an, ja einzelne von ihnen bemühten sich sogar mit ganz besonderem Eifer die von ihren roheren Vorfahren mehr oder minder vernichtete, reichere

Kultur wieder neu zu beleben, doch blieb dies, mit Ausnahme weniger Lichtblicke, deren sich unter anderen Persien zu erfreuen hatte,<sup>1</sup> verhältnissmässig ohne Verfolg. Ueberdies musste auch diese Herrschaft nur allzubald ihre eigene Auflösung wieder in mehrere Staaten erfahren, die sich dann gegenseitig bekriegten. Ja in Persien ging dieselbe nach kaum hundertjährigem Bestand, nach dem Tode des *Kazan-Chan's*, etwa seit 1304 ihrem Untergange entgegen, indem sie Tataren und Othomannen in ihrer Grundfeste erschütterten, bis endlich die letzteren Sieger blieben.

Die in dem Wesen der Araber schon durch die Natur ihres Landes bedingte ungemaine Nüchternheit und patriarchalische Sitteinfalt<sup>2</sup> erhielt sich bei ihnen im Allgemeinen auch noch unter den ersten Khalifen<sup>3</sup> ohne einige Veränderung. Sowohl *Abubekr*, *Omar* und *Othmann*, als auch noch *Ali* eiferten selbst gegen jedweden unnützen Prunk und suchten ihn da, wo man etwa begann ihm sich in Weiterem zu überlassen, mit höhrender Strenge zu unterdrücken. Nicht genug dass der Eroberer von Persien die dort erbeuteten Reichthümer, indem er sie theilte, vernichtete (S. 200), verschmähten jene es überhaupt die Schätze für sich in Anspruch zu nehmen. So legte noch *Omar* den weiten Weg von Medina nach Jerusalem, um den Vertrag hier zu unterzeichnen, auf einem gemeinen Kameel zurück, einzig mit einem Schlauch mit Wasser, mit einem zweiten Sack voll Mehl und einem dritten mit Datteln versehen.<sup>4</sup> Auch *Othmann*, trotzdem er schon über die Schätze Asiens gebot und seine Krieger das reiche Aegypten eroberten, blieb streng bei der alten Einfachheit, trug sich stets nur nach Landessitte,<sup>5</sup> und hielt noch völlig nach uraltem Brauch unter freiem Himmel Gericht.

<sup>1</sup> J. v. Hammer-Purgstall. Geschichte der Ichane oder der Mongolen in Persien. Darmstadt 1842 bis 1844. 2 Bde. — <sup>2</sup> Vergl. über die Lebensweise u. s. w. der heutigen Araber, vornämlich der Beduinen bes. Arvieux. Die Sitten der Beduinen-Araber; a. d. Französischen von K. Rosenmüller. Leipzig 1789. C. Niebuhr. Beschreibung von Arabien; a. d. Englischen. Kopenh. 1772. m. Kpfrn. Derselbe. Reisebeschreibung nach Arabien u. s. w. Kopenh. 1774 bis 1778. II. m. Kpfrn. L. Burckhardt. Reisen in Arabien; a. d. Engl. Weimar 1830. Derselbe. Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby. Weimar 1831. R. Wellsted's Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung von E. Rüdiger. Halle 1842. G. Klém. Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. IV. Bd. Leipzig 1845. S. 114 ff. H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. I. S. 142 ff. — <sup>3</sup> Vergl. im Allgemeinen E. Gibbon. Geschichte d. Verfalls u. s. w. XIV. S. 234 ff. (cap. LI). — <sup>4</sup> E. Gibbon. Geschichte des Verfalls u. s. w. XIV. S. 322 (cap. LI) nach Ocklei. History of the Saracens I. S. 250 und Murfadi. Merveilles de l'Egypte. S. 200 ff. — <sup>5</sup> Derselbe a. a. O. S. 195.

Ein derartiges Beispiel musste natürlich auf die Erhaltung der alten Sitte beim Volke im Ganzen zurückwirken. Indess gleichwie nun dieser Einfluss in ähnlichem Maass sich verringerte, als man sich mehr und mehr von der Heimath und so von dem Sitz des Khalifen entfernte, blieb es ebensowenig aus, dass die in Asien vertheilten Heere und die daselbst bereits angesessenen Araber wenigstens zum Theil sogar schon früh zu der üppigen Kultur ihrer Besiegten hinneigten. Dies war zunächst in Syrien der Fall, wo schon *Omar* Gelegenheit fand, die dort seit länger lagernden Truppen ihrer Entartung wegen zu strafen. Wie erzählt wird, nahm er denselben die kostbaren seidenen Gewänder ab, gegen welche sie ihre volksthümliche einfache Kleidung vertauscht hatten, und liess sie vor ihnen durch den Staub ziehen. —

Wo die Khalifen solche Mittel in Anwendung zu bringen vermochten, waren sie sicher nicht ohne Erfolg. Wie jedoch wäre dies bei der schnellen Ausdehnung ihrer Eroberungen, ja auch allein nur in Asien, auf die Dauer möglich gewesen. Ueberhaupt aber waren die Araber ein viel zu begabtes und gerade für Bildung viel zu leicht empfängliches Volk, als dass sie sich der höheren Gesittung sammt allen den sie begleitenden Reizen, die ihnen die Völker des Ostens darboten, wirklich hätten entziehen können. Ja fasst man das ganze Verhältniss ins Auge, muss man bekennen, dass selbst schon *Omar* und noch mehr seine beiden Nachfolger, so streng sie auch sonst gegen sich verfahren, davon mitberührt worden waren, indem sie sich mindestens bei ihren höheren, geistigeren Bestrebungen immer zu der thätigen Beihülfe der Perser und Griechen gedrängt sahen.<sup>1</sup> — Dies Alles und das rasche Erblühen ihrer orientalischen Städte, wie insbesondere der Kolonien Bassora und Kufa, im Verein mit den hier sich häufenden Reichthümern, verführte dann aber auch gerade die in Asien Angesiedelten wohl noch um so eher zur vollen Entartung von ihrer ursprünglichen Einfachheit, als sie ja auch schon durch die Sesshaftigkeit mit ihrer bisherigen Lebensweise, als Wanderhirten, gebrochen hatten. Freilich war es auch hier wohl zunächst nur eben diese an und für sich geringere Anzahl von Stadtarabern, die ihre altväterlichen Sitten, Gebräuche, Trachten u. s. w. wenn auch nicht gerade gänzlich verliess, doch am frühesten mit dem Wesen ihrer Besiegten ausglich. —

Gleich anders gestalteten sich die Dinge nach dem Tod *Al's*,

<sup>1</sup> K. Schnaase. Geschichte d. bildenden Künste. III. S. 336. W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgeschichte. I. S. 592; dazu E. Gibbon a. a. O. XV. S. 60 ff. (cap. LII).

mit der Erhebung der Ommijaden durch *Moawijah* im Jahr 661. So lange die Nachfolger Muhammeds noch in Medina residirten, konnte ihnen allein schon der Ort durch die mit ihm unmittelbar verknüpften Erinnerungen an den Propheten die Fortführung seiner Lebensweise als eine gleichsam geheiligte Pflicht gegen ihn selber erscheinen lassen. Als jedoch nunmehr *Moawijah* die Residenz nach Damaskus verlegte wurde hiermit von vornherein nicht nur jene Ueberlieferung geschwächt, vielmehr das Khalifat an und für sich gerade inmitten des eigentlichen orientalischen Luxus versetzt. Zudem war *Moawijah* bereits unter dem Einfluss asiatischen Lebens aufgewachsen und zu einer anderen, eben asiatischen Anschauung von dem Wesen des Oberhauptes eines herrschenden Volkes gelangt, wie solche seine Vorgänger beseelte. Er bereits fühlte sich als Despot. Somit auch weit entfernt davon die sich häufenden Schätze des Staats, wie dies die früheren Khalifen gethan, nur zur ferneren Ausbreitung des Islam und zu Eroberungen zu verwenden, betrachtete er sie ganz der von ihm eingenommenen Machtstellung gemäss als sein ausschliessliches Eigenthum, ihrer sich gleichzeitig zur Begründung eines glänzenden Hofstaates bedienend. Seinem Beispiele folgten natürlich die einzelnen Statthalter u. s. f., so dass alsbald ein gleiches Bestreben sich über das ganze Reich hin ausdehnte, vielleicht nur ausgenommen Arabien, da hier die Natur ihren ureigenen Bann unausgesetzt gleichmässig ausübte. —

Nachdem so einmal das Khalifat aus seiner ursprünglichen Einfachheit gewaltsam herausgerissen war, konnte in seinem neuen Verhältniss eine fortdauernde Steigerung seines Aufwandes nicht ausbleiben; dies um so weniger als es noch immer an unermesslichen Schätzen gewann. Dazu kam, solches noch ausserdem im vollsten Maasse begünstigend, dass mit der Erhebung von Damaskus zum Herrschersitz des gesammten Reichs, diese Stadt zum Hauptanziehungspunkt des Handels und der Industrie ward. Jener aber erstreckte sich gleichmässig mit den Eroberungen bald über alle Theile der Erde — von Indien bis an das atlantische Meer und von den äussersten Grenzen China's bis in das Herz von Afrika, — während nun die Gewerbthätigkeit schon allein in der steten Zunahme luxuriöser Bedürfnisse auch ihren kräftigsten Hebel fand. Ueberdies war die Ausübung sowohl des Handels als der Gewerbe von Muhammed durch den Koran empfohlen.<sup>1</sup> Endlich trat zu dem Allen noch, als Element zur Beförderung

<sup>1</sup> Vergl. G. Wahl. Der Koran u. s. w. Sure II. (S. 42) und Sure XIV. (S. 212), dazu die Einleitung S. XI.



auch eines selbst schwelgerischen Pompes, die den Arabern von Grund aus eigene leicht erregbare Sinnlichkeit und ihre auch schon durch die Schilderungen des Propheten von den Reizen, die ihnen das Paradies verheisst,<sup>1</sup> bis zum Planlosen und Ueberschwenglichen hingeleitete Phantasie. — Gleich unter den nächsten *Ommijaden* wurde *Damaskus* der Einigungspunkt alles orientalischen Luxus<sup>2</sup> und schliesslich als solcher das Musterbild für das Khalifat von *Cordova* (S. 206).

Eine Erweiterung dieses Luxus blieb sodann den *Abbassiden* zunächst in *Bagdad* vorbehalten. Was hier die Sparsamkeit oder der Geiz *Al Mansurs* an ungemeinen Reichthümern aufgesummt und seinen Nachfolgern als Erbgut hinterlassen hatte, wurde von diesen in wenigen Jahren im wahren Sinne des Worts verschleudert. Doch waren es dabei vorzugsweise *Harun-Al-Raschid* und *Al-Mamum* die der bisherigen Art der Verschwendung ein ganz besonderes Gepräge gaben, indem sie den leeren asiatischen Pomp durch eine wahrhaft grossartige Pflege aller Wissenschaften und Künste mit der ihrem Volke überhaupt eigenen phantasievollen Richtung verschmolzen und so gleichsam durchgeistigten.<sup>3</sup> Durch sie wurde *Bagdad* der Mittelpunkt eines zwar gleichfalls ungemessenen, doch mit den Reizen der Heiterkeit und der Anmuth gepaarten Aufwandes und einer gewiss eben so freien als strebsamen Gelehrsamkeit. Ja, wenn noch *Mahadi* seiner Laune dadurch hatte genügen können, dass er für einen Zug nach *Mekka* sechs Millionen Golddinare ohne Weiteres verausgabte, oder für ungeheure Summen Schnee auf Kameelen von fernher bezog und sonst mit den Schätzen beliebig verfuhr,<sup>4</sup> blieb zwar auch jetzt dergleichen nicht aus, indess war die Pracht doch nicht mehr wie früher einziger und alleiniger Zweck, sondern vielmehr

<sup>1</sup> Vergl. G. Wahl. Der Koran u. s. w. besond. Sure LXXVI. (S. 652 ff.)

— <sup>2</sup> Nach *Abulpharagins* (*Hist. Dynast.* S. 140) bedurfte der letzte Khalif von *Damaskus* allein zur Fortschaffung seines Küchengeräths zwölfhundert Maulthiere oder Kameele, und zur täglichen Beköstigung seines Hofstaates dreitausend Kuchen, hundert Schafe und eine dementsprechende Anzahl von Rindern, Geflügel u. s. f. E. Gibbon. *Geschichte des Verfalles* u. s. w. XV. S. 43 (cap. LII). — <sup>3</sup> Die Märchen der „Tausend und eine Nacht“ dürften wohl immer noch das beste Bild für das Leben am Hof der Khalifen während dieser Epoche gewähren, obschon ihre schriftliche Abfassung erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts statt gefunden haben mag. Vergl. die treffliche, mit Anmerkungen begleitete, Uebersetzung dieser Märchen von W. Lane (2te Auflage 1849) und über die ziemlich weitschichtige Literatur derselben Th. Grässe. *Lehrbuch einer allgemeinen Litterärsgeschichte aller Völker.* Dresd. u. Leipzg. 1837 bis 1842. II. S. 459 ff. — <sup>4</sup> Vergl. überhaupt das Einzelne nach *Elmacin* (*Histor. Saracen.* S. 126), *Abulfeda* (*Annal. Moslem.* p. 145) u. And. bei E. Gibbon. *Geschichte des Verfalles* u. s. w. XV. S. 53 ff. (cap. LII).

nur ein äusseres Mittel. Gewiss bleibt es bei allem Aufwande immerhin reizend und heiter sinnig, wenn man bei der Vermählung *Al-Mamuns* seine Braut mit tausend Perlen der kostbarsten Form überschüttete. —

Zugleich mit der Herrschaft dieser Khalifen hatte indess auch diese Weise des Aufwands seine Höhe erreicht — eine Epoche zu der vielleicht nur noch das Khalifat in Spanien unter den jüngeren Ommijaden und etwa der späte Hof von Delhi,<sup>1</sup> dagegen wohl niemals der von Aegypten ein Gegenstück aufzuweisen vermag. Zwar währte hier sowohl wie dort ein verschwenderischer Prachtaufwand fort, ja erfuhr selbst wohl im Einzelnen eine noch fernere Steigerung, sank jedoch wiederum zu dem früheren leeren Schaugepränge herab. Gegen das Ende der *Abbassiden* war dies bereits so weit der Fall, dass es sich kaum mehr von dem hohlen Gepränge des byzantischen Hofes, geschweige denn von dem einstigen Prunk der *Sassaniden* unterschied (S. 174). In wie weit eine solche Verflachung auch selbst schon unter den älteren Khalifen in der That um sich gegriffen hatte, dafür legt schliesslich die Schilderung eines arabischen Schriftstellers von dem feierlichen Empfang eines griechischen Abgesandten an *Moktaber* hinlänglich Zeugnis ab.<sup>2</sup> Bei diesem Empfang war das ganze Kriegsheer, hundert und sechs zig tausend Mann, zu beiden Seiten des Palastes des Khalifen aufgestellt. Daneben standen in prächtiger Kleidung und mit Wehrgehängen versehen, die Gold und Edelsteine bedeckten, die Staatsbeamten und Liebingssklaven. Und diesen folgten vier tausend weisse und drei tausend schwarze Eunuchen. Dazu belief sich die Anzahl der Wächter oder Thürsteher auf sieben hundert. Sogar der Tigris wurde durch prachtvoll ausgestattete Barken belebt. — Die inneren Räume des Palastes schmückten nicht weniger als achtunddreissig tausend grosse Wandteppiche, von denen zwölf tausend fünfhundert von Seide und reich mit Goldfäden durchwirkt waren, und zwei und zwanzig tausend Fussdecken. Demnächst erblickte man hundert Löwen, die von eben so vielen Führern an goldenen Ketten geleitet wurden, und endlich, in dem Audienzsaal selbst, den Khalifen in höchster Pracht auf jenem überaus künstlichen Thron, den eben in Folge dieser Gesandtschaft

<sup>1</sup> Er wurde im dreizehnten Jahrhundert von einem tatarischen Häuptling gegründet; vergl. darüber im Allgemeinen K. Schnaase. *Geschichte der bildenden Künste*. III. S. 346 ff. und die dort verzeichnete Literatur. — <sup>2</sup> Vergl. J. v. Hammer-Purgstall. *Geschichte der Assassinen* S. 290; dazu E. Gibbon. *Geschichte u. s. w.* XV. S. 55 ff. (cap. LII.) nach Abulfeda (*Annal. Moslem.* S. 237), d'Herbelot (*Biblioth. oriental.*) S. 590.

*Theophilus* hatte nachbilden lassen und dessen bereits Erwähnung geschah (S. 157). — Noch später nahm das Luxusbestreben einiger Khalifen sogar den Charakter eines fast kindischen Uebermuths an, wie denn unter anderen *Mostanser* sich damit vergnügte dass er goldene Armbrustkugeln ins Blaue verschoss.<sup>1</sup> —

In den Beginn der Zeit der Entartung, in die Epoche des *Motassen*, fiel jene massenhafte Aufnahme turkomannischer Söldner und die Erhebung ihrer Anführer (S. 208). Sie selber hatten aus ihren Einöden keine Gesittung mitgebracht, somit auch sicher nach keiner Richtung irgend welchen besonderen Einfluss auf die Araber ausüben können. Dagegen liegt es wohl ausser Frage, dass vielmehr sie sich allmählig den Bräuchen dieser letzteren anschlossen, mithin zugleich deren Prachtaufwand im Ganzen und Einzelnen nachahmten. Gewiss sind die Höfe der späteren Emire, namentlich aber in dieser Beziehung eben nur als eine Fortsetzung der früheren Höfe zu betrachten.

#### Die Tracht.

Die Schilderungen welche einzelne Schriftsteller aus der Zeit vor Muhammed von der Tracht der Araber, namentlich von der der Beduinen entwerfen, entsprechen ihrer gegenwärtig üblichen Tracht in dem Grade,<sup>2</sup> dass eben diese das sicherste Zeugniß auch für die den Arabern überhaupt seit Alters eigen gewesene Nationaltracht gewähren dürfte: — Bei den ärmsten dieser Nomaden beschränkt sich die ganze Ausstattung theils lediglich auf eine Umhüllung mit entweder noch völlig rohen oder zu Leder bereiteten Häuten der von ihnen erjagten Thiere,<sup>3</sup> theils auf ein einfaches Hüftgewand,<sup>4</sup> wozu (jedoch nur in vereinzelt Fällen) ein mantelartiger Umwurf kommt; auf rohe Sandalen und eine nur rohe Ausrüstung mit Schleuder, Bogen und Speer (vgl. *Fig. 105 a*; *Fig. 71*). Auch die Bekleidung der Wohlhabenderen trägt noch immerhin das Gepräge uralterthümlicher Einfachheit. Kaum dass sie sich in Verfertigung derselben über die alleinige Benutzung der ihnen ausschliesslich von ihren Heerden gelieferten Erzeug-

<sup>1</sup> W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgeschichte. I. S. 529. — <sup>2</sup> Vergl. für das Einzelne meine *Kostümkunde*. Handb. d. Gesch. d. Tracht u. s. w. I. S. 146 ff.; dazu die oben S. 212 not. 2 angeführte Literatur. — <sup>3</sup> So unter anderen bei dem Jägerstamm der *Ahl-el-Schemal*, Beduinen der Wüste *El-Hammad* und bei einzelnen Stämmen in Jemen. — <sup>4</sup> Vergl. *Strabo*. XVI. 1. 3. 4; *Ammian Marcell.* XIV. 4. XXXI. 16; XXII. 15. XXIII. 6. XXIV. 2.

nisse — der Schafwolle, Ziegen- und Kameelhaare — zur Anwendung der Baumwolle erhoben, besteht sie bei Männern der Hauptsache nach aus einem gewöhnlich kurzermeligen Hemd,

Fig. 105.



einem ledernen Hüftgürtel, einem groben, sackförmigen Mantel ('Abas, 'Abâjeh oder Kemli), aus einem viereckten, befranzten Kopftuch und rohen Fellschuhen oder Sandalen (vergl. Fig. 105 b. c.;

Fig. 106.

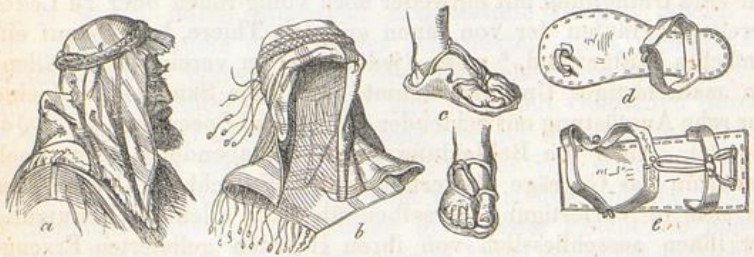
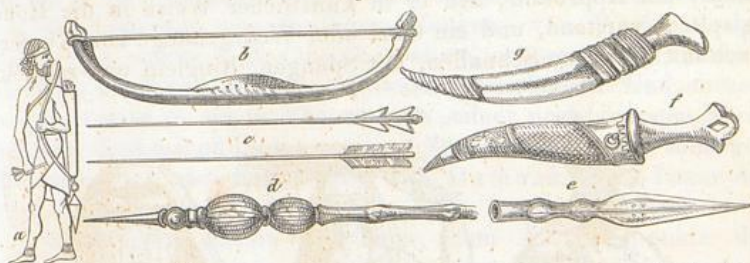


Fig. 106 a. b. c. d. e); ihre Bewaffnung bilden ein Speer von Bambusrohr oder hartem Holze mit ziemlich langer metallener Spitze, ein gekrümmtes, dolchartiges Messer, ein Bogen (den heut im Allgemeinen ein schlechtes Feuegewehr ersetzt), und ausnahmsweise ein krummer Säbel und ein von starkem Leder gefertigter

Rundschild von zwei Fuss Durchmesser.<sup>1</sup> (Fig. 107 a—g). — Nur die vornehmsten „Scheiks“ und „Emire“ weichen mitunter hiervon ab, indem sie sich der reicheren Gewänder, der seidenen Kaftane u. s. w., und vorzugsweise der besseren Waffen ihrer sesshaften Nachbarn bedienen.<sup>2</sup>

Fig. 107.



Dasselbe gilt von der Bekleidung der Weiber. Auch diese bewegt sich, abgesehen von der Ausstattungsweise einzelner Frauen von Stammoberhäuptern, noch durchgängig in den einfachsten Elementen. Sie besteht ausser einigen, jedoch zumeist werthlosen Schmucksachen (Fig. 108 d-i) gewöhnlich nur aus einem grob-wollenen Hemde oder aus einem weiteren Stück Zeug, das ähnlich dem altgriechischen *Chiton* auf den Schultern befestigt wird<sup>3</sup> (Fig. 108 b), aus einem viereckigen Mantelumwurf, einem Gesichtschleier (Fig. 108 c) und Sandalen; ja bei denen der Kabylen Nordwestafrikas beschränkt sie sich in den häufigsten Fällen sogar nur auf zwei oblonge Decken, die man auf den Schultern mit Hefteln und über den Hüften mit einem breiten Troddelgürtel zusammenfasst (Fig. 108 a). —

Ziemlich von gleicher Beschaffenheit hat man sich also die zur Zeit Muhammeds herrschende Tracht der Araber zu denken. Selbst der Prophet beobachtete, wenigstens im gewöhnlichen Leben eine dem ähnliche Einfachheit, obschon er aus einem angesehenen und wohlbegüterten Hause stammte.<sup>4</sup> Wie es heisst zeichnete er sich einzig dadurch von den Uebrigen aus, dass er den einen Zipfel des Turbans auf die Stirne, den anderen auf die Schultern herabfallen liess.<sup>5</sup> Nur wenn er in Volksversammlungen oder

<sup>1</sup> Vergl. über diesen Schild unter And. G. Klemm. Werkzeuge und Waffen. Leipzig 1854. S. 371 ff. — <sup>2</sup> S. bes. Arvieux. Die Sitten der Beduinen-Araber, übersetzt u. s. w. von K. Rosenmüller. S. 195 ff. — <sup>3</sup> Vergl. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 152, und über den griechischen *Chiton* daselbst II. S. 711 ff. — <sup>4</sup> S. unt. And. G. Wahl. Der Koran u. s. w. Einleitung S. LXXII ff. — <sup>5</sup> Vgl. eine bildliche Darstellung Muhammed's nach einer Bilderhandschrift aus dem Anfange des fünfzehnten Jahr-

bei Festlichkeiten erschien suchte er sich (gleich den heutigen Scheiks) durch einzelne besondere Gewänder und Waffenstücke hervorzuthun, die er zum Theil von fremden Beherrschern als Ehrengeschenke erhalten hatte. Dahin gehörten ein wollener reich mit Seide durchwirkter Kaftan vom griechischen Kaiser Heraclius, ein paar farbig bemalte Stiefel vom König von Abyssinien, ein Kopfbund, den er in künstlicher Weise in die Höhe zu spitzen verstand, und ein Gurt oder Wehrgehänge von Kupferblech mit silbernen Schnallen, mit Spangen, Ringlein und reichem

Fig. 108.



Besatz. Sonst aber gab er unter den Farben, die er zu seiner Bekleidung wählte, Weiss, Schwarz, Grün und Roth den Vorzug.

Nicht minder einfach war seine Bewaffnung. Und darf man der auch darüber vorhandenen Ueberlieferung<sup>1</sup> Glauben schenken, belief sich sein ganzer Waffenvorrath, mit dem er den ersten Kampf unternahm, auf nicht mehr als zehn Lanzen und Speere, drei Bögen nebst einem Pfeilköcher, auf neun Säbel, drei

hundreds, die als Probebeilage dem ersten Hefte von Prisse D'Avannes *Miroir de l'Orient ou tableau historique etc. de l'Orient Muselman et chrétien* etc. Paris 1852 beigegeben ist. Leider ist von diesem trefflich angelegten Werke nur dieses erste Heft erschienen, wie man mir auf eine Anfrage von Paris aus schrieb.

<sup>1</sup> J. Gagnier. *La vie de Mahomed III.* S. 322; 328; 334; 335.

Schilde, zwei Fahnen, zwei Helme und sieben Brustpanzer. — An Pferden besass er etwa zwanzig. —

Dass solche ursprüngliche Einfachheit zunächst bei den syrischen Arabern asiatischem Kleiderprunke wich, ward bereits oben hervorgehoben (S. 213). Doch spricht nun auch dafür, dass zu diesem Prunk die Araber überhaupt früh hinneigten, dass sie bei ihren Tributforderungen stets ein ganz besonderes Gewicht auf die Lieferung von kostbaren Zeugen, von Waffen u. dgl. legten. So musste z. B. Chalkis allein, ausser grossen Summen an Geld, zweihundert seidene Gewänder beschaffen. Und ebenso wenig vergass es schon *Khaled*, trotz seiner noch strengen Nüchternheit, dreitausend Lasten seidener Zeuge, die er neben sonstigen Schätzen nach der Erstürmung von Damaskus im Lager der Fliehenden vorfand,<sup>1</sup> als treffliche Beute zu verzeichnen.

Im eigenen Lande allerdings, dem Ausgangspunkte des Khalifats, mochte sich aus dem besagten Grunde<sup>2</sup> die uralterthümliche Einfachheit noch lange Zeit ungetrübt erhalten. Bei den Eroberern Asiens dagegen nahm jener Luxus ohne Zweifel dann ganz in dem gleichen Maasse zu, als sie sich immer weiter ausdehnten und immer zahlreicher ansiedelten. Gewiss hatte er hier schon lange bevor die Uebersiedlung des Khalifats nach dem reichen Damaskus erfolgte (S. 204) einen sehr weiten Spielraum gewonnen. Von da an indess gewann er sicher einen so tiefgreifenden Umfang, dass nun auch die dort Angewesenen sich keineswegs mehr nur mit der Aufnahme asiatischer Handwerksartikel begnügten; vielmehr die von ihren Besiegten geübten Handwerke sich selbst aneigneten und mit Eifer zu fördern suchten. Von ihnen ging dieser Betrieb sodann auch auf die andern Araber über. Der durch sie von Neuem belebte Welthandel mit all seinen mannigfachen Schätzen trug denn nicht minder das Seinige bei. Und so bildeten sich allmählig in fast allen namhafteren Städten ihres unermesslichen Reiches — in Asien, in Afrika und in Spanien, später auch auf Sicilien — zahlreich besetzte Werkstätten aus, von denen jede in ihrer Art Ausgezeichnetes lieferte.<sup>3</sup> —

<sup>1</sup> E. Gibbon. Geschichte u. s. w. XIV. S. 289 (cap. LI), wo überhaupt zahlreiche Beispiele der Art a. m. O. verzeichnet sind. — <sup>2</sup> S. oben S. 214. —

<sup>3</sup> Vergl. für das folgende ausser den betreffenden Stellen in den schon oben (S. 212 not. 2) angeführten Werken bes. G. Langstedt. Gesch. des asiatischen Handels. Nürnberg 1803. E. Depping. Histoire du commerce entre le Levant et l'Europe. Brux. 1830 (2). F. Stüve. Handelszüge der Araber unter den Abbassiden. M. Karte. Berl. 1836; dazu die zusammenfassende Darstellung bei F. H. Ungewitter. Gesch. d. Handels, d. Industrie u. Schifffahrt von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. Leipzg. u. Meissen 1851. S. 106 ff.; und über den gegenwärtigen Stand d. Industrie G. Klemm. Allg. Culturgesch. VII. S. 100 ff.

Nach allem was bisher über die Handelsverhältnisse des Orients in Weiterem mitgetheilt worden ist, bedarf es wohl kaum noch der Erwähnung dass die wesentlichen Artikel, die man auch ferner durch ihn bezog, mit Ausnahme einiger wenigen, welche durch seine spätere Ausdehnung entweder neu hinzutraten oder doch grössere Bedeutung gewannen, nach wie vor dieselben waren.<sup>1</sup> Mit zu jenen gehörten hauptsächlich mindestens seit dem achten Jahrhundert, wo China und selbst das nördlichste Russland den Arabern entgegenkam, einestheils seltene chinesische Stoffe, namentlich feine Seidengewebe, andernteils kostbare russische Felle, als schwarze Fuchspelze, Hermeline, Zobel, Biber u. s. w. Nächst dem erhielt man auf dem Seewege, von Ceylon, Perlen und Edelsteine<sup>2</sup> (Diamanten und Hyazinthen), ja von den Malediven sogar aus den Fasern der Kokosnuss angefertigte gröbere Stoffe und aus dem Baste gewisser Bäume äusserst zart ausgewebte Zeuge. — Aus Afrika brachten die Karavanen, die jetzt bis zum fernen Timbuktü zogen, Löwen- und Leopardenfelle, Pfauenfedern, Schildkrötenschalen, Elefantenzähne und Gold. — Spanien lieferte, abgesehen von der industriellen Blüthe, die dort in der Folge eintrat, vornämlich Gold, Silber und Edelsteine. Zu dem allen blieben die Araber der Verarbeitung der von ihnen seit ältester Zeit benutzten Rohstoffe ihres eigenen Heimathlandes — den Erzeugnissen ihrer Heerden — unter allen Klimaten getreu.

Neben den vornehmsten Werkstätten, den Residenzen und Statthalterschaften Damaskus, Bagdad, Kairo, Cordowa, erhoben sich in jüngerem Verlauf, zum Theil durch äussere Umstände begünstigt, eine nicht unbeträchtliche Zahl von kleineren Städten zu eigener Bedeutung, indem jede sich nur einem bestimmten Zweige der Industrie widmete und somit darin vor allen anderen das Vorzüglichste leistete.

So, um mit Afrika zu beginnen, erfreute sich neben der Hauptstadt „Fostat“, dem alten Kairo, wo natürlich jeglicher Luxus zusammenfloss, zuvörderst Susah des höchsten Rufs wegen feinsten Garnwebereien. Sie wurden bis zu der äussersten Zartheit der alten „Koischen“ Florgewebe<sup>3</sup> und indischer Stoffe hergestellt, von welchen letzteren Araber im neunten Jahrhundert ausdrücklich versichern, dass man ein ganzes Gewand der Art

<sup>1</sup> Vergl. oben S. 9; S. 60; S. 178. — <sup>2</sup> Ueber die den Arabern zum Theil schon im dreizehnten Jahrhundert bekannten Edelsteine vergl. J. von Hammer-Purgstall. „Das Buch der Edelsteine von Mohammed Ben Mansur in „Fundgruben des Orients“ VI. S. 126 ff. — <sup>3</sup> S. das Nähere darüber in meiner Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 408; S. 415. II. S. 946; S. 969; S. 970.



durch einen Fingerring ziehen kann.<sup>1</sup> — Nächst Susah waren Mahadiah und Sofakas durch die Vortrefflichkeit von gewalkten Zeugen berühmt, ferner Aegypten überhaupt durch vorzügliche Leinwand,<sup>2</sup> und ausserdem Tennis und Damiette durch ihre Webereien geschätzt. Wie erzählt wird zog Tennis allein aus dem jährlichen Absatz derselben zwanzig- bis dreissigtausend Dinare. Auch soll das Jahresgeschenk dieser Stadt an das Khalifat zu Kairo aus hundert reich gesattelten Pferden, fünf aufgeäumten Kameelweibchen, drei Zelten von Dabikstoff mit Divanen, mehreren Fahnen und gleich so viel Silber als an Stoffen bestanden haben. — Im Uebrigen waren noch insbesondere das soeben erwähnte Dabik wegen vorzüglicher Buntwirkereien (reich mit Blumen durchwirkter Zeuge) und Cales, südlich von Tunis gelegen, durch die Pflege des Seidenwurms, den die Araber nach hier verpflanzt hatten, und Seidengespinnste weithin berufen.

In Irak, dem mittleren Persien, wo seit der Herrschaft der Abbassiden Bagdad und unter *Harun-al-Raschid* dessen Lieblingsaufenthalt Rakkah allen Aufwand in sich vereinte, zeichneten sich Malatia, Nisibis und Samosate durch zahlreiche Webereien aus, die je nach dem Ort ihrer Herstellung von besonderer Güte waren. Daneben galten Mossul und Amid (Diarbekir) als Hauptwerkstätten für die Verfertigung von Linnengeweben, als feinstem „Musselin“ u. dergl., von baumwollenen Zeugen und Saffian. — Dieselben Artikel lieferten in kaum minderer Vortrefflichkeit das in dem alten Theile Mediens, in „Irak Adschemi“ gelegene Rei und ganz vorzüglich Ispahan, das sich allein schon auf Grund seiner Lage als Mittelpunkt des asjatischen Handels auch in allen sonstigen Zweigen der Industrie trefflich bethätigte. Während Rei sich noch ausserdem durch kameel- und ziegenhärene Gewänder und Stoffe bemerkbar machte, that sich Ispahan überdies durch zarteste Linnen- und Seidengewebe und durch eine sorgliche Schafzucht hervor. Debil lieferte purpurne Decken, die man nur hier anzufertigen verstand. Und selbst die „Freie Tatarei“, Chowaresm (zugleich der Hauptort für den nordischen Pelzhandel) und Chorasán, hatten sich einen Ruf theils in reichen Brokatwebereien, theils in seidenen Gespinnsten geschaffen, wie unter anderen die Seide von Merw unausgesetzt als vorzüglich galt. — In Syrien behauptete Damaskus neben dem altbegrün-

<sup>1</sup> W. Volz. Beiträge zur Culturgeschichte. S. 364. — <sup>2</sup> Da Aegypten des gleichen Rufes bereits im höchsten Alterthum sich erfreute, dürften an der Verfertigung gerade dieses Artikels die Araber einen verhältnissmässig geringeren Antheil gehabt haben.

deten Ruhm unübertrefflicher Stahlarbeiten (stählerner Waffen u. s. w.), den Ruf ausgezeichneter Seidenstoffe (darunter Sammt und geblümte „Damaste“), obschon es durch das Erblühen von Bagdad im Allgemeinen verlieren musste.

Arabien blieb mehr das Land der Vermittlung des indischen und südafrikanischen Handels und Hauptmarkt für den Waarenaustausch, wobei Mekka die Hauptrolle spielte, als dass es sich etwa in gleicher Weise wie Asien gewerblich bethätigte. Doch hob sich auch hier, zum mindesten bei der sesshaften Bevölkerung in Jemen, die vormalige Handwerklichkeit allmähig bis zu einer Vollendung, dass auch ihre durchwirkten Gewänder und namentlich ihre Lederarbeiten die allgemeinste Schätzung erfuhren.

Demgegenüber ward Spanien ein Hauptsitz arabischer Industrie. Als bald nach der völligen Abtrennung des Reiches von der Oberherrschaft des Khalifen durch *Abd el Rahman Ben Moawijah* (S. 206), etwa seit 780 wurden nach dort von den Arabern mit noch anderen Naturprodukten die Seidenraupe, das Edelschaf und vielleicht auch die Baumwollenstaude eingeführt und heimisch gemacht.<sup>1</sup> Nicht lange danach begannen daselbst alle bisher erwähnten Gewerbe, und fanden einen so günstigen Boden, dass sie im Verlauf von Jahrzehnten fast noch grössere Ausdehnung gewannen, als dies im Osten geschehen war. Schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts waren spanische Webereien oder, wie *Anastasius* sie nennt, das „*velum spanicum*“ weit berühmt; und unter den zahlreichen Ortschaften die sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Seidenstoffen beschäftigten, vorzugsweise Cordowa, Sevilla, Lisbona und Almeria zu ungemeinem Rufe gelangt. Ja allein in Almeria zählte man schon im zehnten Jahrhundert nicht weniger als achthundert Werkstätten, welche ausschliesslich seidene Kaftane und seidene Binden verfertigten; und etwa seit dem zwölften Jahrhundert ausser anderen zahlreichen Gewerken, die je in besonderer Art excellirten, nicht weniger als tausend Arbeiter, welche nur reich durchwirkte Brokate und „Holol“-Gewänder lieferten.<sup>2</sup> — Daneben zeichneten sich Granada vor allen durch feine Damaste und Sammt, Cordowa durch die Vortrefflichkeit zartester Lederwaaren aus. So wenigstens ward,

<sup>1</sup> W. Volz. Beiträge zur Kulturgeschichte S. 163; S. 172; vgl. dazu über die Seide nächst den oben (S. 62 not. 1) genannten Schriften D. Hüllmann. Städtewesen des Mittelalters. Bonn 1826. I. S. 63 und über die Baumwolle a. a. O. S. 70 und F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen etc. Leipzig 1843. III. S. 260 ff. — <sup>2</sup> E. Quatremère. Histoire de Sultan Mamelouks de l'Egypte. III. S. 103 not. 23 bei F. Bock. Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters I. S. 37; S. 40 ff.

was Letzteres betrifft, der eben danach benannte „*Corduan*“ ganz in dem gleichen Grade geschätzt, wie der nach seinem Verfertigungsort „*Saffi*“ (im Marokkanischen) benannte „*Saffian*“ und „*Marokkin*“.<sup>1</sup>

Endlich, vielleicht schon seit 810, begann die arabische Industrie auch auf Sicilien fester zu fussen. Hier indess scheint sie dann nicht so schnell, wie in Spanien und Asien, selbständig sich verbreitet zu haben, sondern wesentlich erst seit der daselbst begründeten Oberherrschaft der Normänner, und zwar zunächst unter dem tapferen König *Roger*, etwa seit 1146, dadurch gehoben worden zu sein, dass er in Folge seines Einbruchs in Griechenland eine namhafte Zahl byzantinischer Handwerker als Gefangene mit sich nahm. Es waren dies grösstentheils Seidenweber. Vermuthlich mit ihnen und im Verein mit mehreren der bereits angesessenen nicht minder geschickten arabischen Weber gründete *Roger* nun in Palermo eine eigene Werkstätte, das sogen. „*Hotel de Tirax*“, aus der dann schon nach wenigen Jahren die trefflichsten Stoffe hervorgingen.<sup>2</sup> — Während hier vordem seidene Gewänder nur die Reicherer bezahlen konnten, wurden jetzt diese bald so allgemein, dass, wie *Ebn Djiobür* erzählt, im Jahre 1185 am Weihnachtsfeste die Frauen Palermo's durchgängig goldgelbseidene Kleider und kleine zierliche Mäntel trugen. Dazu berichtet *Hugo Falcandus* über jene Werkstätte selbst, dass sich ihre Erzeugnisse ebensowohl durch den grossen Wechsel hinsichtlich der Dichtigkeit und der Verschiedenheit des Gewebes, als auch wegen der mannigfaltigen Färbung und Musterung auszeichnen. „Hier erblickt man“ (so fährt er fort) „das glühend roth schillernde „*Diarhodon*“; das durch seinen grünlichen Ton milde wirkende „*Diapistus*“ und das reich mit Kreisornamenten überdeckte „*Exarentasmas*“; ferner kostbare Seidenstoffe mit eingewebten Goldverzierungen, in die sich der Glanz von darauf befestigten Edelsteinen und Perlen mischt. Dabei werden die letzteren, die stets das zierlichste Muster bilden, entweder ganz in Gold eingefasst oder, damit man sie aufnehmen kann (behufs der Einfädclung) durchbohrt.“ — Aus eben derselben Werkstätte stammt der bei weitem kostbarste Theil der noch gegenwärtig erhaltenen Krönungsgewänder der deutschen Kaiser. Diese Gewänder, die aus dem Jahre 1183 datiren (der unten noch näher gedacht werden soll)

<sup>1</sup> F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen u. s. w. I. S. 97.  
— <sup>2</sup> Vgl. dafür und das folgende unt. And. F. Bock. Geschichte der liturgischen Gewänder u. s. w. I. S. 33 ff.

zeigen zugleich, dass es bei den arabischen und den byzantinischen oder arabisch-normännischen Webern gebräuchlich war in die von ihnen verfertigten Stoffe und Prachtornate ihren Namen, den Namen des Orts, wo sie ihre Vollendung erfahren; und zuweilen auch noch den Namen des Auftraggebers einzuweben. —

Von der Gestaltung des Ornaments ist bereits oben die Rede gewesen (S. 63; S. 178). Demnach sei hier nur noch über die vermuthlich von den Arabern selbst erfundenen Formen der „Arabeske“ im Allgemeinen hervorgehoben, dass solche wesentlich einestheils in einem nicht zu beschreibenden Wechsel von regelmässig durchgebildeten linearen Verschlingungen sammt den von ihnen eingeschlossenen geometrischen Flächen bestanden, anderntheils sich in einer demähnlichen Anordnung von streng symmetrisch gezeichneten Ranken- und Blattwerk bewegten.<sup>1</sup> Daneben hatte die ihnen eigene Neigung Sprüche und weise Lehren überall zu vergegenwärtigen, schon früh zu einer selbst ornamentalen Ausbildung ihrer Schrift geführt, indem sie dieselbe gelegentlich bald als Umrandung bald als Füllung um und in Arabesken anbrachten. Zu diesen unfehlbar ältesten Formen fügten sie später noch mancherlei phantastische Thiergestalten hinzu, als sie mit anderen Verboten des Korans auch das von der Nachbildung lebender Wesen<sup>2</sup> mehr und mehr vernachlässigten (S. 64 not. 3). Seitdem wurde die ältere Weise vorherrschend nur noch zu dekorativer Ausstattung der Räume von Baulichkeiten als eine gleichsam teppichartige Wandverzierung angewandt (*Fig. 109; Fig. 110*), doch hierbei zugleich auch auf's Höchste entwickelt,<sup>3</sup> dagegen die neuere Weise hauptsächlich als Gewandornament ausgebildet. Von derartig reicher durchwirkten Stoffen haben sich aus jüngerer Epoche mancherlei Ueberreste erhalten.<sup>4</sup> So unter anderen zwei Gewebe,

<sup>1</sup> S. über die künstlerische Bedeutung des arabischen Ornaments Franz Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (2. Auflage). Stuttgart 1849. S. 409; Dasselbe (3. Aufg.) Stuttg. 1856. I. S. 539; Derselbe. Geschichte der Baukunst. Stuttg. 1856. I. S. 493, und vorzugsweise K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste. III. S. 410 ff.; S. 426 ff. — <sup>2</sup> Dieses Verbot enthält bes. die V., VII. und XX. Sure; vergl. G. Wahl. Der Koran u. s. w. S. 85 ff.; S. 117 ff.; S. 266 ff. — <sup>3</sup> S. die zumeist mit farbigen Abbildungen ausgestatteten Prachtwerke von Owen Jones und M. J. Guri. Alhambra. Plans, elevations, sections and details of the Alhambra etc. 3. Vol. Lond. 1842—45. Owen Jones. The Grammar of Ornament. Lond. 1856 (hier die betreffenden Tafeln); nächst dem: Girault de Prangey. Monuments arabes et moresques de Cordove, Seville et Grenade, nebst desselben: Choix d'ornements moresques de l'Alhambra. Paris 1836 bis 1839. G. Murphi. Arabian antiquities of Spain with. 100 engravings. Lond. 1815. F. M. Hessemer. Arabische und altitalianische Bauverzierungen u. s. w. Berl. 1842; Zerstreutes bei Ch. Texier. Description de l'Arménie, la Perse u. s. w. H. Galli Knight. Saracenic and Norman remains etc. u. A. — <sup>4</sup> Vergl. insbesondere die Abbildungen bei F.

Fig. 109.

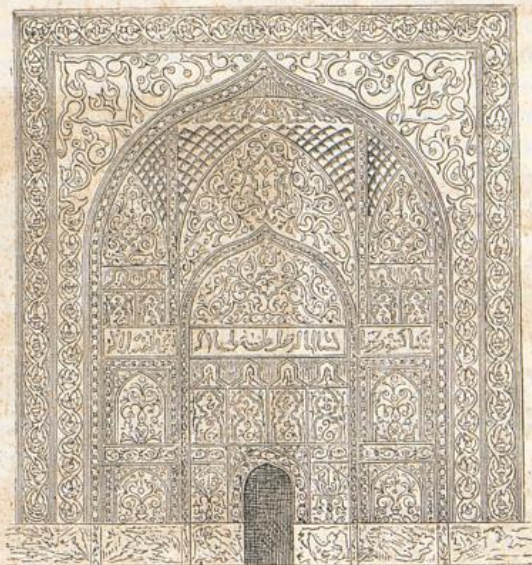
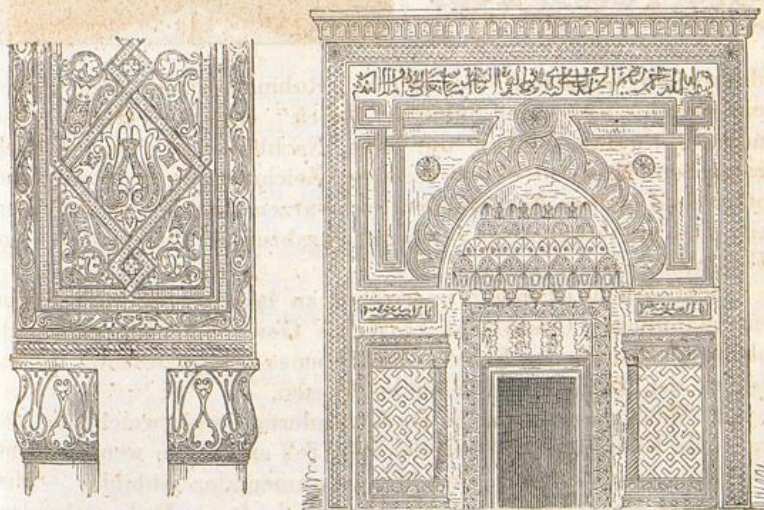


Fig. 110.



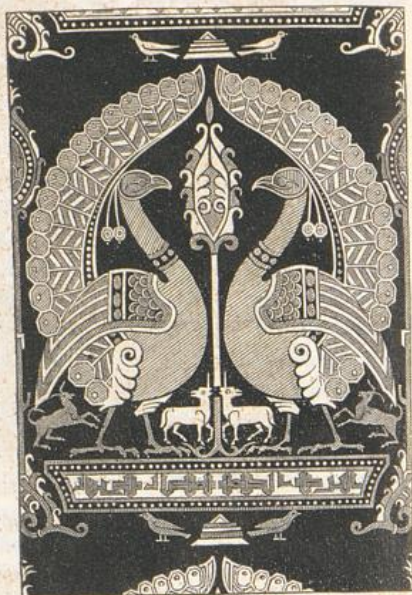
Böck. Geschichte der liturgischen Gewänder. I. Taf. VIII bis Taf. X. Eine sehr reiche Sammlung theils von wirklichen Stoffüberresten, theils facsimilirter Nachbildungen von solchen, worunter auch manches Stück arabischer und arabisch-normännischer Webekunst, besitzt das königl. Kupferstichkabinet in Berlin.

von denen das eine, höchst wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhundert stammend, in durchgängiger Wiederholung in einem

Fig. 111.



Fig. 112.



pflanzlichen Ornament die Worte „Ruhm unserem Beherrscher dem Sultan“ und „der Sultan el Malek“ enthält (Fig. 111), das andere — wahrscheinlich nur eine Nachbildung eines wirklich arabischen Musters — in feinsten Zeichnung von vorwiegend rother und gelber Färbung auf schwarzem Grunde zwei Pfauen mit blos arabeskenartig verzerrten arabischen Buchstaben zeigt (Fig. 112). —

Schliesslich ist nicht unerwähnt zu lassen, dass der Koran dem männlichen Geschlecht seidene Gewänder zwar untersagt, solches Verbot in der Folge jedoch ebenso lässig beachtet wurde, als das der Nachbildung lebender Wesen. —

I. Wie gross nun auch die Veränderung war, welche die alt-arabische Kleidung in Betreff des Stoffes erfuhr, so wenig scheint sie nach dem Zeugniß einzelner monumentaler Abbilder — die noch dazu einer weit jüngeren Epoche als der in Rede stehenden entstammen — eine durchgreifende Umwandlung in der Form erlitten zu haben. Als besondere Gründe dafür dürfte sich wohl hervorheben lassen, einmal dass die Araber schon seit unvordenk-

licher Zeit bevor sie ihre Eroberungen begannen, fast ohne beeinflusst worden zu sein, eine ihrem volksthümlichen Wesen gerade der Form nach vollkommen gemässe Bekleidungsweise entwickelt hatten und dass sie die Grundzüge ihres Charakters, die ihnen ureigene Ruhe und Würde, stets in vorwiegendem Maasse bewahrten; dann aber auch dass sie als eine bereits durch den Glauben an den Propheten zu gemeinsamer Anschauungsweise gebundene Nation den Schauplatz betraten und die Völker somit nicht allein durch die Gewalt des Schwertes besiegten, sondern zugleich durch höhere Begabung geistig zu beherrschen vermochten. Ueberdies konnte ja ihre Neigung zum Prachtaufwande sich lediglich auch schon im Stoffe an sich genügen. —

Dagegen nahmen sie von der Bekleidung der ihnen unterworfenen Völker manche Besonderheiten auf. Dahin gehören vorzugsweise der persische Rock mit den Hängeermeln, welche die Hände mitbedecken, der etwa bis auf die Kniee reicht (*Fig. 87 b. c. d.; Fig. 88 a*) und die asiatischen Beinkleider, die übrigens auch bei den südlichen Spaniern seit ältester Zeit gebräuchlich waren.<sup>1</sup> Diese und andere Besonderheiten machten sie sich jedoch allmählig in Verbindung mit ihrer ursprünglichen Ausstattung nach Stoff und Form in so hohem Grade zu eigen, dass dadurch gewissermaassen sie selbst eine neue Bekleidung schufen, die dann vor allem im Orient die allgemeinste Verbreitung fand. Auch hat sich diese Art der Bekleidung, die man somit im Grunde genommen als eine gemischte bezeichnen kann, wie es scheint ohne bedeutenden Wechsel bis auf die Gegenwart fortgeerbt.

In Anbetracht nun der vorliegenden monumentalen Abbildungen, ist hier gleich vorweg zu bemerken, dass sie mit Ausnahme einer einzigen dem maurischen Spanien angehören und eben diese keinesfalls vor dem vierzehnten Jahrhundert datiren.<sup>2</sup> Jene Ausnahme befindet sich unter den älteren Mosaikbildern

<sup>1</sup> Vergl. meine *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. II. S. 681. — <sup>2</sup> Bei der überhaupt noch sehr mangelhaften Kenntniss der chronologischen Entwicklung der altspanischen Tracht lassen selbst die auf den vorliegenden Abbildungen in Verbindung mit den Mauren veranschaulichten Figuren von Christen keine durchaus sichere Datirung zu, obschon sie in der ihnen eigenen nationalen Modetracht erscheinen. Nach dem rein künstlerischen Gepräge werden die Gemälde von K. Schnaase. (*Geschichte d. bildenden Künste*. III. S. 414) in das vierzehnte Jahrhundert, von F. Kugler. (*Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte*. II. S. 692) um 1400 oder den Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts gesetzt. Jedenfalls spricht die entwickelte Plattenrüstung der christlichen Ritter eher für ein späteres, als jüngeres Datum. Noch andere Ansichten darüber s. in den eben genannten Werken.

von St. Markus in Venedig. Sie dürfte also etwa noch zu Ende des zwölften Jahrhunderts entstanden sein (*Fig. 114*). Dabei stimmt die auf allen Abbildern erscheinende Form der Ausstattung mit der noch gegenwärtigen Bekleidung der Araber überhaupt überein, wesshalb man denn wohl zurückschliessen darf, dass solche auch in den früheren Epochen, mindestens seit der Ausbreitung des Islam, ohne Unterschied des Landes ziemlich von gleicher Beschaffenheit war. — Leider bieten sie für die Ausbildung der mantelartigen Obergewänder nur wenig maassgebliche Andeutungen. Sonst aber lassen sie eine besondere Bezeichnung von Rang und Stand wahrnehmen.

A. In Bezug darauf gewährt zuvörderst für die Beurtheilung der männlichen Kleidung eine Anzahl von kleineren Skulpturen in der Hauptkirche von Granada

*Fig. 113.*



eine deutliche Anschauung von der Bekleidung der niederen Stände. Sie gehören zu einem Schnitzwerk, welches die durch König *Ferdinand* um 1492 erfolgte Vertreibung der Sarazenen aus ganz Spanien verewigen soll, und stellen (neben anderen Bezügen) die Taufe von Muhammedanern dar. Demnach bestand die Kleidung derselben nur aus dem alterthümlichen Hemd nebst dem dazu gehörenden Gürtel, aus einem Paar langen Beinbekleidern, einer Kappe oder Turban, und einem Paar Schuhen oder (doch seltener) weiten ledernen Halbstiefeln (*Fig. 113.*)

a. Bei den gegenwärtigen Arabern<sup>1</sup> ist diese Bekleidung im Allgemeinen in Stoff und Farbe ziemlich bestimmt. Bei ihnen ist die Beinbekleidung durchgängig von weisser Leinwand, das Hemd entweder von blauem Linnen oder von blauem Wollenstoff.

<sup>1</sup> Zu den oben (S. 212) angeführten Werken s. *J. Dozi. Dictionnaire des noms des vêtements chez les Arabes. Amsterd. 1845.* und insbes. *H. v. Mayr und S. Fischer. Genrebilder aus dem Orient, gesammelt auf der Reise des Herzog Max in Bayern u. s. w. Stuttg. 1846–50 (Die Detailstafeln)* und *W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter u. s. w. Nach der dritten Originalausgabe aus dem Englischen übersetzt von Th. Zenker. Leipzig 1852,* welchem letzteren Werk ich vornämlich folge; vergl. auch, unter vielen, die hierher bezüglichen Abbildungen nach Naturstudien verschiedener Künstler in dem Prachtwerke von *Aloph. Gallerie royale de costumes, peints d'apres nature etc. Paris (ohne Jahr)* und *Prisse and St. John. Oriental Album. Characters, Costumes and Modes of life in the Valley of the Nil. London 1848.*



Mitunter vertritt die Stelle des Hemdes ein blauwollener Ueberwurf. Jenes heisst „*Eri*“, dieser „*Zaabât*“. Der Gürtel ist gleichfalls zumeist von Wolle, entweder weiss oder roth gefärbt. Die Kopfbedeckung („*Emámeh*“) bildet zunächst eine enganliegende weisse oder braune Filzkappe, welche den Namen „*Libdeh*“ führt. Darüber wird der „*Tarbusch*“ gesetzt: eine rothe mit blauem Quast ausgestattete Tuchmütze, und schliesslich um diese, je nach Vermögen, ein farbiger Shawl oder ein Stück Musselin oder ein Streifen Baumwolle gewunden. Die Fussbekleidung — wenn solche vorhanden, was keineswegs immer der Fall zu sein pflegt — ist von rothem oder gelbem Leder. Nächstdem trägt man bei kaltem Wetter als mantelartigen Ueberwurf die national-alterthümliche, ziegen- oder kameelhärene, streifig gefilzte „*Abájah*“ (Fig. 105 b. c) oder statt dessen einen noch weiteren groben wollenen Mantel-Umhang von schwarzer oder schwarzblauer Färbung, den sogenannten „*Diffjeh*“. —

Ist nun auch nicht durchaus anzunehmen, dass die alten Araber bei ihrer oben berührten Prachtliebe selbst auch in den niederen Ständen sich mit gleichen Stoffen begnügt haben sollten, ist doch sicher voranzusetzen, dass sie von den genannten Kleidern auch diejenigen kannten und anwendeten, die (zufällig) jenes Relief nicht zeigt. Es sind dies aber, abgesehen von der dreifachen Kopfbedeckung, in der That nur der „*Diffjeh*“ und die grobstoffige „*Abájah*“. —

B. Von demselben Gesichtspunkt aus ist denn auch die ältere Bekleidung der vornehmen Stände zu betrachten. Zu den vorzüglichsten Denkmälern, welche diese veranschaulichen, zählen mehrere figurenreiche Deckengemälde auf Pergament in der „Gerichtshalle“ der Alhambra, die höchst wahrscheinlich von christlichen Künstlern im Verlauf der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gemalt worden sind.<sup>1</sup> Zwei von ihnen vergegenwärtigen in lebendiger Composition Vorgänge des geselligen und des ritterlichen Verkehrs (der Liebe, der Jagd und des Turniers) zwischen Christen und Arabern, denen vermuthlich ein ganz be-

<sup>1</sup> Abbildungen von diesen Gemälden geben unt. And. G. Murphi. *Arabian antiquities of Spain*; A. de Laborde. *Voyage pittoresque et historique de l'Espagne etc.* Paris 1806—20 (nach diesen zum Theil bei H. Wagner. *Trachtenbuch des Mittelalters*. Fol. München; J. Ferrario. *Histoire de Costume etc.* Fol.), jedoch am besten O. Jones und M. J. Guri. *Alhambra. Plans, elevations u. s. w.* I. Pl. XLVI bis Pl. L. Ich dagegen folge den vorzüglichen Copien, welche der Maler E. Gerhard an Ort und Stelle fertigte und die sich im k. Kupferstichkabinet zu Berlin befinden. Eine nähere Besprechung dieser Copien bei F. Kugler. *Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte*. II. S. 687 ff. Ueber die Zeitstellung der Bilder selbst s. oben S. 229 not. 2.

stimmter romanhafter Stoff zu Grunde liegt; das dritte hingegen stellt in ruhiger, streng gemessener Behandlungsweise eine zahlreiche berathende Versammlung von maurischen Fürsten oder „Scheiks“ dar.<sup>1</sup>

Nach diesen durchweg mit sachlicher Treue durchgeführten Darstellungen bestand zunächst der Hauptunterschied mit der Volkskleidung im Allgemeinen (wieder ganz ähnlich wie noch

Fig. 114.



heut) wesentlich darin dass die Vornehmeren mehrere Kleidungsstücke trugen und dass diese im Einzelnen von weit beträchtlicher Fülle waren, ohne den Stoff in Betracht zu ziehen. Ersteres kommt vorzugsweise deutlich auf dem zuletzt erwähnten Gemälde, die Fülle indess auf allen dreien, und ebenso auch auf der Mosaik von St. Markus<sup>2</sup> (Fig. 114) zur Erscheinung. Nur auf einem von jenen Reliefs in der Kirche zu Granada v. J. 1492 zeigt sich und zwar selbst ein maurischer Fürst mit dem nur kurzen Hemde bekleidet, was jedoch sicher darauf beruht, dass er im Kriegsanzuge erscheint (Fig. 117). Auf allen anderen Darstellungen ist die kleidliche Ausstattungsweise mit nur geringen Abweichungen durchgängig von ein und derselben Form. Hiernach — ja eigentlich nur mit Ausschluss einer einzigen Figur, die eine spitze Kapuze trägt (Fig. 115 a) — war sie, soweit dies sich nach Gemälden ja überhaupt nur bestimmen lässt, aus folgenden Theilen zusammengesetzt (Fig. 116). Die Hauptgewänder bildeten ein Unter- und ein Oberkleid von ziemlich gleichmässiger Länge und Weite. Beide, zumeist von verschiedener Färbung,<sup>3</sup> verhüllten

<sup>1</sup> Da sich nicht mit Sicherheit sagen lässt ob hier Mauren wirklich in der Eigenschaft von Fürsten oder Königen dargestellt sein sollen, wähle ich absichtlich das Wort Scheik (auch „Scheich“ oder „Schech“) da hierunter eben überhaupt nur „Älteste, Vorsteher“ u. s. w. verstanden werden. — <sup>2</sup> Obschon dieses Bild zufolge der ihm beigefügten Inschrift „IVOEI“ repräsentiren soll, konnte dies ja überhaupt nur durch die arabisch-orientalische Kleidung geschehen. — <sup>3</sup> Auf den Originalgemälden der Alhambra erscheint mitunter das Obergewand der Länge nach durch zwei verschiedene Farben getheilt, so dass z. B. die ganze rechte Hälfte roth, die linke grün ist. Dies indess hat mit der eigentlich arabischen Kleidung nichts zu schaffen, sondern ist nur als eine Uebertragung der noch im fünfzehnten Jahrhundert und später (bis ins sechzehnte Jahrhundert) im Abendlande allgemein herrschenden Mode des „mi parti“ auf die abendländisch arabische Bekleidung zu betrachten.

den Körper bis zu den Füßen. Dazu war das untere stets mit sehr weiten Hängeärmeln, das obere mit kürzeren Ärmeln versehen.

Fig. 115.



sehen, die sich nicht unähnlich einem Kragen über jene ausbreiteten (Fig. 116 a. b). Zu diesen Gewändern gehörte ein Gürtel.

Fig. 116.



Dieser bestand gemeiniglich aus einem langen Stück Seidenzeug oder aus einem farbigen Shawl. Er wurde, je nach Bequemlich-

keit, bald nur um das untere, bald (zur gleichzeitigen Befestigung beider) um das obere Gewand geschlungen (*Fig. 114; Fig. 115 a*). Den Kopf bedeckte ein weiter Turban. Seine Gestaltung erforderte eine beträchtliche Masse von Zeug in Form einer breiten und sehr langen Binde. Derselbe umfasste in künstlicher Windung entweder nur den Oberkopf oder zugleich auch den Hinterkopf (bis zu den Wangen) und den Hals. In solchem Falle liess man den immer noch grossen Rest seines Stoffs auf die Schultern herabhängen (vergl. *Fig. 115 b; Fig. 116 a. b* und *Fig. 114; Fig. 117*). Die Schuhe waren von farbigem Leder, vorn abgestumpft oder spitz zulaufend (*Fig. 116 a. b; Fig. 114*). — Nächst dem Allen bediente man sich, doch nur als gelegentlicher Schutzkleider (als Umhang oder Ueberwurf) einer Art Kragen mit Kapuze (*Fig. 115 a. b*)

*Fig. 117.*

und eines faltenreicheren Mantels. Letzterer hatte völlig die Form der altrömischen „*Paenula*“ und dürfte somit allerdings als ein von den spanischen Arabern der römischen Stammbevölkerung Spaniens entlehntes Gewand zu betrachten sein (*Fig. 117;* vergl. *Fig. 8 a-d*). — Zu diesen abbildlich bezeugten Kleidern sind endlich noch der Gebrauch von Beinkleidern und der Gebrauch eines langen und weiten Ermelrocks vorauszusetzen.

Im Uebrigen ist noch hervorzuheben, dass jedes der herrschenden Geschlechter seit dem frühesten Alterthum eine eigene Stammfarbe besass, die es namentlich wenn es galt seine Ansprüche

oder Rechte mit dem Schwerte durchzufechten auf seine und seiner Mitstreiter Kleidung und seine Fahne übertrug.<sup>1</sup> So zeichneten sich die *Fatimiden* durch Grün, die *Ommijaden* durch Weiss und die *Abassiden* durch Schwarz aus. — Bis heut ist Grün ausschliesslich die Farbe der echten Nachkommen des Propheten. —

b. Die gegenwärtig übliche Kleidung der Vornehmen ist folgende<sup>2</sup> (vergl. *Fig. 118*; *Fig. 119*): Zuerst ein Paar weite Unterhosen („*Libas*“) von Leinen oder Baumwolle. Sie reichen entweder nur bis zu den Knien oder herab bis auf die Knöchel und

*Fig. 118.*



werden vermittelt einer Zugschnur oder eines Hüftbandes befestigt, dessen Enden Stickei zierte. Darüber trägt man ein weisses Hemd („*Kamis*“) aus einem dünnen Stoff<sup>3</sup> mit langen und meist sehr weiten Ärmeln; über diesem ein ähnliches Kleid von einem gestreiften, oft zwischen den Streifen gemusterten Seiden- und Baumwollenzeug, „*Kafan*“ oder „*Kufan*“ genannt. Dasselbe erstreckt sich bis zu den Knöcheln und ist mit weiten Ärmeln versehen. Sie überragen gewöhnlich die Hände und sind dann über dem Handgelenk, auch wohl von der Mitte des Vorderarms an ihrer Länge nach aufgeschlitzt (*Fig. 119 b*; vergl. *Fig. 118*). Um dieses Kleid wird in breiter Windung ein Gürtel oder „*Hezam*“ geschlungen, der in einem bunten Shawl besteht. Ueber dies

Alles wird endlich der „*Gibbeh*“, ein Rock von beträchtlicher Länge gezogen, dessen Ärmel bis auf die Hand reichen (*Fig. 118*; *Fig. 119 a*). Auch bedient man sich wohl anstatt seiner eines

<sup>1</sup> Vergl. E. Gibbon. Geschichte des Verfalles etc. XV. S. 36 (cap. LII).

— <sup>2</sup> W. Lane. Sitten und Gebräuche u. s. w. I. S. 25 ff.; dazu oben S. 212 Note 2. — <sup>3</sup> Gewöhnlich von Linnen, doch auch von Baumwolle oder von Muselin oder Seide, oder auch aus einer Mischung von Seide und Baumwolle abwechselnd gestreift.

„Benish“ oder Tuchrocks, <sup>1</sup> der ähnliche Ermel hat wie der „Kuf-tan“, oder eines dem ähnlichen Rocks mit langen unaufgeschlitzten Ermeln, des sogenannten „Faragijeh“. — Die Kopfbedeckung

Fig. 119.



zerfällt auch hier in die schon oben erwähnten drei Theile: das Mützenchen oder „Arakijeh“, den „Tarbusch“ und den „Emámeh“, nur mit dem Unterschied, dass die Reichen zu letzterem immer kostbare Stoffe (im Sommer meist feines Musselin, im Winter meist einen Kaschmir-Shawl) wählen. — Die Schuhe („Markáb“) sind fast ausschliesslich von dickem rothem Saffian, nach vorn zu spitz und aufwärts gekrümmt. Zuweilen trägt man auch Unterschuhe („Mezz“ oder „Mezd“) von äusserst zartem gelben Saffian und dergleichen Sohlen (Fig. 119 b).

Diese Bekleidung pflegt man im Winter oder bei kühler Witterung durch eine gewöhnlich von schwarzer Wolle gefertigte „Abájeh“ und durch eine ermellose kurze Jacke von farbigem

<sup>1</sup> Der „Benish“ ist eigentlich Staatskleid und wird als solches selbst noch über den dem Benish ähnlichen Tuchrock angelegt.

Tuch oder von farbig gestreiftem Seiden- und Baumwollenzeug zu vervollständigen. Jene dient als Mantelumhang; diese, „*Sudejri*“ genannt, wird über das weisse Unterhemd oder den „*Kamis*“ angelegt. Letztere scheint turkomannischen Ursprungs. — Ueberdies pflegt man noch den Kopf durch eine Umhüllung mit einem Shawl von Musselin oder dichterem Stoff zu schützen (*Fig. 119 a*). —

C. Bei weitem am prächtigsten ausgestattet war natürlich zu allen Zeiten die Kleidung der Herrscher oder Khalifen, der Statthalter und der Günstlinge des Hofes. Indess so gross man sich auch deren Aufwand in dieser Hinsicht zu denken hat, blieb auch er immerhin auf die Verwendung von kostbaren Stoffen eingeschränkt, ohne die einmal übliche Form im Ganzen wesentlich zu berühren. Mit zu den reichsten Gewändern der Art gehörte das Ehrenkleid oder „*Khelad*“ (später mitunter auch „*Tiraz*“ genannt). Die Ueberreichung eines solchen galt nächst der Verleihung der Ehrentitel <sup>1</sup> „*Jemin' ad Daulat*“ und „*Omir al Millat*“ als eine der höchsten Auszeichnungen, die ein Khalif nur gewähren konnte. Vielleicht beruhte die hohe Bedeutung dieses Gewandes selbst auf der Verheissung des Propheten, <sup>2</sup> dass „die Gerechten und Gottesfürchtigen im himmlischen Paradiesesgarten als Brüder auf weichen Kissen ruhen und mit gold- und silberdurchwirkten grünen Gewändern von feinsten Seide und mit goldenen und silbernen Armgewandern bekleidet werden.“ — In der Folge erhielt dieses Kleid, das übrigens ziemlich genau von der Form eines *Kuftan* oder *Benisch* war, <sup>3</sup> einen Besatz mit seltenem Pelzwerk. So mindestens seit der Zeit der Seldschuken, die diesem Schmucke überhaupt im hohen Grade ergeben waren. Als sie um 1187 nach der Schlacht bei Tiberias das Lager der Kreuzfahrer plünderten, bemächtigten sie sich vor allem anderen der dort aufgehäuften Pelzwaren. Auch bilden namentlich bei den Türken <sup>5</sup> noch gegenwärtig kostbare Pelze

<sup>1</sup> „Rechte Hand des Staats“ und „Beschützer der Religion“. — <sup>2</sup> Vergl. bei G. Wahl. Der Koran Sure XV (S. 208), Sure XLIV (S. 508), jedoch bes. Sure LXXVI (S. 652). — <sup>3</sup> Es ist dieses Gewand nicht mit der „*Chirkai Scherife*“ oder „*Burdei*“ der „edlen Last und Bürde“ zu verwechseln, das gegenwärtig mit zu den Reichskleinodien der Osmanen gehört. Diess ist ein schwarzes kameelhärnes Gewand, welches angeblich Muhammed dem Dichter Kaab Ben Soheir im neunten Jahr nach der Flucht schenkte und das nur alljährlich am 15. Ramasan unter grossen Ceremonien den höchsten Staatsbeamten zum Kusse gereicht wird. Es wird, gleich dem Reichspanier, in vierzig Umhüllungen von kostbaren Stoffen, in der Schatzkammer aufbewahrt. Vergl. darüber bes. J. v. Hammer-Purgstall. Des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Wien 1815. II. S. 10 ff. — <sup>4</sup> Gesta Dei per Francos. I. S. 321 bei F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen. I. S. 46. — <sup>5</sup> Hauptsächlich im Interesse der Künstler seien von den zahlrei-

mit einem Ueberzug von Seide oder sonst einem feinen Stoff einen der beliebtesten und weitverbreiteten Luxusartikel. —

Für den besonderen Aufwand endlich den man vornämlich in späterer Epoche bei ceremoniellen Vorkommnissen auch schon mit „Wechselkleidern“ betrieb, nachdem bereits das Khalifat nur noch dem Scheine nach bestand, sei nur, als Beispiel, der Einweihung *Togrul Beg's* in die doppelte Würde eines Statthalters und Stellvertreters des Propheten kurz gedacht.<sup>1</sup> Bei dieser Feier wurden demselben nacheinander nicht weniger als sieben Gewänder angelegt; ausserdem ward er in einen mit Bisam durchdufteten Schleier eingehüllt und zum Symbol seiner zwiefachen Herrschaft

chen Werken, welche Nachrichten und Abbildungen der türkischen Kleidung enthalten, einige der vorzüglichsten in chronologischer Folge näher bezeichnet: I. Für das 16. Jahrhundert: „Die Türkische Chronica von ihrem Ursprung anfang und regiment, biß uff diese Zeit sampt vrn kriegen und streyten mit den christen erbärmlich zu lesen. Strassburg bei M. Flach. 1508.“ F. A. Thevet. cosmographie de Levant. Lyon par J. Tournes et G. Gazeau 1554. N. Nicolai. Von der Schiffart und Kaiß in die Turfey und gegen Orient. Mit schönen Figuren, wie beide Man und Weib ihrer Landart nach bekleidet seyen. Kol. Nürnberg 1572 (andere Ausgabe in 4: zu Antorff bei W. Silvium. 1577). C. Rauwolffen der Arzney Doctern, Beschreibung der Kaiß so er gegen Aufgang in die Morgenländer, fürnemlich Syriam, Judäam, Arabiam, Assyriam u. s. w. vollbracht. 3 Thle. Lauging. 1582. I. S. 49; 133. G. W. Hapello. Thesaurus Exoticorum oder eine mit Ausländischen Raritäten und Geschichten wohlversehene Schatzkammer. u. s. w. u. s. w. Hamburg 1688 (die trefflichen Holzschnitte des darin enthaltenen Türkenbuchs sind vom Jahr 1576). II. Für das 17. Jahrhundert: O. Dapper. Beschreibung von Asia. Deutsch von Beern. 3 Thle. m. Kpfrn. Nürnberg 1681. Ricaut. Eröffnete ottomanische Pforte oder Beschreibung des türkischen Staats- und Gottesdienstes. 2 Bde. 1694. Derselbe. Beschreibung von dem jetzigen Zustand des ottomanischen Reichs. M. viel. Kpfrn. 1671; dazu das obengenannte Werk von E. G. Hapello Thesaurus in den diese Zeit betreffenden Theilen. III. Für das 18te Jahrh. (Le Hay) Recueil de cents estampes représentant les différentes modes des nations du Levant. dessin. par ordre de Mr. de Ferriol, grav. sur les tableaux peints d'après nature en 1707 et 1708 par les soins de M. le Hay. Paris 1714. gr. Fol. (Verkleinerte Nachbildung davon, und stark vermehrt: Wahreste und neueste Abbildung des Türkischen Hofes u. s. w. 2 Thle. Nürnberg 1721 in 4). Comte de Marsigli. L'Etat militaire de l'Empire ottoman. II. Thl. La Haye 1732. gr. Fol. V. Muradgea d'Ohsson. Tableau général de l'Empire othoman, divisé en deux parties etc. Paris 1787. 2 Bde. gr. Folio. (Allgemeine Schilderung des ottomanischen Reichs. A. d. Franz. von Beck. 2 Th. Leipzg. 1788—1793.) G. A. Olivier. Voyage dans l'empire othoman; l'Egypte et la Perse (1793—98) Paris 1800 ff. M. Atl. IV. Für das 19. Jahrh.: J. v. Hammer. Neue türkische Staatskleider-Ordnung im Jahre 1829 (in Hormayr's Archiv. 1829 No. 51). F. Dupré. Voyage à Athènes et à Constantinople, ou collection de Portraits, de vues et de costumes grecs et ottomans, peints d'après nature en 1819. Paris 1825. Recueil des différents costumes des principaux officiers et magistrats de la porte, et des peuples sujets de l'empire othoman etc. 96 Planches. Paris (ohne Jahr). Aloph. Galerie royale de costumes etc. Costumes de l'Empire othoman. Paris (o. J.). — Jean Brindesi. Elbiceci attica. Musée de anciens costumes taros de Constantinopel. 21 Feuille. Constantin. 1856 kenne ich nur dem Titel nach. —

<sup>1</sup> E. Gibbon. Geschichte des Verfalles u. s. w. XVI. S. 27 (cap. LVII)



mit zwei goldenen Kronen bedeckt und mit zwei kostbaren Schwertern umgürtet. <sup>1</sup> —

Neben dem oben berührten Wechsel in der Farbe der Gewänder zur Bezeichnung der Abstammung (S. 234), der theilweis noch heute beobachtet wird, <sup>2</sup> war es (und ist es gleichfalls noch heut) vornämlich die verschiedene Gestaltung der Kopfbedeckungen, wodurch sich die Stände untereinander kennzeichneten. <sup>3</sup> Freilich lässt sich für den hier in Rede stehenden Zeitraum auch darüber nichts Sicheres im Einzelnen feststellen, indess doch so viel im Allgemeinen, dass man zu allen Zeiten dem Turban die grösste Aufmerksamkeit erwies <sup>4</sup> und vorzugsweise auf seine Ausstattung oft grosse Summen verwendete. Ja die darauf gerichtete kostbare Modesüchtelei verlor sich bereits im zehnten Jahrhundert bis zu dem Grade üppiger Verschwendung, dass man (eben in dieser Epoche) in Aegypten einen linnenen golddurchwirkten Kopfbund erfand, dessen Länge hundert Ellen und dessen bloß realer Goldwerth etwa fünfhundert Dinare betrug. <sup>5</sup> Zugleich ist dafür nicht minder bezeichnend, dass die Araber kaum nach Verlauf von zweihundert Jahren nach Muhammeds Tod die in ihrem weiten Reiche angesiedelten Ungläubigen, so insbesondere die Christen zwangen, von den rechtgläubigen Muhammedanern sich durch eine bestimmte Färbung des Turbans und des Gürtels zu unterscheiden. <sup>6</sup> —

<sup>1</sup> Vergl. mit dieser Schilderung: J. Chardin. Le couronnement de Soleiman, troisieme roi de Perse. Paris 1671 und J. v. Hammer. Des osmanischen Reiches Staatsverfassung u. s. w. I. 476 ff. — <sup>2</sup> S. darüber W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter etc. I. S. 29 ff. — <sup>3</sup> So theilt z. B. K. Niebuhr (Reisebeschreibung nach Arabien [1774] Taf. XIX bis Taf. XXIII) nicht weniger als 46 von einander verschiedene Kopfbedeckungen mit, die sämmtlich zu seiner Zeit als Unterscheidungszeichen von Rang, Stand, Geschlecht u. s. w. gebräuchlich waren; vergl. ausserdem Vivant Denon. Voyage en Egypte etc. Paris 1802 (Deutsche Uebersetzung von D. Tiedemann. Berlin 1803) Taf. 12. und W. Lane a. a. O. I. S. 31 ff. — <sup>4</sup> Lächerliche Beispiele der Art bei W. Lane I. S. 30. — <sup>5</sup> Ein solcher Turban kann natürlich nur aus dem feinsten Musselin bestanden haben; dennoch muss er, wenn man die Masse von Gold mit in Betracht zieht von ausserordentlichem Umfang gewesen sein, etwa ähnlich den heutigen Riesenturbanen der „Ulama“ oder Geistlichen (s. bei W. Lane. Taf. 12 A); nicht unmöglich ist es indess, dass ein Theil dieses Goldes zur bloss äusseren Verzierung diente in Gestalt von Agraffen, Franzen u. dergl. — <sup>6</sup> E. Gibbon. Geschichte des Verfalles u. s. w. XIV. S. 464 (cap. LI). Noch überdies wurden sie genöthigt statt der Pferde Maulthiere und zwar nur nach Weiberart zu reiten. Im Jahr der Flucht 235 (849 bis 850 n. Chr.) verordnete der Khalif El-Motawakkil mehrere beschimpfende Abzeichen in der Kleidung der Kopten: die Männer mussten „honigfarbene (oder hellbraune) mit Kappen versehene Oberröcke tragen und andere auffallende Kleidungsstücke, und die Frauen Kleider von derselben Farbe und sie wurden gezwungen hölzerne Figuren (oder Bilder) von Teufeln an oder über den Thüren ihrer Häuser anzubringen.“ „Eine der härtesten Verfolgungen

II. Dem Kleiderprunke gegenüber scheint nun der Schmuck und zwar bei den Männern hauptsächlich auf die Pflege des Haars, auf den Gebrauch eines Siegelrings und auf möglichst kostbare Waffen eingeschränkt gewesen zu sein, wenn man dabei von der Pracht der Khalifen und einzelner höchsten Beamten abieht (S. 237). Alle sonstigen Schmuckgegenstände überliessen sie gleichwie noch heute<sup>1</sup> ihren Lieblingsweibern und Töchtern (s. unt.).

Für die Anordnung von Bart und Haar hatte bereits der Prophet selber, nicht ohne weise Berücksichtigung der Erfordernisse des Klimas, eine feste Vorschrift gegeben,<sup>2</sup> dabei auch keineswegs vergessen die ganz besondere Hochachtung, welche die Völker des Orients seit jeher vor allem dem Barte zollen,<sup>3</sup> unverkürzt zu würdigen.<sup>4</sup> Demnach und aus noch anderen Gründen, die später hinzu erfunden sind, pflegten (und pflegen)<sup>5</sup> die Muhammedaner mit nur seltener Ausnahme den Schädel bis auf einen zopfartigen Büschel inmitten des Wirbels kahl zu scheeren, dagegen den Bart (nur mässig gestutzt) in ganzer Fülle wachsen zu lassen.

die sie je erduldet, und die sie sich durch ihre Hoffart und ungebührliches Betragen gegen die Muslimen zugezogen haben sollen, brach unter der Regierung des gottlosen Khalifen El-Hakim über sie herein, der im Jahre 386 (996 bis 997) den Thron bestieg und 411 (der Hedschra) ermordet wurde. Eine der kleinsten Quälereien war die, dass sie gezwungen wurden ein hölzernes fünf Pfund schweres Kreuz an den Hals zu hängen und Kleider und Turbane von dunkler, schwarzer Farbe zu tragen. Dies scheint der Ursprung des schwarzen Turbans zu sein, den noch heute viele Christen tragen. Da die unterscheidende Kleidung und Turbane der Khalifen von Aegypten weiss war, so war schwarz, die Farbe ihrer Nebenbuhler, der Abbassi, in ihren Augen die verhassteste und schimpflichste Farbe, welche sie für die Tracht der verachteten Christen wählen konnten. Früher finde ich nirgends den schwarzen Turban bei den ägyptischen Christen. Zu derselben Zeit als die Kopten gezwungen wurden sich auf diese Weise zu unterscheiden, erging an die Juden der Befehl, ein rundes Stück Holz, von demselben Gewicht wie das Kreuz der Christen, und ebenso am Halse zu tragen.“ — „Im Monat Regeb des Jahres 700 (1301 nach Chr.) ereignete sich ein Vorfall, der, so viel ich ergründen kann, zuerst Veranlassung gab, dass die Kopten sich durch einen blauen Turban unterscheiden mussten, wie meistens noch heutzutage (u. s. w.). Es wurde der Befehl erlassen, dass die Christen blaue Turbane und Leibgürtel tragen sollten, die Juden gelbe Turbané; und dass keiner, der zu einer oder der anderen dieser Sekten gehöre, ein Pferd oder einen Maulesel reiten dürfe“: W. Lane. Sitten u. s. w. der heutigen Aegypter. III. S. 191 ff. nach Et. Quatremère. Memoires etc. sur l'Egypte II. S. 220 ff.

<sup>1</sup> Ueber dies Verhältniss bei den Beduinen s. meine Kostümkunde. Handbuch I. S. 153 ff. — <sup>2</sup> G. Wahl. Der Koran. Sure II (S. 30); Sure XXII (S. 291). — <sup>3</sup> Vergl. darüber den Artikel „Bart“ bei G. Wiener. Biblisches Realwörterbuch zum Handgebrauch für Studirende u. s. w. 3. Auflage. Leipzig 1847. I. S. 139; auch kann man die „Geschichte des männlichen Bartes unter allen Völkern der Erde bis auf die neueste Zeit u. s. w. Leipzig 1797. S. 173 nachlesen. — <sup>4</sup> G. Wahl. Der Koran. Sure VII (S. 130); Sure XXII (S. 272). — <sup>5</sup> W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter. I. S. 24 ff. —

Jedwede Verunglimpfung des letzteren galt stets als schimpflichste Beleidigung. — Ausserdem ist es gegenwärtig und, wie kaum zu bezweifeln steht, ebenfalls schon seit ältester Zeit vornämlich in den niederen Ständen nicht ungewöhnlich auf Hände, Arme und Brust blaue Zeichen zu tätowiren.<sup>1</sup> — Der Ring, womit die alten Araber häufig den äussersten Aufwand trieben,<sup>2</sup> besteht bei den heutigen Orientalen fast durchgängig nur aus Silber, mit einem Karneol verziert.<sup>3</sup> Er wird an der rechten Hand getragen oder in vereinzelt Fällen an einer Schnur um den Hals gehängt und im Busen sorgfältig bewahrt.<sup>4</sup> — Die Neigung endlich, mit Waffen zu prunken, die nach echt altorientalischem Brauche einst ganz allgemein verbreitet war, ist zugleich mit der Kriegstüchtigkeit nur noch den freien Söhnen der Wüste als unverilgbares Erbgut verblieben,<sup>5</sup> während die sesshaft gewordenen sich allmählig davon entwöhnten und, wie dies noch heut der Fall ist, sich höchstens mit einem mehr oder minder verzierten Gürtelmesser begnügten. —

III. So einfach nun auch noch die Bewaffnung der Araber gewesen sein mag, bevor sie ihren Weltkampf begannen (S. 202; S. 218), so kostbar wurde sie in der Folge, als sie den Orient erobert hatten.<sup>6</sup> Hier fanden sie eine Ausrüstung vor,

<sup>1</sup> Derselbe. a. a. O. — <sup>2</sup> K. Rosenmüller. Das alte und neue Morgenland oder Erläuterungen u. s. w. Leipzig. 1820. VI. S. 189 ff. — <sup>3</sup> W. Lane a. a. O. S. 24 ff. — <sup>4</sup> S. unt. And. K. Rosenmüller. Das alte und neue Morgenland. VI. S. 251 ff. — <sup>5</sup> Vgl. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 156 ff. — <sup>6</sup> Von arabischen (orientalischen) Waffen dürfte sich aus dem mittelalterlichen Zeitraum vor dem fünfzehnten Jahrhundert mit sehr wenigen, äusserst fraglichen Ausnahmen, kaum Mehreres erhalten haben. Zu solchen Ausnahmen gehören der sogenannte „Säbel des Harun-al-Raschid“, den dieser an Karl den Grossen geschickt haben soll, welcher sich unter den Krönungs-Insignien der deutschen Kaiser in Wien befindet, und etwa mehrere Schwerter u. s. w. in der Schatzkammer des türkischen Kaisers, welche die Tradition sogar mit Muhammed in Verbindung setzt. Selbst die Rüstkammer von Madrid kann nur sehr wenige maurische Waffen aufweisen, die indess sämtlich frühestens dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zuzuzählen sind. Sonst ist an Waffen aus jüngerer Epoche kein Mangel. S. bes. Achille Jubinal et Gaspard Sensi. La armeria Real de Madrid ou collection des principales pieces du musée d'artillerie de Madrid. Fol. Paris (ohne Jahr) Taf. 25, Taf. 32, Taf. 39; vergl. Taf. 21. G. Finke. Abbildung und Beschreibung der alten Waffen und Rüstungen, welche in der Sammlung von Llewelyn Meyrick in Goodrich-Court in Herfordshire aufgestellt sind. Aus d. Engl. Berlin 1836 (hier nur Einzelnes); vorzugsweise aber Rockstuhl. Musée d'armes rares anciennes et orientales de S. M. l'Empereur de toutes les Russies etc. St. Petersburg et Carlsruhe 1841 und das im folgenden Kapitel näher bezeichnete russische Prachtwerk „Alterthümer des russischen Kaiserreichs“ Bd. III; dazu Einzelbeschreibungen bei Fr. v. Leber. Wiens Kaiserliches Zeughaus u. s. w. 2 Theil. Leipzig 1846. Quandt. Andeutungen für Beschauer des historischen Museums. Dresden 1834. S. 166 ff. A. Frenzel. Der Führer durch

welche seit unbestimmbarer Zeit ausnehmend reich durchgebildet war.<sup>1</sup> Diese fiel ihnen als Kriegsbeute zu und wurde also das nächste Vorbild bei ihrem später selbständigen Betrieb. Blieb es dann wohl auch dabei nicht aus, dass sie allmählig ihre Vorgänger an Geschicklichkeit übertrafen, dürfte dies auf diesem Gebiete doch wesentlich nur das Ornament, kaum die Grundformen und noch weniger das Material berührt haben. Denn gerade darin, und zwar insbesondere hinsichtlich der Vollendung des Stoffs, hatten sowohl die Westasiaten als auch selbst einzelne Völker Europas bereits das Vorzüglichste geleistet. So waren, um nur eins zu erwähnen, bei ersteren vornämlich die Bewohner von Damaskus<sup>2</sup> und in Europa die des mittleren Spaniens und des mittleren Donaugebiets, hauptsächlich des alten Noricum, schon seit dem höheren Alterthum sogar mit der Stahlbereitung vertraut<sup>3</sup> und jene noch überdies wegen des (eben nach dem Ort seiner Erfindung) sogenannten „Damascirens“ und der Kunst in hartes Metall, weicheres einzulassen berühmt.<sup>4</sup> Aber da nun die Araber alle diese technischen Künste bereits in solcher Vollendung vorfanden, konnten sie gleich um so grösseren Fleiss auf die bloß äussere Ausstattung verwenden, wobei ihnen dann ihr Talent dafür noch insbesondere zu Statten kam (S. 226 ff.). — Nicht lange so wurden die von ihnen gefertigten Waffen und Rüstungsstücke überall auf's Höchste geschätzt, nicht allein die asiatischen, sondern auch die spanischen, welche letzteren, zumeist prächtig mit goldenen Arabesken verziert, selbst in Aegypten und Mauretanien um hohe Preise Absatz fanden (vergl. Fig. 123). — Merkwürdig ist es, dass der Glaube an eine Unverletzbarkeit durch das Tragen „gefeiter“ Waffen, dem unter anderen auch

das historische Museum zu Dresden mit Bezug auf Turnier und Ritterwesen. Leipzig 1850. S. 110. G. Klemm. Allgemeine Culturgeschichte VII. S. 328 ff. Derselbe. Werkzeuge und Waffen. Leipzig 1854. Treffliche Abbildungen der gegenwärtig im Orient üblichen Waffen bei H. v. Mayr und S. Fischer. Genre-Bilder aus dem Orient, gesammelt auf der Reise u. s. w. nach Aegypten, Nubien, Palästina, Syrien und Malta. Stuttg. 1846 bis 1850.

<sup>1</sup> Vergl. zu dem schon oben (S. 190) darüber Bemerkten meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. über die Waffen der alten Assyrier S. 211 ff.; der Perser S. 274, der Hebräer S. 347, der Kleinasiaten S. 419 ff. — <sup>2</sup> Erst seit Timur Bey und zwar durch ihn sollen die Klingenschmiede von Damaskus nach Korasan versetzt worden sein: G. Klemm. Allgemeine Culturgesch. VII. S. 96 nach Addison II. S. 376. — <sup>3</sup> S. auch darüber meine Kostümkunde I. S. 211. S. 488. II. S. 680; S. 753; S. 1058. — <sup>4</sup> So wurden z. B. bei den Ausgrabungen von Nineve eiserne Schuppen (Reste von Schuppenpanzern) u. dergl. gefunden, die in solcher Weise mit Kupfer verziert sind. S. a. a. O. I. S. 214 nach Layard. Niniveh und seine Ueberreste. S. 361. Vergl. im Allgemeinen: Reinaud. Monuments arabes, persans et turcs, du Cab. de M. le duc de Blacas etc. av. pl. Paris 1828. II. S. 298.

*Constantin*<sup>1</sup> und spätere christliche Kaiser anhängen, bei den Muhammedanern bestand, obschon sie durchaus Fatalisten sind. So wenigstens sagte man *Khaled* nach, dass er sich für unverwundbar hielt, wenn er eine Kappe trug, die von dem Propheten geweiht worden war.<sup>2</sup> —

In Betreff endlich der äusseren Gestaltung lässt nun auch hier wieder ein Vergleich der freilich nur noch spärlich erhaltenen Waffenstücke aus früheren Epochen<sup>3</sup> mit der gegenwärtig im Orient üblichen Weise der Ausrüstung, wie bei der Kleidung voraussetzen, dass sie ohne grosse Veränderung bis heut dieselbe geblieben ist. Nächst den seit Alters durchweg gebräuchlichen Angriffswaffen — dem langen Speer, dem Schwert oder Säbel, verschiedenen Messern, Streitkolben und Bogen nebst Zubehör — waren (und sind) die vornehmsten Schutzwaffen der Schild, der Helm, das Kettenhemd und einzelne Schienen für Arme und Beine.

A. 1. Unter den Schutzwaffen ist als die früheste vor allen der Schild hervorzuheben. Er war bei den alten Arabern, gleichwie noch jetzt bei den freien Beduinen,<sup>4</sup> die einzige Schutzwaffe überhaupt, die man in weiterem Umfange anwandte. Die Hauptform desselben blieb die im Osten dafür seit jeher übliche einer mehr oder minder vertieften kreisrunden Schüssel mit einer

Fig. 120.



Handhabe. In Spanien hingegen wich man davon ab, indem man sich ähnlicher Schilde bediente, wie solche noch im siebenzehnten Jahrhundert von persischen Kriegerern getragen wurden,<sup>5</sup> nämlich Schilde von der Gestalt eines grossen Doppelovals, die (vermuthlich von Leder gefertigt), ringsum mit breiten metallenen Rändern, aussen mit starken farbigen Quasten und innen, wie nicht zu bezweifeln ist, mit zwei Handhaben versehen waren (vergl. Fig. 120;

(Fig. 117). — Der heutige orientalische Schild ist, wie gesagt, fast ausschliesslich kreisrund, meist stark gewölbt, und besteht durchgängig aus einem festen hölzernen Kern mit einem mehrfachen Ueberzug von dichtem, sehr ausgegerbtem Leder. Dies wird gewöhnlich oberflächlich entweder nur äusserst glatt polirt oder mit zierlichen Arabesken bespresst oder bunt bemalt und ver-

<sup>1</sup> S. oben S. 112. — <sup>2</sup> E. Gibbon. Geschichte des Verfalles u. s. w. XIV. S. 319 (cap. LI). — <sup>3</sup> Vergl. oben S. 241 not. 6, worauf ich zugleich für das Folgende verweise, um das Häufen von Citaten zu umgehen. — <sup>4</sup> Siehe oben S. 218. — <sup>5</sup> Vergl. die Abbildung bei J. Chardin. Voyage en Perse et autres lieux de l'Orient dans les années 1664 etc. Amsterd. 1711 (III. in 4 und X. in 12. 1735) Taf. 63.

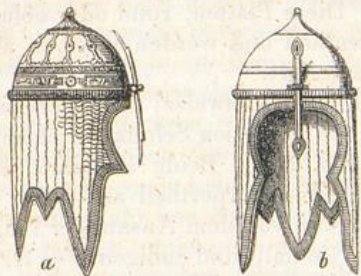
goldet. Nächstdem pflegt man die Mitte des Schildes durch eine grosse metallene Scheibe, zuweilen auch den noch übrigen Raum concentrisch durch kleine metallene Buckeln und den Rand durch eine Einfassung von Metallblech zu verstärken (vergl. *Fig. 134*). Der Umfang dieser kleineren Rundschilder beträgt oft nur acht bis zehn Zoll im Durchmesser, weshalb für sie eine Handhabe genügt. Letztere ist in den meisten Fällen über ein weiches Handpolster gespannt und nicht selten mit einem Riemen oder einer Schnur verbunden, um die Waffe ausser Gebrauch über den Rücken hängen zu können. — Daneben hat man grössere Rundschilder von einem Durchmesser bis zu drittheil Fuss, deren äusserliche Bekleidung oft überaus bunt und kostbar ist. Solche Bekleidung besteht aus concentrisch dicht aneinander befestigten runden Rohrstäbchen mit farbiger Seide, mit Gold oder Silber u. dergl. dergestalt künstlich übersponnen, dass sie zusammen ein regelmässiges zumeist sehr geschmackvolles Muster bilden.<sup>1</sup> Im Uebrigen erhalten auch diese Schilder auf die Mitte und längs der Umrandung eine Verstärkung durch Metall, die aber dann hier, dem Ganzen entsprechend, nicht selten von Silber oder von Gold und Edelsteinen hergestellt wird;<sup>2</sup> dazu ringsum einen reichen Besatz mit wollenen oder seidenen Franzen. Ihre inwendige Ausstattung gleicht der oben beschriebenen, nur dass sie gemeinhin zwei Handgriffe haben und dass die Polster und Rückenhangschnüre weit kostbarer gearbeitet sind.

2. Der Helm und die übrigen Schutz Waffen wurden von den Persern entlehnt. Ersterer bewahrte die ihm seit Alters eigene Form einer halbrunden, ziemlich scharf zugespitzten Kappe mit einem Behang von Kettengeflecht<sup>3</sup> (*Fig. 121 a. b*; vergl. *Fig. 103*). In der Folge — ob aber hier bereits vor dem 14. Jahrhundert — wurde er durch ein verschiebbares „Naseneisen“ vervollständigt,<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Eine vereinfachte Nachahmung besteht darin, dass man Schilfrohr verwendet und dieses bemalt. Ein solches Schild sah S. Buckingham (Reisen in Mesopotamien u. s. w. aus dem Englischen übersetzt. Berlin 1828 S. 214) bei einem Kurden: „Dieser Schild bestand aus einer runden metallenen Scheibe mit erhöhten Zeichen in der Mitte, und um dasselbe zog sich eine breite, schwarzseidene Franze, welche in der Luft flatterte. Die äussere Seite bestand aus dichtem Flechtwerk von gefärbtem Schilfrohr, und das Ganze bildete einen hübschen Schmuck für den, welcher es trug.“ — <sup>2</sup> Treffliche Abbildungen in Farbendruck von vorzüglich kostbaren Schildern der Art enthält das in russischer Sprache geschriebene Prachtwerk „Alterthümer des russischen Kaiserreichs“ III. No. 60 bis 71; bes. hervorzuheben ist No. 66. — <sup>3</sup> Helme von dieser Form und Ausstattung finden sich schon auf altassyrischen Sculpturen; s. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 213 *Fig. 125 g*. — <sup>4</sup> Dieses Eisen ist als eine weitere Ausbildung der bereits an altgriechischen Bronzehelmen befindlichen Nasenplatte zu betrachten; vergl. a. a. O. II. S. 778 *Fig. 278 c. d. f*.

auch wohl anstatt des Kettenbehangs mit beweglichen Wangenklappen und einem festen Genickschutz versehen. Seine weitere Ausstattung bestand (und besteht) ausser einem Busch, welcher

Fig. 121.

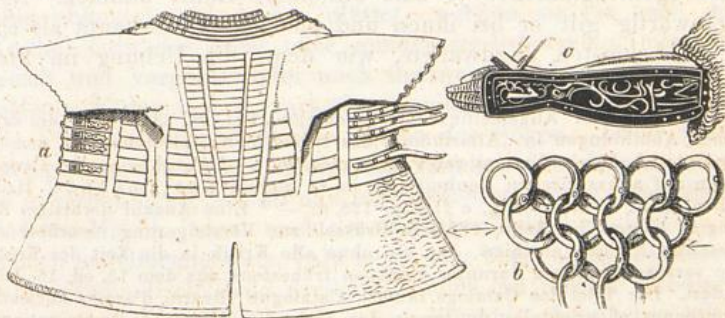


gemeinhin die Spitze ziert, in mannigfachen Ornamenten (Fig. 103). Diese sind in den Grund eingelassen und bei den heut üblichen Stahlhelmen,<sup>1</sup> wo sie oft ganz nach arabischem Geschmack mit In- und Umschriften verbunden erscheinen (Fig. 121 a), entweder von Silber oder Gold. Zudem ist es

seit frühester Zeit, so wenigstens bei den Ostasiaten, gebräuchlich geblieben um den Helm, vermuthlich mit zum Schutz gegen die Sonne, einen Shawl turbanartig zu winden (vergl. Fig. 117).

3. Den vornehmsten Schutz des übrigen Körpers bildete bis zur weiteren Verbreitung des Feuergewehrs und bildet noch heut,

Fig. 122.



obschon mehr vereinzelt, das Kettenhemd. Es ist dies ein Rock mit kurzen Ärmeln, der etwa bis zu den Knien reicht, aus kleinen Stahlringen zusammengesetzt, die dergestalt ineinander greifen, dass immer ein Ring vier andere verbindet (Fig. 122 a. b). Je nach dem Umfange solcher Gewänder und der Grösse der einzelnen Ringe steigert sich die Anzahl derselben bei einigen Röcken auf zweiundvierzigtausend einhundert und sechsunddreissig, bei anderen

<sup>1</sup> Siehe auch dafür wiederum vor allen die vorzüglichen Abbildungen in „Alterthümer des russischen Kaiserreichs“ III. bes. No. 14, 15, 23.

auf hundert und zweiundfünfzigtausend und zweihundert und acht; <sup>1</sup> dabei ist jeder einzelne Ring auf das Sorgfältigste vernietet. — Neben derartigen vollkommenen Ringhemden hat man nicht minder seit ältester Zeit <sup>2</sup> Röcke die nur zum Theil aus Ringen, zum Theil aus einer bestimmten Anzahl von metallenen Platten zusammengesetzt sind (*Fig. 122 a*). Diese Platten, rund oder oblong, bedecken den Vorder- und Rückentheil und werden meist in ähnlicher Weise wie die Helme ornamentirt. <sup>3</sup>

4. Die Arme und (doch nur ausnahmsweise) die Vorderseite der Unterschenkel erhalten nach wie vor einen Schutz durch ziemlich flache metallene Schienen (*Fig. 103*). Beide schliessen sich mehr oder minder dem entsprechenden Körpertheil an, wobei die Armschienen insbesondere sich etwa von dem Ansatz der Finger bis zum Ellenbogen erstrecken, wo sie halbrund endigen (*Fig. 122 c*). Auch bei ihnen besteht der Schmuck gewöhnlich aus einer Einlage von goldenen oder silbernen Arabesken. <sup>4</sup>

B. 1. Unter den zahlreichen Angriffswaffen nahm bis in die jüngste Epoche <sup>5</sup> der Bogen die erste Stelle ein. Noch im siebenzehnten Jahrhundert war er die Hauptwaffe der Osmanen, <sup>6</sup> wo unter Sultan *Murad IV.* „die Bogenmacher, die Pfeilmacher, die Armbrustmacher, die Bogenschiessmeister, die Bogenschützen und Bogenringmacher“ je eine besondere Zunft bildeten. Noch gegenwärtig gilt er bei ihnen und im Orient überhaupt als eine der vornehmsten Jagdwaffen, wie denn die Uebung im Pfeil-

<sup>1</sup> G. Klemm. Allgemeine Culturgeschichte. VII. S. 331; dazu die zahlreichen Abbildungen in „Alterthümer des russisch. Kaiserreichs“ III. und bei Rockstuhl. Musée d'armes rares anciennes etc. — <sup>2</sup> Vergl. einzelne Darstellungen auf altassyrischen Denkmälern, so in meiner Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 213 Fig. e f; Fig. 128 d. — <sup>3</sup> Eine Anzahl derartiger Rüstungen kamen im Jahre 1854 in Brüssel zur Versteigerung, worüber ein illustrirter Katalog erschien, der sie ohne alle Kritik in die Zeit der Kreuzzüge versetzt; mehrere darunter stammen frühestens aus dem 15. od. 16. Jahrhundert. Der Titel des Catalogs lautet: Catalogue illustré d'armes anciennes européennes et orientales du temps des croisades, d'objets de haute antiquité u. s. w. et qui seront vendus publiquement etc. sous la direction de M. Henri Le Roi. Bruxelles 1854. — <sup>4</sup> Beispiele sehr reich verzierter Armschienen a. a. O! — <sup>5</sup> Bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, wo bereits das Feuergewehr weitere Verbreitung gefunden hatte. Robert Shirley, ein Engländer, führte unter der Regierung des Safawiden Abbas (1585) das Feuergewehr bei den Persern ein, die sich desselben bald darauf, in der entscheidenden Schlacht bei Erivan um 1605 mit bestem Erfolg gegen die Türken bedienten. W. Vaux. Nineveh und Persepolis. S. 116. — <sup>6</sup> Vergl. über Bogen und Pfeil der Osmanen J. v. Hammer-Purgstall in den Abhandlungen der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien, philosophisch-historische Klasse 1851 im Märzheft; dazu die auf Grund dieser Abhandlung gegebene Darstellung bei G. Klemm. Werkzeuge und Waffen S. 293 ff. u. Derselbe. Allgemeine Culturgeschichte VII. S. 333; Abbildungen in den oben genannten Werken.



schiessen noch heut mit zu den Lieblingsbeschäftigungen aller Orientalen gehört. An dieser Uebung hat sich bereits eine nicht unbeträchtliche Literatur herausgebildet, welche sie wissenschaftlich behandelt, und die zugleich jedem einzelnen Theil des Bogens und seines Zubehörs eine besondere Sorgfalt widmet. Hiernach vermag man nicht weniger als zehn verschiedene Arten von Bögen und eben so viele verschiedene Arten von Bogenpfeilen zu unterscheiden, die je im Ganzen und Einzelnen ihre eigenen Namen haben, ganz abgesehen von den unter einander mannigfach verschiedenen Bezügen, welche die Uebung an sich betreffen. Endlich spricht noch für die hohe Bedeutung, die diese Waffe seit ältester Zeit auch bei den Arabern behauptete, eine kaum zu ermessende Zahl von Sprüchen und bildlichen Redensarten, welche sie derselben entlehnten und die sich zum Theil seit *Muhammed* bis heut unverändert erhalten hat. — Die gegenwärtig üblichen Bögen wechseln ihrer Grösse nach etwa zwischen zwei bis vier Fuss. Die kleineren, so namentlich die der Türken, werden gewöhnlich aus dem Horn des Steinbocks oder des Büffels gefertigt (*Fig. 107 b*); die grösseren dagegen fast ausschliesslich von hartem Holze und zwar zumeist aus vier verschiedenartigen Hölzern äusserst künstlich zusammengefügt. Nächst dem dass man sie von der Mitte aus nach den Enden gleichmässig abschwächt, sorgfältig abkantet und sauber glättet, werden sie (je nach ihrem Werthe) entweder mehr oder minder zierlich farbig (meist roth) bemalt und vergoldet oder noch theilweis mit bunter Seide, mit goldenen Fäden u. s. w. zart übersponnen und reich bequastet. — Die Pfeile entsprechen der Grösse der Bögen. Auch sie sind durchgängig von hartem Holze und (ähnlich dem Bogen, zu dem sie gehören) farbig bemalt und nicht selten vergoldet. Ihre Spitzen sind von Metall, jedoch nach den Zwecken sehr verschieden: bald einfach nadelförmig spitz, bald herz- oder blatt- oder messerförmig, bald rhomboidisch, bald dreikantig, auch (zu blosser Uebung bestimmt) ganz stumpf oder flach-kugelförmig. Aehnliches gilt von der Befiederung. Einzelne Pfeile haben sogar statt dieser nur eine Umwicklung mit feinem rothgefärbten Leder. Sonst aber pflegt jene gemeiniglich entweder aus zwei, aus drei oder vier der Länge nach parallel nebeneinander über der Kerbe befestigten bunten Federn zu bestehen, die zwischen fünf bis neun Zoll betragen. Bei vorzüglich kostbaren Pfeilen ist das Kerbstück von Elfenbein. — Bogenfutteral und Pfeilköcher werden noch heut aus dem dafür schon seit dem höchsten Alterthum allgemein üblichen Material, aus starkem Leder, und in der dafür seit

ältester Zeit gebräuchlichen Form (Fig. 103) in sehr verschiedener Ausstattung beschafft.<sup>1</sup> Den einfacheren dieser Behälter belässt man ihre Naturfarbe, indem man sie höchstens stellenweis mit andersfarbigem Leder benäht, mit einfachen Ornamenten bespresst oder die Ränder mit bunter Seide ein- oder mehrfach dicht durchsteppt; andere hingegen werden auf's Reichste mit Sammt oder sonst einem Stoff überzogen, mit goldenen und silbernen Zierrathen beschlagen, und selbst reich mit Edelsteinen bedeckt. Eine dem gleiche Ausstattung erhält auch zumeist der Hüftgürtel, der zu ihrer Befestigung dient. —

2. Neben dem Bogen kam späterhin eine Art Armbrust<sup>2</sup> in Gebrauch. — Wann dies geschah und von welcher besonderen constructiven Beschaffenheit die ersten Armbrüste gewesen sein mögen, sind noch unerledigte Fragen. Nur soviel scheint dafür fest zu stehen, dass sie ihr nächstes und frühestes Vorbild an den Wurfgeschützen der Römer und namentlich an den sogenannten „Bauchspannern“ (*γαστραπέται*) fanden, welche diese nach Vorgang der Griechen schon zu Anfang der Kaiserzeit in ihrem Heere anwendeten. Diese Bauchspanner bildeten gleichsam eine Mittelsart zwischen den grossen Schleudermaschinen, den *Ballisten* und *Katapulten*, und den einfachen Pfeilbögen. Da sie zufolge römischer Schriftsteller<sup>3</sup> schon fast völlig in der Weise der späteren Armbrust ausgebildet waren, wird es allerdings sehr wahrscheinlich, dass letztere eigentlich nur eine verkleinerte Nachbildung von jenen ist und als solche zunächst im Orient — sei es durch Griechen oder Araber — ihre Entstehung gefunden hat und dann von hier aus seit den Kreuzzügen zu den Abendländern gelangte. Bei diesen erscheint sie nachweisbar nicht vor dem Anfang des zwölften Jahrhunderts,<sup>4</sup> wozu die an sich kaum sichere Notiz,

<sup>1</sup> Vergl. die Abbildung eines altskythischen Pfeil- und Bogenköchers in meiner *Kostümkunde*. II. S. 558 Fig. 215 e. mit den prachtvoll verzierten Köchern in „*Alterthümer des russischen Kaiserreichs*“ III. S. 127 ff. — <sup>2</sup> G. Klemm. *Allgemeine Culturgeschichte*. VII. S. 461. Derselbe. *Waffen und Werkzeuge* S. 326. A. Frenzel. *Der Führer durch das histor. Museum zu Dresden*. S. 46 Anmrg. M. v. Reibisch und F. Kottenkamp. *Der Rittersaal*. Stuttgart 1842. S. 73. — <sup>3</sup> S. über diese Waffe, wie über die constructive Beschaffenheit der griechischen und römischen Geschütze überhaupt das treffliche Werk von W. Rüstow und H. Köchly. *Gesch. des griechischen Kriegswesens*. Aarau 1852. S. 378 ff., bes. S. 403 mit zahlreich erläuternden Abbildungen. — <sup>4</sup> So findet sich z. B. in den Bildern der Handschrift der Herrard von Landsperg aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts noch keine Andeutung von einer Armbrust, sondern immer nur der einfache, etwa vier Fuss hohe Pfeilbogen; Ch. Engelhardt. *Herrard von Landsperg Aebtissin zu Hohenburg oder St. Odilien im Elsass im zwölften Jahrhundert und ihr Werk Hortus deliciarum*. Stuttg. 1818. M. 12 Tfn. in gr. Fol.

dass ihrer sich die Genueser schon im elften Jahrhundert bedienten,<sup>1</sup> im günstigsten Falle immerhin nur eine Ausnahme bezeichnen kann. Während sie dann bei den westlichen Völkern schnell allgemein in Aufnahme kam und manche Verbesserungen erfuhr, blieb sie im Orient Nebenwaffe, da sie hier niemals die Bedeutung des alten einfachen Bogens gewann. Wirklich asiatische Armbrüste werden sich kaum erhalten haben. Eine spätere Abart derselben dürfte den noch gegenwärtig namentlich in einigen Ortschaften des südlichen Deutschlands und der Schweiz zur Belustigung gebräuchlichen sogenannten „Kugelschnäppern“ ähnlich gebildet gewesen sein (vergl. S. 217).

3. Demnächst zählt die Stoss- und Wurflanze seit ältester Zeit zu den Hauptwaffen, wie denn noch heut den echten Beduinen<sup>2</sup> überhaupt die lange Stosslanze als die Hauptangriffswaffe gilt (Fig. 115 a. b). Diese Lanze<sup>3</sup> nun zeichnet sich, abgesehen von ihrer Klinge, einestheils durch beträchtliche Länge, andertheils durch mancherlei eigenthümlichen Zierrath aus, während ihr Schaft in allen Fällen entweder aus starkem Bambusrohr oder aus festem Holze besteht. In der Länge wechselt sie zwischen acht und vierzehn Fuss. Ihren vorzüglich beliebten Schmuck bilden eine theilweise Umwicklung des Schaftes mit buntem Tuch oder Leder und eine Ausstattung des unteren Endes desselben mit Rosshaaren in Form eines Pferdeschweifs (Fig. 124 h); auch lässt man es selten an einer bald engeren, bald breiteren Umwindung mit Messingdraht und an einer Verzierung der Klinge durch eine farbige Schnurquaste fehlen (Fig. 124 i). Die Klinge selbst und der Erdstachel sind gegenwärtig durchaus von Eisen. Davon ist erstere mit Einschluss der Tülle zwischen acht bis sechszehn Zoll lang, entweder lanzettlich oder blattförmig oder dreieckig oder auch zugespitzt-rhomboidisch gestaltet und zuweilen mit mässig ausladenden scharfen Widerhaken versehen (Fig. 124 h i; Fig. 107 e).

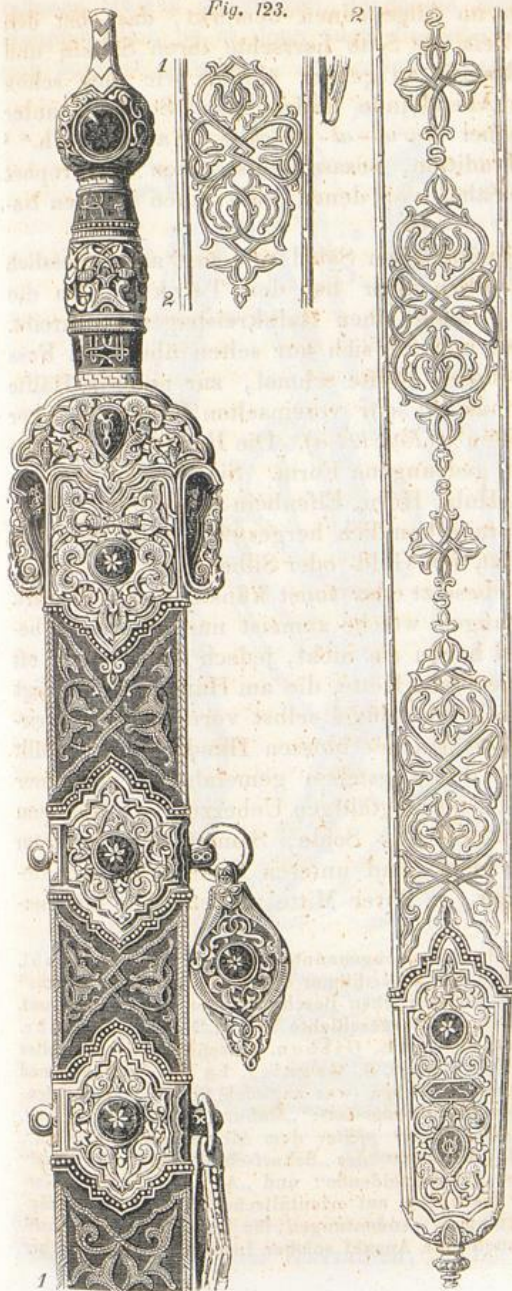
4. Nicht ganz so wie mit der arabischen Lanze verhält es sich mit den Hieb Waffen und zwar insbesondere mit dem

<sup>1</sup> A. Frenzel, Der Führer durch das histor. Museum zu Dresden. S. 461 Note. — <sup>2</sup> S. oben S. 219 Fig. 107 d. e. — <sup>3</sup> Als eine sehr merkwürdige, aber wohl nur vereinzelte Ausnahme ist eine arabische Lanze hervorzuheben, welche die königl. Waffensammlung von Madrid aufbewahrt und welche Achille Jubinal. La armeria real ou collection etc. Taf. 32 unter dem Namen „Adarga“ mittheilt. Es ist dies ein ziemlich langer Speer mit langer lanzettlicher Spitze und zugespitztem Erdstachel, in der Mitte zum Fassen verstärkt und hier mit einem viereckten, halbrund gewölbten Schild, als Handschutz versehen, aus dessen Mitte sich (rechtwinklig gegen den Schaft) ein breites, doppelschneidiges Schwert erhebt. Sie stammt vermuthlich aus dem Ende des fünfzehnten, wenn nicht gar erst aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Schwert. Ohne sicher entscheiden zu können ob bei den Arabern uranfänglich das gerade oder gebogene Schwert hauptsächlich üblich gewesen sei, ist nur so viel unzweifelhaft, dass ihnen schon in frühesten Epoche beide Formen bekannt waren<sup>1</sup> und dass sie die erstere bei den Persern als die herrschende vorfanden (S. 196). Hiernach indess und zwar wesentlich auf Grund des zuletzt berührten Umstandes, wird sich als gewiss annehmen lassen, dass sie diese letztere Schwertform — falls sie dieselbe nicht schon führten — mindestens seit der Eroberung Persiens in weiterem Umfange aufnahmen und beide Formen so lange gleichmässig neben einander anwandten, bis schliesslich (vielleicht erst durch die Seldschuken) der (krumme) Säbel den Vorrang erhielt. — Schon anders bei den Mauren in Spanien, wo selbst bis zum Schluss des fünfzehnten Jahrhunderts (neben dem Säbel) vorzugsweise das gerade Schwert in Geltung blieb. Dies letztere bestätigen die aus dieser Epoche stammenden Abbildungen, sofern hier bei weitem die Mehrzahl der Krieger mit solchen Schwertern gerüstet erscheint (*Fig. 116 a. b.*; vergl. *Fig. 117*). Auch hat sich ein demähnliches Schwert bis auf die Gegenwart erhalten,<sup>2</sup> welches zugleich sehr geeignet ist, die oben berührte ornamentale Ausstattung zu veranschaulichen (*Fig. 123*; S. 242) — Was sich noch sonst von älteren arabischen Schwertern erhalten hat gehört ausschliesslich dem Orient an und ist mit gebogenen Klingen versehen. Dahin gehören vor allem zwei Schwerter, die sich unter den Krönungsinsignien der deutschen Kaiser<sup>3</sup> in Wien befinden. Das eine, von nur mässiger Länge

<sup>1</sup> Beide Formen finden sich bereits auf altassyrischen Monumenten; auch waren sie den Persern unter der Oberherrschaft der Achämeniden bekannt und selbst die Griechen, die nur das gerade Schwert anwandten, rühmten nichtstoweniger die (gebogenen) Säbel der Meder, wie denn endlich auch die Römer während der jüngeren Kaiserzeit eine gebogene Hieb- und Stichwaffe („Copsis“) sogar beim Heere einführten. Vergl. das Einzelne darüber in meiner *Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 216 Fig. 127 k, S. 278 u. a. O.* —  
<sup>2</sup> Hiermit ist das bei A. Jubinal. *La armeria real etc. Taf. 21* abgebildete Schwert des „Don Juan von Oesterreich“ zu vergleichen, dessen ganze äussere Fassung das Gepräge arabischer Abstammung oder doch arabischer Arbeit trägt. —  
<sup>3</sup> Diese Insignien und somit auch die hier in Rede stehenden Schwerter sind häufig abgebildet und besprochen worden. Zuerst am besten durch Ebner von Eschenbach in Nürnberg, dessen Werk jedoch erst später unter folgendem Titel in den Handel kam: „Wahre Abbildung der sämtlichen Reichskleinodien, welche in der des heiligen römischen Reichs freyen Stadt Nürnberg aufbewahrt werden, in ihrer wirklichen Grösse.“ Nürnberg 1790. 9 Kupfertafeln; desgl. von G. Murr u. A. Gegenwärtig erscheinen sie in prachtvoll durchgeführten grossen Buntdruckdarstellungen durch Fr. Boek. Die Kleinodien des ehemaligen römisch-deutschen Reichs, in der Staatsdruckerei in Wien; dazu vergl. die vorläufige Nachricht desselben in den „Mitteilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Bau-

Fig. 123.



(etwa drei und einem halben Fuss), gilt als ein Ehrengeschenk des Khalifen *Harun-al-Raschid* an *Karl den Grossen*. Dasselbe hat eine hörnerne Scheide, die an der nach aussen zu kehrenden Seite mit starkem Blech von feinstem Golde, an der inneren Seite dagegen theils mit goldenen gravirten Platten und abtheilungsweise mit einer Umwindung von starkem Golddraht überdeckt ist; der Handgriff mit Edelsteinen verziert. Das andere Schwert (sicher späteren Ursprungs, auch in der Folge ausgebessert und selbst mit dem deutschen Reichsadler versehen), zeigt eine mannigfache Ausstattung mit Filigran und Emailplättchen. — Ohne noch andere Schwerter der Art, die überhaupt schwer zu datiren sein dürften, eines Weiteren zu be-

denkmale“: Wien 1857 (II) S. 52 ff.; S. 86 ff.; S. 124 ff.; S. 126 ff.; S. 146 ff.; S. 171; von früheren Beschreibungen sei genannt: Ch. Quix. Historische Beschreibung der Münsterkirche und der Heilighumsfahrt in Aachen u. s. w. Aachen 1823.

rühren,<sup>1</sup> sei nur noch im Allgemeinen bemerkt, dass bei den Arabern seit frühster Zeit die Sitte herrschte ihren Säbeln und Schwertern besondere Namen zu geben, ähnlich wie dies schon in frühster Epoche im Abendlande üblich war. So hiess unter anderen der Lieblingssäbel *Harun-ul-Raschids* „*Samsamah*.“<sup>2</sup> Und folgt man einer Tradition, besass selbst schon der Prophet nicht weniger als neun Säbel, von denen jeder einen eigenen Namen trug.<sup>3</sup>

Die heutigen orientalischen Säbel sind fast ausschliesslich stark gekrümmt, namentlich aber bei den Türken, wo die Klinge mitunter sogar beinahe einen Halbkreisbogen beschreibt. Dabei ist die Klinge an und für sich nur selten über drei Fuss lang, gewöhnlich zur oberen Hälfte schmal, zur unteren Hälfte breiter ausladend und nur in sehr vereinzelt Fällen zu einer Blutrinne tief ausgeschliffen<sup>4</sup> (*Fig. 124 a*). Die Handgriffe erhalten durchgängig eine kurze, gedrungene Form. Sie werden aus den verschiedensten Stoffen (Holz, Horn, Elfenbein oder Metall, Halbedelsteinen u. s. w.) überaus handlich hergestellt; nächst dem entweder leicht ausgeschnitzt, mit Gold- oder Silberdraht umwunden, mit farbigen Edelsteinen besetzt oder sonst künstlich ornamentirt. Desgleichen ihre Parirstange, welche zumeist nur sechs Zoll beträgt. Einen Handbügel haben sie nicht, jedoch statt dessen oft eine Schnur oder eine metallene Kette, die am Handgriff befestigt ist und die, wenn sie nicht den Bügel selbst vorn mit der Parirstange verbindet, den Zweck einer blossen Handschlinge erfüllt (*Fig. 124 a*). Die Scheiden bestehen gemeiniglich aus einer Unterlage von Holz mit einem sorgfältigen Ueberzug von farbigem Leder, von grünlicher Fischhaut, Seide, Sammt oder anderem Stoff. Sie werden am oberen und unteren Ende und, zur Befestigung der Trageschnur, in ihrer Mitte stellenweise mit me-

<sup>1</sup> Zahlreiche Abbildungen in den obengenannten Werken von Rockstuhl. Musée d'armes rares etc. u. bes. in „Alterthümer des russischen Kaiserreichs“ III. No. 86 ff.; nächst dem die ausführlichen Beschreibungen von solchen unt. And. bei G. Klemm. Allgemeine Culturgeschichte VII. S. 343 ff.; Derselbe. Werkzeuge und Waffen S. 242 ff. — <sup>2</sup> E. Gibbon. Geschichte des Verfalles u. s. w. XV. S. 80 (cap. LII). — <sup>3</sup> Vergl. J. Gagnier. La vie de Mahommed S. 153; diese Säbel sollen geheissen haben (was zugleich für die Verschiedenheit dieser Waffe überhaupt von Interesse ist): „Mabur“ der „Nadelspitze“, „Al-Adhb“ der „Spitzige“, „Dsulfakar“ später dem Ali vererbt, „Al-Kola“, nach der Stadt Kola benannt, „Al-Battar“ der „Scharfschneidende“, „Al-Haf“ der „Tod“, „Al-Medham“ der „Gutschneidende“ und „Al-Kadhib“ der „Zierlichschneidende“. — <sup>4</sup> Ueber Inschriften auf orientalischen Waffen, so vorzüglich auf Schwertklingen s. Quandt. Andeutungen für Besucher des historischen Museums S. 167, wo auch eine Anzahl solcher Inschriften in deutscher Uebersetzung mitgetheilt ist.

tallenen Hülsen beschlagen, denen ein kleiner Ring eingefügt ist. Hauptsächlich ist es denn auch die Scheide, worauf der Schmuck sich zumeist erstreckt. Ausserdem, dass man den Ueberzug auf

Fig. 124.



das Sauberste behandelt, werden vornämlich die Beschläge zu Trägern mannigfacher Zierrathen, indem man sie je nach dem

Preise der Waffe mehr oder minder künstlich gestaltet, vermehrt, gravirt und mit Steinen besetzt. Dasselbe gilt von dem Bandler, falls es aus Leder gearbeitet ist und gleichfalls metallene Hülsen hat. Sonst aber pflegt man statt eines solchen ein ziemlich starkes drillirtes Schnur von farbiger Seide anzuwenden (Fig. 124 a).

5. Von gleich hohem Alter mit dem Schwert ist eine ziemlich beträchtliche Anzahl von verschiedenartigen Messern.<sup>1</sup> Auch sie sind theils mit gebogenen, theils mit geraden Klingen versehen und, bei mannigfach wechselnder Grösse, jener Waffe ähnlich verziert (Fig. 124 b. c. d. e. f. g; vergl. Fig. 107 f. g). Die im westlichen Orient, so namentlich auch bei den Arabern, zumeist verbreiteten Arten derselben sind neben kleineren geraden Dolchen (Fig. 124 d) die mehr oder weniger gekrümmte „Dschenbie“ (Fig. 124 c. e. g.) und der geschweifte „Yatagan“ (Fig. 124 b). Bei letzterem, auch eine Hauptwaffe der Türken, ist die Klinge oft zwei Fuss lang und die an sich ziemlich rundliche Scheide vollständig aus starkem Silber getrieben. — Alle hierhergehörigen Messer, gleichviel von welcher Gestalt und Grösse, werden (gewöhnlich zu mehreren) ohne Ausnahme im Gürtel getragen.

6. Endlich sind noch, als altorientalische Rüstungsstücke überhaupt, Streitäxte und Keulen anzuführen.<sup>2</sup> Beide Waffen bildeten noch bis zum Schluss des siebzehnten Jahrhunderts Haupttreiterwaffen der Osmanen. Doch finden sie sich gegenwärtig nur noch bei einigen der kriegerischen nördlich-asiatischen Bergvölker und selbst auch bei diesen, wie bei den Tscherkessen, den Georgiern u. A., ziemlich vereinzelt im Gebrauch. — Die Aexte bewahrten vorherrschend die Form entweder eines gewöhnlichen Beils mit einer Klinge deren Schneide sich nach unten dem Stiel zuneigt oder einer Doppelaxt, welche zur Hälfte

<sup>1</sup> Auch davon findet man vorzügliche Beispiele abgebildet und beschrieben in den schon mehrfach genannten Werken von Rockstuhl, in „Alterthümer des russischen Kaiserreichs“, Mayr u. Fischer, Genrebilder d. Orients u. s. w., bei G. Klemm. Culturgeschichte a. a. O. und Desselben Werkzeuge und Waffen a. a. O. — <sup>2</sup> Dass diese Waffen im höheren Alterthum Hauptwaffen der Mittelasiaten waren, setzen die Monumente von Nineveh, von Persepolis, als auch die Nachrichten ältester Schriftsteller ausser Zweifel; vergl. das Einzelne darüber in meiner Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 216 ff. Fig. 127 a. b. c. d. e. f. u. m. O., und über den im fünfzehnten Jahrhundert unter den Türken sehr verbreiteten Gebrauch der Streitkolben: D. Kantemir. Geschichte des osmanischen Reichs. A. d. Engl. Hambg. 1745 S. 134 ff. Von den zum Theil sehr kostbar verzierten Kolben und Aexten, welche man in den „Alterthümern des russischen Kaiserreichs“ III. No. 45, 77, 78, 113, 114 ff. zahlreich abgebildet findet, dürften nur sehr wenige noch aus dem 15. Jahrhundert herrühren; bei weitem die Mehrzahl stammt erst aus dem 16. Jahrhundert.



die Gestalt eines viereckten Hammers hat. Daneben führte man Spitzäxte. Sie sind mitunter demähnlich getheilt, wobei denn immer die eine Klinge storhschnabelförmig verlängert ist. In allen Fällen pflegte man sowohl die Klinge als auch den Stiel mehr oder minder reich zu verzieren: erstere entweder durch Einschmelzen oder Eingraben von Ornamenten, seltener durch erhabene Arbeit, letzteren theils durch metallene Beschläge von dem entsprechender Ausstattung, theils durch einen Ueberzug von Leder, Seide oder Sammt. — Die Kolben behielten im Wesentlichen die ihnen schon von den alten Aegyptern, den Assyriern u. s. w.<sup>1</sup> gegebene Gestalt einer auf einem Schaft befestigten Metallkugel bei. Nur darin wich man von dieser Form ab, dass man später, (vielleicht sogar erst gegen den Schluss des Mittelalters), zuweilen an Stelle der vollen Kugel eine gleichsam in mehrere Platten senkrecht zertheilte Metallkugel setzte. Dies gab dann wiederum Veranlassung diese Platten an und für sich zu einem Ornament umzugestalten. Demnach wurden sie, doch stets gleichmässig, bald an den Seiten abgekantet und sehr verschieden profilirt, bald ausserdem entweder gravirt oder auf zierliche Weise durchbrochen;<sup>2</sup> dazu auch der Schaft, der übrigens nicht selten durchaus von Metall bestand, theils mit farbigem Stoff überzogen, theils mit metallenen Zierstücken bedeckt. — Eine besondere Abart der Keule, wie solche noch heut bei einzelnen medisch-persischen Kriegern vorkommt, besteht aus einem beträchtlich langen hölzernen Schaft, der sich nach oben zu einer ovalen Kolbe verstärkt, in der Metallstacheln befestigt sind (*Fig. 135*).

7. Zu allem dem blieben die persische Fangschnur (S. 195) und die von jeher gemeinhin gebräuchliche Riemenschleuder als untergeordnete Waffenstücke in Anwendung. —

C. Eine besondere Ausbildung erfuhr die Zäumung und Sattelung der Pferde. Was hierin bereits seit Alters die Perser rücksichtlich auf Zweckmässigkeit und Pracht im Ganzen und Einzelnen geleistet hatten (S. 195), ward später zur höchsten Verfeinerung gesteigert.<sup>3</sup> Nicht nur dass man das Zaumzeug selbst

<sup>1</sup> Vergl. meine *Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 58 ff. Fig. 44 c; Fig. 46; S. 216 ff. Fig. 127 a. b. c.* — <sup>2</sup> S. bes. „Alterthümer des russischen Kaiserreichs“ III. Nro. 80 bis Nro. 85 und die betreffenden Abbildungen im ersten Kapitel des nächsten Abschnitts. — <sup>3</sup> Da eine auch nur einigermaassen genauere Beschreibung der Einzelheiten der gegenwärtig bei den Orientalen üblichen verschiedenen Arten von Aufzäumungen u. s. w. viel zu weit führen würde, beschränke ich mich mit dem Hinweis auf H. v. Mayr und S. Fischer. *Genrebilder aus dem Orient. Taf. VI und Taf. XII (Detailtafeln)*; damit kann man die Abbildungen von solchen Gegenständen aus älteren Epochen bei *Rockstuhl. Musée d'armes rares anciennes etc.* an mehreren Orten vergleichen. —

mehr und mehr nach bestimmten Regeln der Reitkunst herstellte und ordnete und noch reicher ausstattete, fügte man zu den schon vorhandenen blossen Zierstücken und Schutzbewaffnungen mannigfaltig Neues hinzu. Dahin gehörten einerseits vollständig metallene Rüstungen, welche den ganzen Oberkörper mindestens bis zur Kniebeuge schützten, anderseits kostbar verzierte Sättel mit hoher Vorder- und Rückenlehne (*Fig. 117*) und farbige Decken von reichem Stoff, die man entweder selbständig anwandte oder als eine zweite Hülle über die Rüstung ausbreitete. — Die Rüstung bestand im Allgemeinen aus einem Kopfstück, einer Halsberge, einem Vorder- und Hinterstück und aus zwei breiten Seitenstücken, die sämmtlich mit Schnallen verbunden wurden. Von diesen Theilen wurde gewöhnlich nur die obere Hälfte des Kopfstücks aus einer einzigen Platte geschmiedet und zwar genau nach der Form des Stirnbeins, jeder der übrigen Theile indess, völlig ähnlich der einen Art der obenerwähnten Panzerhemden (*Fig. 122 a*), aus kleinen länglich viereckten Blechen und Kettenverband zusammengesetzt.<sup>1</sup> — Die Steigbügel waren weit und gross, an beiden Seiten hoch umwandet und nicht selten hinterwärts mit einem langen Stachel bewehrt, dessen man sich als Sporn bediente (*Fig. 115 a. b*).

D. Unter den Feldzeichen und Signalen behufs einer Regelung der Truppen nahmen schon im Heer Muhammeds vor allen Fahnen den höchsten Rang ein. Die erste Fahne dieses Heers soll der Feldherr des Propheten, *Boreida*, dadurch gebildet haben, dass er seinen Turban auflöste und an eine Stange befestigte.<sup>2</sup> Die anderen Fahnen Muhammeds<sup>3</sup> waren ausschliesslich schwarz oder weiss. Die grosse oder heilige Fahne, seine Hauptfahne, war durchaus weiss; sein eigenes Feldzeichen aber schwarz. Es war dies ein kameelhärenes Stück Zeug, das vordem zum Vorhang vor dem Gemach seiner Frau *'Ajescha* gedient. Er nannte es „*Okáb*“ oder „Adler“. Sonst aber waren seine Heerfahnen grösstentheils Schleier seiner Weiber mit der Bezeichnung „Kein Gott ausser Gott, Muhammed der Gesandte Gottes.“ — Die Türken glauben noch im Besitz einer dieser Fahnen zu sein, die sie als Reichspalladium verehren.<sup>4</sup> Sie befindet sich gegenwärtig unter dem Namen „*Sandschaki Scherif*“ unter den Reichskleinodien der-

<sup>1</sup> Eine so gestaltete Pferderüstung, deren man übrigens fast in jeder grösseren Waffensammlung begegnet, findet sich auch in dem früher bezeichneten (S. 246 not. 3) Versteigerungskatalog auf Taf. VI abgebildet. — <sup>2</sup> G. Wahl. Der Koran u. s. w. Einleitung S. XLI. — <sup>3</sup> Derselbe a. a. O. S. LXXIII. — <sup>4</sup> J. v. Hammer-Purgstall. Des osmanischen Reiches Staatsverwaltung u. s. w. II. S. 12 ff.

selben und wird nur in äusserst dringenden Fällen, um die Truppen zu fanatisiren, wirklich in Gebrauch genommen. Dort ruht sie in vierzig Taffetüberzügen, die ausserdem einen von *Omar* geschriebenen Koran und die heiligen Schlüssel zu der Kaaba in Mekka umhüllen. Ihr Schaft ist etwa zwölf Fuss lang. Er endigt in einer silbernen Kugel, in der sich eine zweite Abschrift des Korans von Omar befinden soll. — Von dem ganz besonderen Aufwand mit welchem vor allem die Osmanen gegen Ende des sechszehnten und im siebenzehnten Jahrhundert ihre Fahnen ausstatteten, legen noch heut manche Beutestücke in Waffensammlungen Zeugniß ab.<sup>1</sup>

E. Zum Schluss möge die ebenso bündige als lebendige Schilderung folgen, die einer der geistvollsten Geschichtsforscher von der Weise der Kriegsführung der älteren Araber lieferte:<sup>2</sup> — „Die zum Angriffe und zur Vertheidigung bestimmten Waffen der Saracenen glichen an Kraft und Vorzüglichkeit denen der (byzantinischen) Römer; aber in der Handhabung des Bogens waren sie diesen weit überlegen. Das Silber an ihren Wehrgehäusen, an Säbeln und Zaumzeug ihrer Pferde zeugte von der Prachtliebe eines reichbegüterten Volks. Und mit Ausnahme einer Anzahl von schwarzen Bogenschützen des Südens, schämten sich die Araber des nackenden Muths ihrer Vorfahren. Statt Wagen folgte ihnen ein langer Zug von Kameelen, Mauleseln und Eseln. Die grosse Menge dieser Thiere, von welchen sie grosse und kleine Fahnen in buntem Gemisch herabwehen liessen, vermehrte die Pracht und den Umfang des Heers; auch wurden die Pferde der Feinde nicht selten durch einen solchen auffälligen Schmuck und die widrige Ausdünstung der morgenländischen Kameele in die höchste Unordnung gebracht. — Unbezwinglich durch ihre geduldige Ertragung von Sonnenhitze und Durst, erlahmte ihre Thätigkeit nur bei der rauhen Kälte des Winters. Und ihre bekannte Hinneigung zum Schlaf machte die strengsten Vorsichtsmaassregeln gegen Nachtüberfälle nothwendig.“

„Ihre Schlachtordnung bildete ein ausnehmend lang gestrecktes Viereck von zwei tiefen und dichten Reihen. In ersterer standen die Bogenschützen, in der zweiten die Reiterei. Bei ihren Kämpfen zur See und zu Lande hielten sie die Gewalt des Angriffs mit gelassener Standhaftigkeit aus. Nur selten fielen sie über den

<sup>1</sup> S. bes. Fr. v. Leber. Wien's kaiserliches Zeughaus u. s. w. unter den Nummern 648 bis 651, 669, 684, 687 und vorzüglich 703, wo zugleich treffliche historische Notizen über den Rang u. s. w. der neueren türkischen Fahnen gegeben sind. — <sup>2</sup> E. Gibbon. Geschichte des Verfalles u. s. w. XV. S. 210 cap. LIII).

Feind eher her, als bis sie ihn ermüdet und nun um so leichter zu zwingen glaubten. Aber wenn sie zurückgeschlagen und in Unordnung versetzt worden waren, vermochten sie nicht sich wieder zu sammeln oder das Gefecht zu erneuern. Auch wurde ihre Verwirrung sodann noch durch den Aberglauben gesteigert, dass „Allah“ selbst sich gegen sie und für ihre Feinde erklärt habe. Der Verfall und der Untergang der Khalifen bestätigte diese schreckensvolle Besorgniss; überdies fehlte es keineswegs, weder unter den Muhammedanern noch unter den Christen, an einigen dunkeln Prophezeihungen, die ihre gegenseitigen Niederlagen verkündigten.“ — Eine wirkliche Heeresordnung nach taktischen Regeln begann im Orient im Grunde genommen erst durch die Osmanen<sup>1</sup> und zwar im Verfolg einer Kriegstheorie, welche Timur entworfen hatte.<sup>2</sup>

IV. In Betreff der weiblichen Kleidung, deren Betrachtung noch erübrigt, liegt unter den vorgenannten Denkmalen (aus dem Verlauf des 15. Jahrhunderts) nur

Fig. 125.



eine genauere Darstellung vor, welche einen begründeten Rückschluss für den Zeitraum von Muhammed bis zum vierzehnten Jahrhundert gestattet. Es ist dies eines von jenen Reliefs, die sich auf die Vertreibung der Mauren aus Spanien durch König Ferdinand beziehen und zeigt, als Gegenstück zu dem erwähnten (Fig. 113), die christliche Taufe arabischer Weiber. Sie sämtlich tragen ohne Ausnahme ein weites, langfaltiges Untergewand, das nicht ganz bis auf die Knöchel reicht; ein demähnliches Obergewand, welches um Weniges kürzer ist; einen mantelartigen Umwurf nach Art eines umfangreichen Schleiers, Knöchelbeinkleider und Halbschuhe (Fig. 125).

<sup>1</sup> S. bes. J. v. Hammer-Purgstall. Des osmanischen Reiches Staatsverfassung. I. S. 163 ff.; und für den Orient überhaupt die Auszüge bei G. Klemm. Allgemeine Culturgeschichte. VII, S. 283 bis 328. — <sup>2</sup> L. Langlés. Institutes politiques et militaires de Tamerlan proprement appelé Timour, écrits par lui-même et traduit. Paris 1787; man vergl. Comte de Marsigli. L'état militaire de l'empire ottoman. 2 Tomes. La Haye. 1732.

Vergleicht man damit, was der Prophet über die Tracht der Weiber bestimmte,<sup>1</sup> ergibt sich dass man diesen Vorschriften unausgesetzt treu geblieben war. Denn diese fordern von allen Weibern, nur mit Ausnahme der älteren, welche nicht mehr heirathen können, eine möglichst dichte Verhüllung. Sie befehlen ihnen ausdrücklich „ihren Schleier bis über den Busensaum ihres Gewandes fallen zu lassen und Keinem als ihren nächsten Verwandten von ihren Reizen etwas zu entdecken; auch sollen sie ihre Füße nicht heben,<sup>2</sup> damit sie nichts von ihrer Nacktheit verrathen.“ Aus letzterer Verordnung erhellt zugleich, dass die Weiber zu Muhammeds Zeit noch keine Beinkleider anwendeten, während gerade auf Grund dieser Vorschrift wiederum höchst wahrscheinlich ist, dass sie sich solche schon frühzeitig im Allgemeinen aneigneten. — Im Uebrigen ist die auf jenem Relief verbildlichte Kleidung immerhin nur als die bei den mittleren Ständen üblich gewesene zu betrachten, wogegen man sich die der höheren Klassen auf das Reichste denken muss. So, um nur ein Beispiel zu erwähnen, soll *Addah*, die Tochter des Khalifen *Mo'ez*, nächst zahllosen Edelsteinen, dreissigtausend sicilische Stoffe und ihre Schwester *Raschidah* zwölftausend Gewänder besessen haben.<sup>3</sup>

A. Für alles Weitere, wie namentlich auch für die etwaige Durchbildung des Einzelnen, kann hier nun abermals nur die Betrachtung der noch gegenwärtig im Orient herrschenden Bekleidungsweise eine nähere Anschauung gewähren.

1. Neben der heutigen weiblichen Kleidung der mittleren Stände Arabiens, welche die grösste Uebereinstimmung mit der auf jenem Relief dargestellten, spanisch-maurischen Kleidung zeigt (*Fig. 126*; vergl. *Fig. 125*), besteht die der mittleren und höheren Stände in Aegypten und Asien ziemlich gleichmässig in Folgendem:<sup>4</sup> — Das hauptsächlichste Untergewand, das unmittelbar

<sup>1</sup> G. Wahl. Der Koran. Sure XXIV. (S. 313, S. 318). — <sup>2</sup> Dies lautet nach der Uebersetzung bei W. Lane. Sitten und Gebräuche I. S. 188 „und sie sollen nicht ihre Füße auf eine Weise zusammenschlagen, dass (dadurch) etwas von den Reizen welche sie verbergen entblösst werde“, wozu der Verf. bemerkt, dass sich diese letzten Worte auf die Sitte beziehen, die Beinspannen, welche die arabischen Frauen zur Zeit des Propheten zu tragen pflegten, aneinander zu schlagen.“ Dies indess scheint mir ziemlich gesucht; aber auch wenn es wirklich der Fall wäre, würde es doch nicht unsere darauf gegründete Ansicht hinsichtlich des Mangels einer Beinbekleidung berühren können. — <sup>3</sup> Et. Quatremère. Mémoire sur l'Égypte etc. 2. S. 311 ff. — <sup>4</sup> Auch dafür benutzte ich vorzugsweise die gründliche Darlegung von W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter I. S. 36 mit Berücksichtigung der in den oben (S. 203) genannten Werken enthaltenen Abbildungen, wozu man noch die interessanten Bemerkungen über die weibliche Kleidung der Orientalen in den „Briefen der Lady Marie Worthley Montagne u. s. w. Leipzig 1763“ nachlesen mag.

den Körper bedeckt, ist ein beträchtlich weites Beinkleid („*Schintjân*“) von farbigem, buntgestreiften Seiden- oder Baumwollenstoff oder von weissem oder aber von buntdurchwirktem Musselin. Dasselbe wird mit einer Zugschnur über den Hüften zusammengefasst; ebenso mit kleineren Schnüren, die sich an den Beinlingen

Fig. 126.



befinden, unterhalb der Knie befestigt. Es hat die genügende Länge, um so geschnürt in weiten Bauschen bis auf die Füße herabzufallen (Fig. 127 a. b). Darüber wird das Hemd angezogen. Dies ist entweder von Leinwand oder von buntem (auch schwarzem) Krepp, sonst völlig ähnlich dem männlichen Hemd, nur dass es nicht ganz bis an die Knie reicht. Darüber wird ein langer Rock („*Jelck*“) oder statt dessen mitunter eine Jacke („*Antéri*“) getragen, welche nur bis zur Taille reicht, jedoch in Allem und selbst auch im Stoff, wozu man meist den der Beinkleider wählt, dem Obertheil der „*Jelck*“ gleicht. Letztere entspricht dem „*Kuftân*“ der Männer, ist aber im Ganzen weit enger wie dieser und mit weit längeren Ärmeln versehen, auch vorn vom Hals herab bis zur Hälfte mit Knopflöchern und Knöpfchen besetzt, und ausserdem von der Hüfte abwärts an beiden Seiten aufgeschlitzt. Gewöhnlich trägt man sie dergestalt, worauf ihr Zuschnitt berechnet ist, dass der Busen (vom Hemd leicht verhüllt) etwa zur Hälfte offen bleibt (Fig. 127 a. b). Um dieses Kleid (oder um jene Jacke) wird ein Hüftgürtel lose geschlungen. Ihn bildet man gemeinlich aus einem viereckigen Shawl oder Tuch, indem man dieses vor der Umwindung zu einem Dreieck zusammenlegt und nach derselben die beiden Enden entweder vorn oder hinterwärts zusammenschleift und frei fallen lässt. Die Kopfbedeckung besteht durchgängig aus einer „*Tâkijeh*“ und dem „*Tarbusch*“ nebst einem grösseren, viereckigen Tuche („*Farudijeh*“) von bunt bedrucktem oder gefärbtem Musselin oder Krepp, das fest um den Kopf gebunden wird („*Râbtâh*“). Hieran wird gelegentlich (ausser mancher-

lei Schmuckgegenständen, als einer Krone u. A.)<sup>1</sup> ein langes Stück weissen Musselin oder ein Streifen farbigen Krepp nach Art eines Hinterhauptschleiers befestigt, welches am Ende mit farbiger Seide, mit Flittern und Goldstickwerk verziert ist. Ein solcher Schleier wird „*Tarhah*“ genannt. Nur wenige Damen tragen Strümpfe

Fig. 127.



oder eine Art kurzer Socken. Dagegen bedient sich bei weitem die Mehrzahl der Unterschuhe oder „*Mezz*“. Diese sind entweder von gelbem oder von rothem Saffian, nicht selten mit Goldstickerei geschmückt. Darüber pflegen sie bei Betretung eines Teppichs gewöhnlich die „*Babug*“ oder „*Pantoffeln*“ oder sehr hohe hölzerne Stelz- oder Klotzschuhe („*Kubkab*“) zu ziehen. Die Ersteren sind immer von gelbem Saffian mit hohen aufwärts gekrümmten Spitzen, die Letzteren (vier bis neun Zoll hoch) häufig mit Zierathen von Perlmutter, Silber u. a. reich ausgelegt, zuweilen auch mit Sammt überzogen.<sup>2</sup> — Die ganze eben beschriebene Kleidung wird mitunter noch dadurch vermehrt, dass man über die oben

<sup>1</sup> S. das Nähere darüber unten. — <sup>2</sup> Vergl. über diese Stelzschuhe noch insbes. K. Niebuhr. Beschreibung von Arabien (1772) S. 63 ff. Taf. II. a. b. c. C. A. Böttigers. Kleine Schriften archäologischen und antiquar. Inhalts. herausg. von J. Sillig. Leipzig 1850. III. S. 68 ff. Taf. III. 3. 4.

genannte „*Jelek*“ (oder die „*Antéri*“) eine „*Gibbeh*“ oder, statt dieser, eine Jacke („*Saltah*“) anzieht. Solche „*Gibbeh*“ ist ein Rock von gleicher Länge wie die „*Jelek*“, sonst aber nur durch geringere Weite vorzugsweise des oberen Theils von der „*Gibbeh*“ der Männer verschieden (S. 235). Sie wird hauptsächlich, und so auch die „*Saltah*“, von Tuch, Sammt oder Seide gefertigt und längs den Nähten in breiter Ausladung mit bunter Seide und Gold durchstept.

2. Obiger Anzug ist Hauskleidung. — Bei jedem öffentlichen Erscheinen wird er durch die „*Tezjireh*“ verdeckt. Diese besteht der Hauptsache nach <sup>1</sup> aus einem Mantel („*Tob*“ oder „*Sebleh*“), dem Gesichtsschleier oder „*Burko*“, einem sehr weiten Ueberwurf, der sogenannten „*Habarah*“ und kurzen Stiefelchen oder Schuhen („*Khuff*“) und den Klotzschuhen oder „*Babug*“. Der Mantel wird zuerst angelegt. Derselbe ist vollständig von Seide, zumeist hellroth oder violett, sehr weit und mit Hängeermeln versehen, die fast die Weite des Mantels haben. Sodann wird der Schleier übergehängt. Diesen bildet ein breiter Streifen von weissem Musselin in einer Länge, dass er von den Augen abwärts ziemlich bis auf die Füße reicht. Oberhalb hängt er an einem Kreuzbände, das zu seiner Befestigung dient (*Fig. 128*; *Fig. 108 c*). Die „*Habarah*“ endlich, dazu bestimmt die Figur durchaus zu verhüllen, erhält je nachdem sie Verheirathete oder Unverheirathete tragen, eine eigene Ausstattung. Im ersten Falle ist dies Gewand aus zwei Blättern glänzend schwarzem Seidentaffet hergestellt, jedes anderthalb Ellen lang und ein und dreiviertel Elle breit. Beide Blätter sind nach der Länge mit den Sahlleisten zusammengenäht; doch wird das Ganze so getragen, dass die Naht horizontal herumläuft. An der nach Innen zu kehrenden Seite wird oben, sechs Zoll vom Rande entfernt, ein schmales Seitenband angeheftet. Dies dient zur Befestigung um den Kopf, damit der Theil welcher letzteren (mindestens bis auf die Augen) bedeckt, nicht nach rückwärts heruntergleitet. Die „*Habarah*“ der Unverheiratheten ist entweder von weisser Seide oder ein umfangreicher Shawl (vergl. *Fig. 128*); die minder Begüterten wählen statt dessen den „*Zzar*“: ein Stück weissen Calico. — Die kurzen Stiefel oder Schuhe sind von gelbem Saffian.

a. Die Anwendung von Sonnenschirmen und Fächern ist durch das Klima geboten. Die Schirme gleichen den unsrigen, nur dass man sie im Ganzen grösser und zum Theil reich verziert

<sup>1</sup> S. bei W. Lane. Sitten und Gebräuche u. s. w. I. Taf. 16.



beliebt. — Die Fächer werden entweder aus Federn, aus Pergament oder Palmenblättern oder auch aus Taffet hergestellt. Die von Federn gefertigten, wozu man oft Pfauenfedern wählt, haben gewöhnlich die Gestalt eines grossen ovalen Blattes oder eines langen Wedels (*Fig. 127 a*); die anderen hingegen zumeist die Form eines viereckigen Wetterfähnchens. Jene findet man vorzugsweise bei den vornehmen Türkinnen innerhalb der Wohnräume, letztere mehr bei den Araberinnen (und selbst bei den Weibern der niederen Stände) <sup>1</sup> von Dschidda und Mekka im Gebrauch. Erstere erhalten noch ausserdem einen mannigfach wechselnden Schmuck durch goldenes Flitterwerk u. dergl., als auch insbesondere durch den Handgriff, indem man ihn bald von Ebenholz, bald von Elfenbein zierlich drechselt und mit seidenen Quasten behängt. —

3. Was eben nicht zu der ärmsten Klasse, sei es nun der sesshaften Araber oder der Beduinen, gehört — wovon schon oben die Rede war (S. 219) — trägt mindestens weite Beinkleider

*Fig. 128.*



aus weisser Baumwolle oder Linnen von ähnlicher Form wie der „Schintian“; darüber ein Hemd von blauem Linnen oder von blauer Baumwolle; einen Gesichtsschleier von schwarzem Krepp; Schuhe von rothem Saffian mit aufwärts gebogener (doch runder) Sohle und eine dunkelblaue „Tarhah“ von Musselin oder Leinwand. Auch kommt es vor, dass Einzelne über das Hemde oder statt desselben einen leinenen „Tob“ anlegen. Er gleicht dem vorher beschriebenen, nur dass sie dann meist der Bequemlichkeit wegen oder als Ersatz der „Tarhah“ dessen Ärmel über den Kopf werfen. Zudem bedienen sie sich bisweilen eines der „Habarah“ ähnlichen Mantels und, als besonderer Kopfbedeckung, entweder des „Tarbusch“ nebst der „Farudijeh“ oder eines viereckigen Tuchs von schwarzer Seide, „Asbeh“ genannt, mit rothem oder gelbem Rande. Dies wird dreieckig zusammengelegt und einfach um den Kopf geknotet.

<sup>1</sup> Vergl. die Abbildung einer Brodverkäuferin aus Dschidda bei C. Niebuhr. Reisebeschreibung von Arabien (1774) I. Taf. LVII.

Jener Mantel heisst „*Milajeh*“. Er wird gewöhnlich aus zwei gleichen Stücken blau und weiss gewürfelten oder mit dunkeln Streifen durchwirkten Baumwollenzeuge hergestellt, das an den Enden mit einem Durchschuss von rother Wolle versehen ist (*Fig. 128*).

B. Hinsichtlich nun der Verschönerungsmittel und eigentlichen Schmuckgegenstände kann schon allein ein vergleichender Blick auf die darüber vorhandenen Notizen und monumentalen Abbildungen aus dem höheren Alterthum<sup>1</sup> augenscheinlich bestätigen, dass gerade hierin am wenigsten eine Umwandlung statt hatte. Es sind diese Dinge noch gegenwärtig allen bemittelten Ständen gemein und wesentlich nur durch den Werth ihres Stoffs und den Grad ihrer Durchbildung, weniger nach ihrer Form verschieden: Während der Schmuck der Reicheren durchgängig von Gold und Edelsteinen mit grosser Sorgfalt gearbeitet wird, werden dieselben Gegenstände für die mittleren und niederen Klassen zumeist aus Messing und schlechtem Silber, aus farbigem Glas oder buntem Schmelz u. s. w. nur leicht hergestellt. Dabei ist die Filigranarbeit seit frühester Zeit besonders beliebt; auch wurden gerade derartige Schmucksachen von ersichtlich arabischer Fassung in sehr alten Grabstätten aufgefunden.<sup>2</sup> —

1. Unter den am Allgemeinsten angewandten Verschönerungsmitteln<sup>3</sup> stehen (neben dem häufigen Gebrauch von Bädern, von duftenden Salben und Essenzen) verschiedene Schminken oben an. Dahin gehören namentlich ein aus einem schwarzen Russ bereitetes Pulver, „*Kohl*“ genannt, und ein aus den Blättern des *Hennabaumes* gewonnenes Gelbroth oder Orange. Des „*Kohl*“ bedient man sich zur Schwärzung der Augenbrauen und Augenlider, um dem schon an sich glanzvollen Auge einen noch höheren Reiz zu verleihen; der *Henna* dagegen vorzugsweise zur Färbung einzelner Körpertheile, wobei man ganz nach Laune verfährt: bald färbt man damit die Hände und Füsse (*Fig. 136 a*), bald nur die Nägel der Finger und Zehen, hauptsächlich aber die Hand- und Fussspitzen bis zum Absatz des ersten Gelenks nebst Handteller und Fusssohlen, wozu man mitunter noch einen Streifen über die mittleren Gelenke dieser Theile zu ziehen

<sup>1</sup> Vergl. die betreffenden Abschnitte in meiner *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. und die dort mitgetheilten Abbildungen. — <sup>2</sup> F. Lisch. *Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde*. VIII. S. 77; A. Worsaae. *Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn*. (2. Auflage) S. 97 Nro. 409. — <sup>3</sup> Vergl. Th. Hartmann. *Ueber die Ideale weiblicher Schönheit bei den Morgenländern*. Düsseldorf 1798 und dazu wiederum bes. W. Lane. *Sitten und Gebräuche* I. S. 32 ff.

pflegt. Zuweilen verwandelt man dieses Roth durch Auflegen eines eigenen Teiges aus ungelöschtem Kalk, Kienruss und Leinöl, zu dunkeltem Olivenbraun oder Schwarz. Auch kommt es vor dass beide Farben nebeneinander benützt werden. Seltener wendet man die sonst übliche rothe und weisse Gesichtsschminke an. — Daneben herrscht unter den niederen Ständen die Tätowirung mit grünlicher oder mit blauer Färbung vor. Sie wird gemeinlich bei einem Alter von etwa fünf bis sechs Jahren vollzogen und erstreckt sich einestheils auf Stirn, Kinn, Hand- und Fussrücken vorwiegend in Form von kleinen Sternen, Kreisen, Kreuzen u. dergl., anderntheils auf Arme und Brust in horizontalen oder im Zickzack gezogenen Parallellinien. In einigen Orten Oberägyptens, wie auch vereinzelt in Syrien, werden mitunter sogar die Lippen durch Tätowirung blauschwarz gefärbt.

2. Vor allem ist es sodann das Haar, worauf man die grösste Sorgfalt verwendet. Gleichwie dasselbe seit ältester Zeit allein schon in seiner natürlichen Fülle und Schwärze als höchste Zierde gilt,<sup>1</sup> sucht man es nur noch um so mehr durch äussere Mittel zur Geltung zu bringen. Dabei ist es bemerkenswerth dass diese Mittel bei den Vornehmen fast überall die gleichen sind, was wohl darauf beruhen mag, dass man schliesslich gerade nur diese als die geeignetsten dafür befand. Demzufolge wird das Haar über der Stirne ziemlich gekürzt, an den Seiten je nach der Masse entweder zu zwei langen Locken oder zu mehreren Löckchen gedreht oder aber zu Strehnen verflochten und endlich alles Haar an den Schläfen in eine Menge von Zöpfen getheilt. Ihre Zahl ist stets eine ungerade und wechselt nach der Fülle und Laune zwischen elf und fünfundzwanzig. In diese Flechten, welche man sämtlich längs dem Rücken herabhängen lässt, werden gewöhnlich (und zwar in jede) drei schwarzseidene drillirte Schnüre etwa ein Viertel der Länge nach eingeflochten und unten verknüpft. Auch lässt man zuweilen die Letzteren von einem um den Kopf laufenden Bande nur zwischen den Flechten herabfallen. Immer aber sind diese Schnüre an ihrem unteren Vier- oder Dritttheil zu beiden Seiten mit gleichartigen (blatt-, tropfen-, kreis- oder sternförmigen) kleinen Zierrathen von Goldblech besetzt; zudem ist jede einzelne Schnur an ihrem Ende entweder mit einem goldenen Röhrchen oder Knopf, darunter mit einem Ring ausgestattet in welchen entweder eine Goldmünze oder irgend ein zierliches Werk von Perlen, Edelsteinen, Korallen gleich einer Quaste ein-

<sup>1</sup> Th. Hartmann. Ueber die Ideale weiblicher Schönheit S. 126 ff.

gehakt wird (vergl. *Fig. 129 a. b. c. d.*). Von diesem Schmuck, welcher „*Safa*“ heisst, giebt es nach dem Grad seiner Pracht mehrere verschiedene Arten, worunter man die mit Steinen und Perlen verzierte „*Safa luli*“ nennt. — Sonst aber begnügen sich jüngere Mädchen auch selbst in den höheren und reicheren Ständen das Haar völlig frei und schlicht zu tragen oder, was jedoch vornehmlich nur bei verehlichten Weibern vorkommt, es mit dem Turban durchaus zu bedecken (*Fig. 127 a. b.*).

3. In nächster Beziehung zu der „*Safa*“ stehen die „*Mizági*“ und der „*Kurs*“. Die „*Mizági*“ ist ein Streifen Musselin von rosa oder schwarzer Färbung, bei einer Länge von fünf Fuss zu einem etwa fingerbreiten Bande mehrfach zusammengelegt, in der Mitte mit Flitterwerk, an den Enden mit ähnlichen Flittern, einer Schleife und kleinen Troddeln von bunter Seide ausgeziert. Seiner bedient man sich als Kopfputz indem man ihn so um die „*Rabtah*“ schleift, dass die Flittern des Mittelstücks gerade vor die Stirn zu liegen kommen, während man die verzierten Enden über die Schultern nach vorne zieht, wo sie über die Brust frei herabfallen. Es ist dies ein sehr allgemeiner Putz. — Der „*Kurs*“ ist eine kreisrunde, leicht convex gestaltete Platte von ungefähr fünf bis sechs Zoll Durchmesser, die auf den „*Tarbäsch*“ geheftet wird (*Fig. 129 a.*). Die vorzüglichste Art desselben, „*Kurs almás*“ genannt, besteht gewöhnlich aus durchbrochener Goldarbeit mit reichem Besatz von Diamanten; die zweite, minder kostbare Art, „*Kurs dahab*“, bildet ein dünn ausgetriebenes Goldblech, seltener ein Silberblech, dessen Mitte ein ungeschliffener, nicht-facettirter Edelstein (entweder ein Smaragd oder Rubin) oder nur ein demähnlich behandelte falscher Stein (von Glas) bedeckt. Abgesehen von der noch sonstigen Verschiedenheit dieses Schmuckes an und für sich, benutzen einzelne vornehme Damen, da sie an sein Gewicht gewöhnt sind, selbst für die Nacht einen einfachen *Kurs*.

4. Hieran schliessen sich, mehr zu besonderer Ausstattung des Kopfputzes bestimmt, eine Anzahl verschiedener Agraffen, goldener Ketten mit Gehängen, Perlenschnüre, goldener Rosetten mit Steinen, Perlen u. A. an (*Fig. 129 b. c. d. e. f.*). Sie benennt man theils nach dem Stoff, aus dem sie bestehen, theils nach ihrer Form. Dazu zählt unter anderem die „*Kussah*“, ein Gehänge von Diamanten, Smaragden, Rubinen u. dergl. das vorn an der „*Rabtah*“ getragen wird, sodann, dem ähnlich, der „*Ebeneh*“, und die aus mehren Perlenschnüren zusammengesetzte „*Schawátéh*“, der man sich nach Art der Festons bedient; ferner die „*Rischéh*“ oder „*Feder*“ (ein Reis in Gold gefasster Demanten); die „*Ka-*

„*marah*“ („Mond“): ein rundes Schaustück mit Schrift und kleinen Gehängen versehen; die „*Hilál*“, ein Halbmond von Diamanten; die „*Sákiyh*“ oder das „Wasserrad“, der „*Ud-es-salib*“ (Holz des Kreuzes), ein den Christen entlehnter Schmuck, bestehend aus

Fig. 129.



einem in goldener Kapsel eingeschlossenen Stückchen Holz, welches an zwei goldenen Kettchen in wagerechter Lage hängt; und endlich, ausser zahlreichen Zierden in der Gestalt von Schmetterlingen, von Blättern, Blumen u. s. f., der „*Mischt*“ oder „Kamm“, ein Kämmchen von Gold das gleich dem eben erwähnten Schmuck an zwei Kettchen befestigt ist.

5. a. Demnächst werden Kopf, Hals und Brust mit mannigfachen Geschmeiden geschmückt. Hierbei nun sind es vorzugsweise das Halsband „*Ekd*“ und die Ohrringe („*Kalak*“), woran sich der Aufwand zumeist bethätigt. Von dem zuerstgenannten Halsband unterscheidet man mehrere Arten, obschon sie fast sämmtlich in den Haupttheilen miteinander übereinstimmen. Am gewöhnlichsten bildet dasselbe eine zehn Zoll lange Perlenschnur, an deren Mitte entweder eine oder mehrere grosse Perlen oder sonst ein besonderer Zierrath von Gold und farbigen Edelsteinen, auch von Demanten, angebracht ist. Zuweilen wird solche Schnur verdoppelt und statt mit Perlen u. s. w. entweder mit goldenen, hohlen Knöpfchen oder mit gerstenkornförmigen Anhängseln aus demselben Metall bezogen. In diesem Falle erhält zumeist die Mitte noch eine eigene Verzierung mit einem in Gold gefassten Stein oder mit einer rothen Koralle. Von beiden wird das mit Knöpfchen verzierte „*Libdeh*“, letzteres auf Grund seiner Form „*Scha'ir*“ oder „*Gerste*“ genannt. — Ausserdem pflegen besonders begüterte Frauen noch eine Art Halsband zu tragen, das aus farbigen Edelsteinen, ja selbst auch aus Diamanten besteht und mindestens bis zum Gürtel reicht. Dies führt den Namen „*Kiladeh*“. — Noch anderweitige Halsbänder endlich bestehen aus aufgereihten Goldmünzen und, bei der ärmeren und niederen Klasse theils aus zahlreichen werthlosen Gehängen, theils aus einem einfachen Ringe von Silber, Messing oder Zinn: einem sogenannten „*Tok*“.

b. Die Ohrringe haben zumeist die Gestalt von blatt- oder tropfenförmigen Gehängen, die an dem Ohrhaken befestigt sind (*Fig. 129 m. n. o.*); doch trägt man sie auch scheibenförmig und dann nicht selten theils ringsherum, theils unterhalb mit kleineren Ornamenten ausgestattet (vergl. *Fig. 129 b. c. d.*); überdies sind sie gewöhnlich von Gold und mit Edelsteinen besetzt. — Nächstdem ist noch eines der ältesten Schmuckgegenstände zu gedenken, des Nasenringes oder „*Khizám*“. Es ist dies ein halbgeöffneter Ring von einem bis anderthalb Zoll Durchmesser, je nach Vermögen von Gold oder Messing, mit Steinen oder (Glas-) Perlen behängt. Er kommt jetzt nur noch selten vor und überhaupt meist bei der niederen Klasse, vorzugsweise auf den Dörfern (*Fig. 129 p.*; vergl. *Fig. 108 d. e.*).

6. Aller noch sonst gebräuchliche Schmuck erschöpft sich in einer Anzahl von Ringen, als Fingerringen, Arm- und Bein- spangen. — Die Fingerringe oder „*Kháttim*“ gleichen fast völlig den unsrigen, nur dass sie im Ganzen weniger zierlich und durch-

gängig mit mittelmässigen Edelsteinen versehen sind. Sie werden ohne bestimmte Ordnung an sämtliche Finger beider Hände, den Daumen nicht ausgenommen gesteckt und meist zu mehreren angewandt. — Die Armbänder, „*Asáwir*“ genannt, wechseln rücksichtlich ihrer Hauptformen zwischen völlig geschlossenen und theilweise geöffneten Spangen. In letzterem Falle haben sie entweder einen charnierartigen Schluss, so dass sie, angelegt, nichtsdestoweniger einem vollkommenen Reifen entsprechen oder sie entbehren desselben und werden nur um den Handknöchel gebogen, ohne ihn vollständig zu umschliessen (vergl. *Fig. 129 k*; *Fig. 108 a. h. i*; dazu *Fig. 129 g. h. i*.) Man verfertigt sie meist aus Gold, so namentlich die zuletzt erwähnten, und verziert sie mit Edelsteinen; nur den ganz goldenen Armbändern gibt man vorherrschend die Gestalt entweder von flachen, leicht ausgebauchten oder abgekanteten Ringen oder die eines breiten Flechtwerks (*Fig. 129 i*; *g. h*). — Die Beinspangen oder die „*Khulkhát*“ wiederholen im Allgemeinen jene Formen der Armbänder. Sie werden von den Vornehmen und Reicheren nur noch vereinzelt angewandt und dies wohl hauptsächlich der Beinkleider wegen, die sie ja völlig verdecken würden. Dagegen findet man sie noch häufig bei den Weibern der niederen Klasse (*Fig. 108 a*). Bei diesen auch kommen silberne Spangen oder statt dessen Schnüre vor, woran sich kleine Schellen befinden, die natürlich beim Gehen ertönen: ein Schmuck welcher nebst den Nasenringen bereits im höchsten Alterthum auch den Jüdinnen eigen war.<sup>1</sup>

A. 1. Wir wollen diesen Abschnitt nicht schliessen, ohne einen flüchtigen Blick auf einige Trachten der über den Orient zahlreich verbreiteten Zweigvölkerschaften nichtarabischen Stammes zu werfen. Dabei kann leider von Abbildungen, welche etwa geeignet sein dürften den allmäligen Entwicklungsgang derselben im Einzelnen zu begründen, allerdings kaum die Rede sein. Nur unter den älteren Mosaikbildern von St. Markus in Venedig befindet sich eine Darstellung, welche wahrscheinlich noch aus dem Ende des zwölften oder doch mindestens aus dem Anfange (der ersten Hälfte) des dreizehnten Jahrhunderts herrührt, die eine nähere Beachtung verdient. Sie zeigt eine Anzahl von Bogenschützen in bunter und reicher Ausstattung,

<sup>1</sup> Jesaias III. v. 16 ff.; bes. v. 20; dazu meine *Kostümkunde*. Handbuch n. s. w. I. S. 333 ff.

die als Indier und zwar inschriftlich „**INDIASVPIOR**“ bezeichnet sind (*Fig. 130*). Ohne über die sachliche Treue dieser Abbildung entscheiden zu können, wozu es an Vergleichsmitteln fehlt, lässt sich indess doch auf Grund der weiten Handelsverbindung der Venetianer und ihrer dadurch erworbenen Kenntniss von den Zuständen auch selbst der entlegeneren östlichen Völker voraussetzen,

*Fig. 130.*



dass sie nicht der Wahrheit entbehrt, vielmehr ein ziemlich getreues Abbild von der zur Zeit üblichen Ausrüstung entweder der nördlichen Indo-Skythen oder Indo-Tataren darbietet. Auch spricht dafür noch der besondere Umstand, dass dieses Bild rücksichtlich der Bekleidung mit einem anderen Mosaikbilde in jener Kirche aus gleicher Zeit, welches „Skythen“ darstellen soll,<sup>1</sup> im Wesentlichen übereinstimmt (vergl. *Fig. 131*).

2. Zu einer näheren Veranschaulichung für noch anderweitige Völker vornämlich des westlichen Orients, fehlt es dagegen wohl

<sup>1</sup> Näheres über die Tracht der hier sogenannten Skythen s. im Folgenden, woraus sich zugleich die Zuverlässigkeit dieser Abbildung ergeben dürfte.



ohne Ausnahme an ähnlichen monumentalen Zeugnissen. Demnach vermag aber auch ein Vergleich ihrer gegenwärtigen Ausstattung mit den Nachrichten und Abbildungen von der Tracht asiatischer Stämme aus dem höheren Alterthum,<sup>1</sup> überhaupt nur erkennen zu lassen, dass erstere sich wesentlich unter dem Einfluss der Araber entwickelt hat. Dies wenigstens scheint — ganz

Fig. 131.



abgesehen von dem ja an sich unabweislichen Einfluss, den diese in industrieller Beziehung im Allgemeinen ausüben mussten — die bei den heutigen Orientalen und zwar vorherrschend unter den Männern ausserordentlich weite Verbreitung des eigentlich altarabischen Hemdes, des arabischen Kopfbundes, des Mantels oder „*Abáje*“ und endlich des „*Kuftán*“ zu bestätigen, sofern der letztere im Grunde genommen eben nur als eine Verfeinerung der „*Abáje*“ zu betrachten ist<sup>2</sup> (S. 218). So erscheinen, und

<sup>1</sup> Vergl. den Inhalt der ersten Abtheilung meiner *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. — <sup>2</sup> Dass der arabische *Kuftán* weder mit dem zur Zeit der Achämeniden üblichen Schleppekleide, noch mit dem unter den Sassaniden gebräuchlichen Ermelrock übereinstimmt, lehrt der Augenschein (vergl. Fig. 84; Fig. 88, 90, 92), doch dürfte er durch letzteren und den *Abáje* veranlasst worden sein.

zwar ohne Zweifel erst seit der Herrschaft der Araber, fast sämtliche höheren Stände der Perser,<sup>1</sup> als die ersten Beamten des Schach (Fig. 132 b), dann die Priester oder „Mollah“ (Fig. 132 a), und auch die Vornehmeren unter den Kurden<sup>2</sup> (Fig. 132 c) ganz nach arabischer Weise bekleidet. Ueberhaupt aber haben sich

Fig. 132.



<sup>1</sup> Ueber die Bekleidung der Perser vom sechszehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart sind sonst noch zu vergleichen die Abbildungen und Notizen bei Ch. Texier. Description de l'Arménie, de la Perse u. s. w. die in Bd. I. Taf. 73 bis 76, Taf. 80 mitgetheilten Wandgemälde von Ispahan u. A.; ferner J. B. Tavernier. Beschreibung der sechs Reisen, welche er in Türkei, Persien und Indien verrichtet. (Franz. Ausg. Paris 1676; deutsche Uebersetzung) Genf 1681. J. Chardin. Voyage en Perse et autres lieux de l'Orient. Amsterd. 1711 und die „Nouveau édition augmentée d'une notice de la Perse etc. de notes etc. par L. Langlès.“ Paris 1811. (eine kleine Ausgabe mit Trachtenfiguren auf dem Titel. Leipzig 1787). J. Morier. A Journey through Persia, Armenia and Asia minor to Constantinople in the years 1808. Lond. 1812; Derselbe. A second Journey etc. 1810. Lond. 1818; dazu die Werke von Fraser. Travels in Khorasan, Waring. Reise nach Schiras, Addison. Damask and Palmyra u. A.; siehe auch die in den folgenden Notizen erwähnten Schriften. — <sup>2</sup> Vergl. besond. J. S. Buckingham. Reisen in Mesopotamien u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin 1828. S. 213 ff. u. a. O.; dazu G. Olivier. Voyage dans l'empire othoman, l'Egypte et la Perse (1793—98) Paris 1800. Atlas. Taf. 34.

Fig. 133.



sowohl bei jenen als auch bei diesen wirklich uralterthümliche Besonderheiten in der That nur in der eigentlich ceremoniellen Staatskleidung <sup>1</sup> (Fig. 133) und in der Kriegsrüstung fortgepflanzt.

Fig. 134.



Letzteres ist namentlich bei mehreren Stämmen des nördlicheren Persiens der Fall, wie ganz insbesondere bei den Kriegerern in dem Gebiete „Jrak Adschemi“ (Fig. 134; vergl. Fig. 88; Fig. 90). — Demähnlich verhält es sich mit der Bekleidung der noch übrigen Zweigvölker, welche dem Islam ergeben sind. <sup>2</sup> Und selbst die

<sup>1</sup> Dahin gehören unter anderen ein langer, reich mit Pelzwerk verbrämter Rock mit Hängeärmeln, welche weit über die Hände reichen; eine Mütze („Mirza“) von farbigem Tuch, ringsum weit ausladend mit schwarzem Lammfell besetzt, auch statt dessen mit einem Shawl umwunden, oder ein gesteifter der Tiara-ähnlicher Hut mit Reiherbusch; ein kostbarer Schmuck u. s. w.

— <sup>2</sup> Für diese findet man eine Auswahl von Trachten in dem schon mehrfach

genannten Werke von Aloph. Galerie royale de costumes, peints d'après nature par divers artistes et lithographiés. Paris (ohne Jahr) und in J. Ferrario. Le costume ancien et modern ou histoire du gouvernement, de la milice,

Georgier (*Fig. 135 a*) und die Armenier <sup>1</sup> (*Fig. 135 b*) machen davon im Wesentlichen keine durchgreifende Ausnahme, obschon unter diesen seit frühester Zeit das Christenthum Anerkennung fand. —

Fig. 135.



B. Ziemlich dasselbe gilt von den Weibern. Doch trat bei ihnen vermuthlich schon früh die ihrem Geschlecht überhaupt angeborene Vorliebe für wechselnden Putz hinzu. So wenigstens erscheint ihre Bekleidung, obgleich sie nicht minder in den Haupttheilen der arabischen entspricht, dennoch nicht selten, wie nament-

de la religion, des arts etc. de tous les peuples anciens et modernes, d'eduite des monumens. Milan 1816 bis 1827 (17 Bände gr. Fol.); L'Asie. 3 Bde.; doch sind nur die Abbildungen dieser Folioausgabe brauchbar.

<sup>1</sup> Siehe darüber zu den schon genannten Werken von Ch. Texier, J. Morier u. A. bes. F. Dubois de Montpérenx. Voyage au Caucase chez les Tscherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Géorgie, en Arménie et en Crimée. M. Atlas. Neuchatel en Suisse. Paris 1840 bis 1843. Ueber das künstlerische Verhältniss dieser beiden Völker ist vor allen K. Schnaase. Gesch. der bildenden Künste. III. S. 248 nachzulesen.

lich bei einigen altpersischen Stämmen <sup>1</sup> (Fig. 136 a. b), mit manchen Besonderheiten gemischt, die — wenn nicht selbständig volks-

Fig. 136.



thümlich? — theils turkomannischen, theils indo-tatarischen oder mongolischen Ursprungs sind.

#### Das Geräth.

Aehnlich wie in der Ausbildung der Tracht schlossen sich die Araber, nachdem sie den Orient erobert hatten, in der Herstellung des Geräths zunächst asiatischen Vorbildern an. Ganz

<sup>1</sup> Vgl. O. Drouville. Voyage en Perse etc. Taf. 5—12. Nach G. Klemm (Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit VII. S. 31 Anmrkg.), welcher Gelegenheit hatte einen vollständigen persischen Frauenanzug zu sehen, bestand derselbe aus „einem Hemd von weissem mit kleinen bunten Blümchen bedruckten Cattun, langen Ärmeln vorn offen, ein und eine halbe Elle lang, aus sehr weiten Strümpfen von lichtbraunem Merino, Socken aus wollenem Shawlzeuge, sehr weiten Beinkleidern von dunklem Cattun, roth eingefasst, zum Ziehen, einer Unterweste aus dunklem, gesteppten Cattun mit Ärmeln, die bis an die Ellenbogen offen, einer Oberweste von Wolle mit Ärmeln, die bis an die Achsel offen, kleinen Pantoffeln, einem Schleier, einem Käppchen und einem Shawl als Gürtel.“

unter den gleichen Verhältnissen, welche die Ausbildung jener bedingten (S. 221), gewannen sie auch in dieser Bethätigung allmählig eine Selbständigkeit, in der sie von der blossen Nachahmung zu einer ihrem volksthümlichen Wesen entsprechenden Darstellungsform gelangten, die sodann wiederum überall, wohin der Islam sich ausbreitete, im Allgemeinen maassgebend ward.

Zwar wird von geräthlichen Gegenständen wirklich arabischer Industrie aus dem höheren Alterthum sich immerhin keine allzu grosse Anzahl bis heut erhalten haben.<sup>1</sup> Indess so gering auch die Anzahl sein mag, und so sehr zu vermuthen steht, dass sich darunter kaum ein Erzeugniss von mehrerer Bedeutung befinden dürfte, das aus dem Zeitraum vor dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert stammt, genügt doch auch hier wieder Weniges, um mindestens (gleichfalls wie bei der Tracht) durch einen näheren Vergleich desselben mit dem noch heut üblichen Geräth ziemlich sicher schliessen zu können, dass dies seit seiner entschiedenen Ausprägung durch die Araber hinsichtlich der Form keinen durchgreifenden Wechsel erfuhr, während das Material an und für sich ja schon von Haus aus gegeben war.

Die Ausbildung nun dieser Form<sup>2</sup> beruht wesentlich auf der Beschränkung, die der Koran allen Gläubigen in Ansehung der Kunst auferlegt. Ausserdem dass der arabische Stamm ursprünglich jeder Kunstbildung entbehrte, war ihm durch den Propheten

<sup>1</sup> Manches bisher Unedirte der Art mag hier und da in öffentlichen und privatlichen Sammlungen vorkommen. Einzelnes, was jedoch erst dem späteren Mittelalter angehört, befindet sich in den ethnographischen Kabinetten der Museen zu London, Paris, Wien, Berlin, Dresden u. s. w., worüber die betreffenden Kataloge nachzusehen sind. Einige zerstreute Abbildungen von jüngeren Gegenständen enthalten unter anderen: P. Lorenzo. *Antiguedadas arabes de Granada y Cordoba*. Madrid 1804. Aubin-Louis-Millin. *Atlas pour servir au voyage dans les départements du midi de la France a Paris 1807* (Pl. I. 4. Elfenbeinkapsel mit arabischer Inschrift aus dem Schatz der Kirche zu Sens). Real Museo Borbonico Tom XII. Pl. 15 (metallene Gefässe). G. de Prangey. *Monuments arabes et moresques de Cordoue, Séville et Grenade*. Paris 1834 bis 1837 (reich verziertes, doch theilweis willkürlich ergänztes Gefäss). Owen Jones and J. Gury. *Alhambra*. Lond. 1848. (Pl. XLV. Gefäss). J. B. Waring and F. Bedford. *Art treasures of the United Kingdom*. London 1858 (Gefässe) und „Alterthümer des russischen Kaiserreichs“ (s. d. folg. Kapitel). Hiernach ist es gerade in Rücksicht auf den vorliegenden Gegenstand um so bedauerlicher, dass das vortrefflich angelegte Werk von Prisse d'Avennes. *Miroir de l'Orient etc.*, von dem bereits (S. 219 not. 5) die Rede war, nicht fortgeführt werden konnte. — <sup>2</sup> Natürlich wird man bei solchem Vergleich den allmählichen Verfall der orientalischen Handwerke, wenigstens bei Betrachtung des Einzelnen, mit in Anschlag bringen müssen, was indess nur die Ausstattungsweise, nicht die Form als solche berührt. S. in Bezug darauf über Aegypten W. Lane. *Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter*. II. S. 137 ff. und über den Orient im Allgemeinen G. Klemm. *Allgemeine Culturgeschichte* u. s. w. VII. S. 93, bes. S. 96 ff.

selber aller darauf abzielende Betrieb nicht nur mit keinem Worte geboten,<sup>1</sup> vielmehr durch seine eigene Abmahnung von der Darstellung lebender Wesen gleich von vornherein der Entfaltung der Malerei und der Bildnerei gänzlich der Boden entzogen worden. Mochte man es nun auch in der Folge mit diesem Verbot nicht allzustreng nehmen, mussten doch die späteren Ausnahmen von um so geringerer Wirkung bleiben, als es eben nur Ausnahmen waren<sup>2</sup> und man in diesen Fällen gewöhnlich christliche Künstler beanspruchte.<sup>3</sup> Dahin dürften denn neben den schon oben erwähnten Wandgemälden (S. 231) auch alle sonstigen Kunstwerke gehören, welche einige der jüngeren Khalifen in ihrem Interesse anfertigen liessen. So auch wahrscheinlich die Standbilder die *Kowarniah* von sich, seinen Frauen und musicirenden Sklavinnen in seinem Palaste anordnete,<sup>4</sup> und das Standbild der schönen *Azzarah*, welches *Abderrhaman II.* am Eingang der „Medina Azzarah“ zu Ehren derselben errichtete.<sup>5</sup> — Wo sich etwa die Araber auf dem Gebiete der bildenden Kunst selbstthätig zu bewegen versuchten, erhielten ihre Gestaltungen (einzig mit Ausschuss der Architektur) unfehlbar durchgängig das Gepräge schüchterner Unbeholfenheit oder eines fast kindischen Spiels mit ausnehmend kostbaren Stoffen, eben nur dieser selbst wegen betrieben. Beispiele dafür bieten einerseits die überaus plumpe Durchbildung der steinernen Löwen des sogenannten „Löwenbrunnens“ in der Alhambra,<sup>6</sup> andererseits aber sichere Notizen über einzelne Prachtgegenstände wirklich arabischer Kunstthätigkeit. Hinsichtlich dieser mag es genügen nur einiger der Schätze zu gedenken, welche der Fatimide *Mostanser* in seinem Palast aufgespeichert hatte und die alsbald nach seiner Ermordung im Jahr 1094 öffentlich versteigert wurden.<sup>7</sup> Von Werken der Kunst im wahren Sinne befand sich darunter kein einziges. Dagegen kamen nicht weniger als tausend seidene golddurchwirkte grosse Decken und Wandteppiche theils mit geographischen theils mit

<sup>1</sup> W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgeschichte I. S. 590 ff.; vergl. F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte. 3. Auflage. I. S. 337 und oben S. 226. — <sup>2</sup> Dahin ist selbst die weitverzweigte Sekte der Schiiten zu rechnen, welche die bildliche Darstellung ohne Beschränkung gelten liess. Zu ihr indess bekannten sich hauptsächlich Perser; auch trat sie in dieser Beziehung erst verhältnissmässig spät hervor. — <sup>3</sup> So liess unter andern noch der Osmane *Muhammed II.* den vortrefflichen Maler *Bellino* an seinen Hof berufen; erst in spätester Zeit fing man an Handschriften mit Portraits der Sultane auszustatten; vergl. *M. d'Ohsson. Tableau général de l'empire etc.* II. S. 415. — <sup>4</sup> *Et. Quatremère. Memoir sur l'Egypte etc.* S. 456. — <sup>5</sup> *J. C. Murphi. The arabian antiquities. Einleitung.* S. 292. — <sup>6</sup> Am besten abgebildet bei *O. Jones and Guri. Alhambra I. Taf. XVII.* — <sup>7</sup> *E. Quatremère. Mémoir sur l'Egypte.* (2) S. 366; S. 377.

geschichtlichen Bildern vor, von denen einer für zweiundzwanzigtausend Dinare erstanden ward; ferner ein Pfau aus Edelsteinen, welche die Farben seines Gefieders bis ins Einzelne nachahmten; dann eine dem ähnlich aus Edelsteinen und Perlen hergestellte Gazelle und endlich neben zahlreichen Geräthen (als goldenen und krystallinen Vasen, Gefässen von Glas und Porzellan, die sämtlich entweder mit Malereien oder mit eingeschmolzenen Arabesken verziert waren) förmliche Gärten, deren Boden und Blumen von Silber oder Gold und deren verschiedenartige Blüten und Früchte aus farbigen Steinen bestanden. Auch dafür wie weit selbst die Muhammedaner sich von dem Ziele der Kunst seitab, zur blossen Künstelei hin verloren, spricht dann noch ferner ihre Hinneigung zur Herstellung von blos mechanischen Kunststücken oder Automaten, wie dies der schon oben berührte Thron des Khalifen Moktaber (S. 216) und noch andere Zeugnisse darthun.<sup>1</sup>

Nach alledem ergibt sich von selbst, dass auch das Handwerk der Araber, welchem lediglich die Beschaffung von Nützlichkeitsergeräthen oblag, jeder tieferen Auffassung und Behandlung der Form entbehrte. Ohne diese auch nur annähernd in einer Weise beleben zu können, wie solches vor allen den älteren Griechen und, wenn auch nur als deren Nachahmer, den Römern vergönnt gewesen war, behandelten sie dieselbe ausschliesslich als todtten Zweck des Bedürfnisses. Indess je mehr eben dieser Mangel augenscheinlich zu Tage trat, um so entschiedener gewann auch hier die Arabeske die Oberhand, worin sie ja bei aller Beschränkung oder vielmehr wohl auf Grund dieser letzteren, Ausserordentliches leisteten (S. 226). Ja dies Element der Verschönerung — das seiner Entwicklung nach allerdings auch mehr auf einer rein äusserlichen Anschauungsweise und einem Sinne für Regel und Gesetzmässigkeit, als auf frei schöpferischer Kraft beruht — wurde das fast alleinige Mittel, um den Einzelgestaltungen ein Gepräge zu verleihen, das sie mindestens über den Eindruck einer blossen Zweckbestimmung zu Gegenständen des Schmucks erhob. Natürlich musste sich aber auch hierbei jener Mangel thatsächlich äussern. Und da ihnen denn überhaupt die Erkenntniss des eigentlichen Kunst-Maasses fehlte, verfielen sie nun auch in dieser

<sup>1</sup> Zwei besonders kostbare Stücke der Art waren ein Baum mit fünfzehn beweglichen Reitern aus Gold und Perlen, und die Uhr, welche der Khalif Harun-al-Raschid um 807 an Karl den Grossen sandte. S. über das erstere Werk J. v. Hammer-Purgstall. Geschichte der Assassinen S. 289 und über die Uhr das Nähere weiter unten, bei der Besprechung der „Zeitmesser“ der alten Araber.



Richtung zu einer völlig willkürlichen, launenhaft spielenden Ueberladung. —

I. Die nächsten Beispiele für das Gesagte bietet die Gefässbildnerei. Sie gehörte zu denjenigen Zweigen, deren Betrieb die Araber ganz besonders förderten und worin sie in technischer Hinsicht Ausgezeichnetes leisteten. Zu den Stoffen, die sie dafür vorzugsweise verwendeten, zählten seit Alters die mannigfachen Arten der Thon- und Siegelerde von weisser, grauer und rother Farbe, welche sowohl der Orient als auch das südliche Spanien bot und, neben den edlen Metallen, hauptsächlich einestheils Kupfer und Zinn, theils eine leicht hämmerbare Bronze, welche letztere in der Folge durch das Messing verdrängt wurde. Bei weitem weniger sagte ihnen die Herstellung des Glases zu, womit sie sich — wenn überhaupt je — sicher erst spät selbständiger befassten. Dies überliessen sie höchst wahrscheinlich nach wie vor jenen Fabrikstätten, die sich darin seit ältester Zeit des allgemeinen Rufes erfreuten.<sup>1</sup> Was sie an solchen Geräthen bedurften, wurde ihnen durch diese geliefert, zu denen dann noch in jüngerer Epoche, als gleichfalls in diesem Zweige thätig und als ihre Hauptlieferanten, die Italiener und zwar vor allen die Venetianer hinzutraten. Sonst aber waren sie der Behandlung aller der von ihnen benutzten Materialien vollkommen Meister. Nicht nur dass sie in der Verfertigung von Thongefässen es trefflich verstanden, diese je dem Gebrauchszweck entsprechend mehr oder minder hart zu brennen und mit feinsten Glasur zu versehen, auch in diese Buntmalerei und Goldornamente einzuschmelzen, scheint ihnen selbst die Herstellung einer porcellanartigen<sup>2</sup> Masse nicht unbekannt gewesen zu sein. Ihrer grossen Geschicklichkeit aber in der Verarbeitung der Metalle wurde bereits schon

<sup>1</sup> Vergl. darüber meine *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. I. S. 42, 97, 172, 484; II. S. 526, 867, 981 u. S. 1288; und über die Geschichte des Glases insbes. C. Schülin. *Geschichte des Glases*. Nördlingen 1782; G. Klemm. *Die königl. sächsische Porzellansammlung*. Dresden 1834. S. 24 ff. F. Vogel. *Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen*. I. S. 182 ff. — <sup>2</sup> Dass hier von eigentlichem Porzellan nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst, wie es denn ja bekannt ist, dass die Erfindung desselben zunächst, seit unbestimmbarer Zeit, den Chinesen und dessen Nacherfindung erst seit 1704 durch Böttcher speciell Sachsen angehört. Vergl. im Uebrigen auch hierfür G. Klemm. a. a. O. S. 31 ff. und F. Vogel a. a. O. S. 193, vorzugsweise aber A. Jacquemart et Edmont le Blant. *Histoire de la porcelaine en Orient et en Occident, depuis son origine jusqu' aux temps actuels*. av. 200 fig. sur bois et 16 pl. en lithochromie etc. réproduit par F. Seré. 18 Livr. Paris 1852 und J. Marryat. *History of potry and porcelain in the 15 th., 16 th., 17 th. and 18 th. centuries*. With a description of the manufactory, a glossary and List of Monograms. with. coloured pläts and woodcuts. London.

früher gedacht (S. 242). Alle die dort schon erwähnten Mittel ornamentaler Ausstattung brachten sie auch auf diesem Gebiete in gleicher Vollendung in Anwendung<sup>1</sup> (Fig. 137; vergl. Fig. 123).

Fig. 137.



Nächst dem wussten sie das Metall mit ausnehmender Handfertigkeit auf dem Ambos zu jeder beliebigen Dünne und Gestalt auszutreiben. Auch hatte sich ihnen gewiss schon früh aus ihrem Gebrauch von Kupfergefäßen die Technik der Verzinnung ergeben, worin die Orientalen noch heute im Allgemeinen Meister sind.

1. Jedoch gerade zu solcher Vollendung in der blossen Behandlung des Stoffes steht nun die Grundform ihrer Gefäße vom künstlerischen Gesichtspunkt aus gewissermaßen im Widerspruch. Dabei ist zugleich noch bemerkenswerth, dass

dies bei allen denjenigen Gefäßen sogar am schärfsten zu Tage tritt, die nicht dem Bedürfniss gewidmet sind, sondern ihren Zweck eigentlich in sich selber erfüllen sollen. Dahin gehören denn selbstverständlich alle Zier- oder Schaugefäße, deren sich namentlich die Orientalen zur Ausschmückung ihrer Wohnräume bedienen und auf deren prunkvolle Ausstattung sie auch noch heute wie ehemals nicht unbeträchtliche Summen verwenden. Sie sämtlich entbehren fast ohne Ausnahme jeder Weise von Gliederung, — also auch des hauptsächlichsten Mittels um dem an sich leblosen Stoff den Anschein einer in sich abgeschlossenen Lebensthätigkeit zu verleihen (Fig. 138 a. b; Fig. 140 b. c). In dieser Hinsicht

<sup>1</sup> So unter anderen befindet sich in der ethnographischen Sammlung des königlichen Museums zu Berlin ein umfangreiches Gefäß von Bronze, welches die Form eines tiefen Kessels mit flachem, geschweiftem Rande hat, das auf dem Rande und auf dem Boden in concentrischer Anordnung mit silberner Schrift und sonst überall mit den zierlichsten Ornamenten desselben Metalls ausgestattet ist. Andere, dem ähnlich verzierte Geräte befinden sich in den Museen zu London, zu Paris, Wien u. a. O.; s. auch die Abbildung in Real Museo Borbonico T. XII. Taf. 15.

stehen ihre Gefässe noch gegenwärtig auf gleicher Stufe mit den Gefässen der alten Aegypter, wie solche die Wandgemälde derselben in grosser Anzahl veranschaulichen.<sup>1</sup> Ja selbst ähnlich den letzteren, zeigen sie dass man nicht einmal versteht die Vorbilder welche dafür die Natur in einzelnen ihrer Erzeugnisse,

Fig. 138.



als in der einfachen Gestalt des Eies, der Kürbisse u. s. w. darbietet in ihrer Reinheit nachzuahmen, sondern dass man diese fast immer durch schwere Zuthaten beeinträchtigt. Doch zählen noch immerhin solche Gefässe im Ganzen mit zu den erfreulichsten (Fig. 139).<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Vergl. die Abbildungen in meiner *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. I. S. 102 ff. Fig. 74 ff. — <sup>2</sup> Das hier dargestellte Gefäss und noch ein zweites derselben Art soll in einem Kellergewölbe der Alhambra entdeckt worden sein. Es besteht aus gebranntem Thon, ist im Grunde hellblau glasirt und durchaus mit goldenen und weissen Ornamenten bedeckt. Auf beigefügter Abbildung ist das Blau durch leichte Schraffirung, das Gold durch volles Schwarz angedeutet; doch war es unmöglich hierbei zugleich die äusserst feinen Ornamente selbst nur annähernd wiederzugeben, die den Grund überall durchziehen. Die Gesamthöhe des Gefässes beträgt ungefähr 4 Fuss 11 Zoll, sein Durchmesser 1 Fuss 11 Zoll. S. dessen genaue Abbildung bei O. Jones and J. Gury. *Alhambra*. I. Pl. XLV. und die minder genauen Darstellungen dieses und des

2. Dies gilt aus eben demselben Grunde hauptsächlich von den Gebrauchsgefäßen, deren ganze Verschiedenheit innerhalb der nach ihren Zwecken zu sondernden Gruppen sich in

Fig. 139.



der That nur auf jene oben genannten, der Natur entlehnten Formen und auf die Form einer mehr oder minder vertieften Platte zurückführen lässt. Erstere herrschen bei den zur Aufnahme von Flüssigkeiten bestimmten Gefäßen, dahingegen die Form der Platte bei allen denjenigen Geschirren vor, die zur Auftracht von festen Speisen und zur Aufstellung von anderweitigen, kleinen Gefäßen dienen sollen.

a. Die Gefäße für Flüssigkeiten beschränken sich heut, wie zu allen Zeiten, auf eine Anzahl von Flaschen und Schalen. Von ersteren unterscheidet man die lang- und enghalsigen oder „Dorah“ (Fig. 140 a. d. e) und die weitmündigen oder „Kulleh“ (Fig. 140 f). Sie werden am gewöhnlichsten aus Thon gebildet und gebrannt, doch auch (obschon seltener) von Metall, von Porcellan und selbst von Glas hergestellt. Eine besondere Art derselben machen die vorherrschend in Aegypten gebräuchlichen Kühl-

gefäße aus. Diese bestehen aus porösem Thon, sind hart gebrannt und nicht glasirt, so dass sie die Eigenschaft bewahren, die Flüssigkeit durchsickern zu lassen, damit eben diese durch ihre Verdunstung auf der Fläche des Gefäßes den Kühlungsprocess vollziehen kann. Zu mehrerer Beförderung dieses Zwecks werden sie vor ihrer Anwendung vermittelst eines irdenen Kohlenbehälters ausgeräuchert, welches den Namen „Mibkar'ah“ führt (Fig. 140 i).

anderen Gefäßes bei P. Lorenzo. Antiquedades arabes de Granada y Cordoba etc. G. de Prangei. Monuments arabes et moresque de Cordove etc. (hier jedoch ganz willkürlich restaurirt).

Im Uebrigen pflegt man sämtliche Flaschen mit einem Stöpsel entweder von Messing, von Silber oder von Zinn zu verschliessen und in der Regel auf eine Platte von verzinnem Kupfer zu stellen. — Zum Trinken bedient man sich vorzugsweise kleiner

Fig. 140.



runder Schälchen und Näpfchen. Sie gleichen je nach ihrer Tiefe den bei uns im Allgemeinen üblichen Unter- und Obertassen, nur dass sie durchgängig henkellos und mit einem Deckel versehen sind. Auch diese Gefässen werden gewöhnlich auf eine metallene Platte gesetzt, wo man sie sämtlich mit einem gestickten, befranzten Seidentuche bedeckt.

b. Das hauptsächlichste Speisegeräth ist ein grosser Präsentirteller, der „*Sinjeh*“ oder „*Sinjeh*“ heisst. Er wird in Mitten der Speisenden, welche auf der Erde hocken, entweder unmittelbar auf den Boden, den gewöhnlich ein Teppich bedeckt, oder auf eine Art Untersatz, den sogenannten „*Kursi*“ gestellt (Fig. 143 a). Beides zusammen heisst „*Sufrali*.“ Auf diesen Teller werden die Speisen in bestimmter Reihenfolge auf kleinen Schüsseln von Metall oder Porcellan aufgetragen und zwar bereits mundgerecht zugeschnitten. Das Essen selbst geschieht ohne Weiteres mit den Fingern aus der Schüssel; weder Teller noch Messern und Gabeln kommen dabei in Anwendung. Einzig bei dem

Genuss von Suppen bedient man sich theils eines kleinen Löffels von Buchsbaumholz oder Ebenholz, theils aber auch hier nur eines Stück Brodes, das man dementsprechend formt. Jene Schüsseln haben durchgängig die Gestalt von vertieften Rundplatten oder von halbkugelförmigen Becken (*Fig. 140 g. h*). Nächst dem ist noch ein Waschapparat, „*Tischt*“ genannt, gewissermaßen dem Speisegeräth mit beizuzählen, da es seit Alters die Sitte gebietet, dass man sich vor und nach der Mahlzeit die Hände mit Wasser reinige. Derselbe besteht aus einem Becken von Messing oder verzinnem Kupfer, dessen Inneres mit einem erhobenen Durchseihler ausgestattet ist, und aus dem Wasserkrug oder „*Ibrik*.“

c. Zu diesen Gefäßen, die ohne Zweifel aus der frühesten Epoche datiren, traten sodann seit Einführung des Kaffee noch einzelne, zu seiner Bereitung erforderlichen Geräthe hinzu, die sich indess ihren Grundformen nach wesentlich wieder aus jenen ergaben. Zu welcher Zeit dies Getränk eingeführt wurde lässt sich nicht mit Gewissheit sagen. Eben nur so viel scheint fest zu stehen, dass es zwar schon im zehnten Jahrhundert in Arabien nicht unbekannt war, im Orient überhaupt aber erst im Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts die allgemeinste Verbreitung fand.<sup>1</sup> — Die nun dahin gehörigen Geräthe sind vornämlich eine metallene Kanne, ein eigenes Wärmebehälter für diese, die Tassen und ein Präsentirtbrett. Letzteres bildet auch dafür gewöhnlich nur eine runde metallene Platte. Die Tassen entsprechen fast ohne Ausnahme den vorerwähnten Trinkschälchen. Sie sind aus Fayence oder Porcellan und ruhen je in einem eigenen flachen Schälchen, welches „*Zarf*“ heisst. Die Kanne („*Bekreg*“ oder „*Bakrag*“) hat gemeinlich die Gestalt der bei uns üblichen Theekanne (*Fig. 144 a*). Sie ist je nach Vermögen des Eigners von Kupfer, Messing oder Silber. Dasselbe gilt für ihren Wärmebehälter oder „*Az'ki*“ ein urnenförmiges Kohlenbecken mit niedrigem Fuss, das an drei Kettchen getragen wird (*Fig. 141 a*; vergl. *Fig. 138 a*).

d. Endlich sind noch der Heizapparat und ein besonderes Räucherbecken, als seit ältester Zeit gebräuchlich den Gefäßen anzureihen. Sie bestehen durchaus von Metall. Ersterer heisst „*Mankal*“ oder „*Mankad*“ und hat die Form einer weitausgebauchten Urne oder vertieften Schüssel, welche auf einem Fusse

<sup>1</sup> W. Volz. Beiträge zur Kulturgeschichte. S. 324, bes. S. 326 ff.; dazu F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen I. S. 323; hier und dort zugleich die weitere Literatur zur Geschichte des Kaffee.

ruht (Fig. 141 b; Fig. 144 b), jenes Räucherbecken dagegen („*Mib-khar'ah*“) zumeist die Gestalt eines hohen bedeckelten Kelches mit ziemlich breit ausladendem Fuss und (zum bequemen Durchzug des Rauchs) zierlich durchbrochenem Obertheil (Fig. 141 c). Dies Gefäß, welches dazu dient jedem Gast ehe er Abschied nimmt wohlriechende Substanzen zu räuchern, wird diesem Ehrenzwecke gemäss nicht selten von Silber oder doch mindestens von vergoldetem Kupferblech mit mehrer Sorgfalt hergestellt. In Verbindung

Fig. 141.



mit dieser Räucherung, die sich indess in jüngster Zeit aus dem gewöhnlichen Leben verliert, stand der Gebrauch den scheidenden Gast mit Wohlgerüchen zu besprengen, was immer mit einem zierlichen Fläschen von Metall in der Form eines „*Dorak*“, der sogenannten „*Kumkum*“ geschah (Fig. 141 d). —

e. Alle noch anderweitigen Gefäße, wie namentlich das Kochgeschirr und die verschiedenen Behältnisse zu handwerklichen Verrichtungen, sind an sich so überaus einfach, dass sie keiner Erwähnung bedürfen, während zugleich diejenigen Gefäße und sonstigen Geräthschaften, die mit dem Tabak zusammenhängen, ihre Ausbildung selbstverständlich erst seit dessen Verbreitung erhielten, welche im Orient aber frühstens um 1605 begann.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Vergl. zur Geschichte des Tabaks W. Volz. Beiträge zur Kulturgesch. S. 271 ff. F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen. I. S. 141 ff.; dazu die eingehenden Beschreibungen der gegenwärtig gebräuchlichen Rauchapparate bei W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. I. S. 144 ff.;

II. Noch geringer als an Gefässen ist der Bedarf an Zimmergeräthen oder Möbeln im engeren Sinne. So gross auch die Fülle an derartigen Dingen während der Herrschaft der Sassaniden unter den Persern gewesen sein mag, und wie reich sich dieselben auch in Spanien unter den dortigen Christen in der Folge entfalteteten, so wenig scheinen die Araber doch gerade darin die ihnen ureigene Beschränkung jemals verlassen zu haben. Es findet dies seinen natürlichen Grund in der grossen Beharrlichkeit, mit der sie vor allen in ihrer gewöhnlichen oder alltäglichen Lebensweise an der patriarchalischen Sitte ihrer Stammväter festhielten. Ja namentlich hierin bewegten sie sich fast unausgesetzt wie Zeltbewohner, wobei sie dann höchstens das Wenige, das demnach ihnen durchaus genügte, im den Bereich ihrer Industrie im Einzelnen reicher durchbildeten.

1. Noch heut beschränkt sich ihr Mobiliar, kaum verschieden von dem der Nomaden, im Wesentlichen auf einen Teppich zur Bedeckung des Fussbodens und auf den sogenannten „*Diván*.“ Wenigstens zählen alle noch sonstigen Einzelgeräthe, höchstens mit Ausschluss der Schlafstätte und des Beleuchtungsgeräths, schon zu Gegenständen des Luxus.

Fig. 142.



a. Der „*Diván*“ ist der ausschliessliche Sitz und vertritt als solcher die Stelle jedes anderweitigen Gesässes.<sup>1</sup> — Die gewöhnlichsten Arten des *Diván*s sind ein längs den Wänden des Zimmers entweder aufgemauertes oder durch Matrazen gebildetes Lager von sechs bis acht Zoll Höhe, bei etwa drei bis vier Fuss Breite, welches Teppiche und Kissen bedecken (Fig. 142 a. b; vgl. Fig. 116).

G. Klemm. Allgemeine Kulturgeschichte VII. S. 27 und dazu die trefflichen Abbildungen dieser Geräte bei H. v. Mayr und S. Fischer: Genrebilder aus dem Orient. Detailtafel XXX.

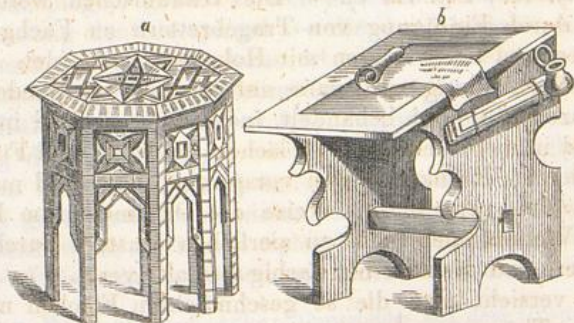
<sup>1</sup> Ganz in derselben Eigenschaft wird der *Diván* auch schon vom Propheten als Sitz der Seeligen genannt, vergl. G. Wahl. Der Koran. Sure LXXVI (S. 652).



Daneben kommt eine Art Diván vor, die dem bei uns üblichen Schlafsopha gleicht, nur dass die Rücken- und Seitenlehnen gerade aufsteigen und gewöhnlich aus Stabwerk bestehen, das zu einem gleichsam durchbrochenen Muster geordnet ist. Auch diese sofaartigen Divane pflegt man mit einem bunten Teppich und Seitenpolstern zu bedecken, doch werden sie nur von den Vornehmen und auch von diesen nur ziemlich vereinzelt zur Ausstattung der Vorhöfe oder Empfangszimmer angewandt. — Stühle benutzt man im Orient nicht, allein in Aegypten zuweilen statt dessen ein niedriges würfelförmiges Gestell aus hölzernen Stäben oder Rohr, das einem Stabkäfig ähnlich sieht.

b. Der „Diván“ oder ein dem entsprechendes Lager bildet die Schlafstätte. Im letzteren Falle bedient man sich mitunter eines hölzernen Rahmens zur Unterlage der Matraze, welche gewöhnlich bei sechs Fuss Länge drei bis vier Fuss Breite hat. Auf diese wird ein Kopfkissen gelegt und beides mit einem Laken bedeckt, während man zu eigener Bedeckung im Sommer ein nur dünnes Laken, im Winter eine Decke wählt, die mit Baumwolle ausgestopft ist. Zudem wird das gesammte Lager, zur Sicherung gegen den Stich von Insekten, wie dies schon zur Zeit Herodots (II. 95) geschah, mit einem netzartigen Gewebe umgeben. Dies wird mittelst einer Schnur an vier Wandnägeln aufgehängt. — Am Morgen, nach beendigtem Schlaf, wird die Matraze aufgerollt und nebst dem Rahmen in einer Ecke des Zimmers oder in einer kleinen Nebenkammer aufbewahrt.

Fig. 143.



c. Tische, wie solche in den Westländern unentbehrlich geworden sind, finden im Orient ausser dem schon einmal erwähnten Untersatz oder „Kursi“ und einem kleinen Schreibepult keine Anwendung. Der „Kursi“ ist meist nur bis fünfzehn Zoll

hoch, von Holz und häufig mit Perlemutter, Elfenbein, Schildpad u. s. w. mehr oder minder reich ausgelegt (*Fig. 143 a*); letzterer nur ein Geräth der Gelehrten, völlig schmucklos, und zu seiner linken mit einem metallenen Haken versehen, an welchen das Schreibzeug befestigt wird (*Fig. 143 b*). Dieses besteht durchgängig aus Messing und zwar in der Form eines mässig langen, mehrflächigen oder runden Pennals mit einem Behälter für die Dinte. — Zu einem ähnlichen Zweck wie den „Kursi,“ nämlich zur Aufstellung kleiner Schüsseln mit Speisen, Früchten u. dergl., hat man noch mehrere Untersätze in Gestalt mehrflächiger Thürmchen von zumeist zierlicher Ausstattung (*Fig. 144 d*).

d. Anstatt der sonst überall üblichen Schränke oder sogenannten *Commoden* im Sinne selbständiger Mobilien, begnügt man sich seit frühster Zeit mit einfachen Kisten und Wandnischen. Dabei bewahrten vor allen die Kisten oder Laden nach wie vor die einfache Form eines länglich viereckigen Behälters mit flachem, verschliessbaren Deckel und die ihnen gleichfalls seit Alters vorherrschend eigene Ausstattung theils durch Einlage von Ornamenten aus Elfenbein, Schildpad, Perlemutter, theils durch Vergoldung und Buntmalerei. Sie bilden den wesentlichen Verschluss für Kleidungsstücke und Kostbarkeiten, während zur Aufbewahrung von minder umfangreichen Dingen, wie von Schmucksachen u. s. w. kleine Kästchen und Kapseln dienen. Diese sind je nach ihrem Zweck und nach Vermögen des Eigenthümers entweder von Holz oder von Metall und, bei mannigfach wechselnder Form von eckigen oder runden Gefässchen, nicht selten mit grosser Sorgfalt verziert (*Fig. 137*; *Fig. 144 c*). — Die Wandnischen werden gemeinlich durch Einfügung von Tragebrettern zu Fachgestellen umgeschaffen und nach Aussen mit Holzwerk verkleidet. Solche äusserliche Verkleidung wird dann auf ziemlich verschiedene Art gleichsam architektonisch behandelt, indem man sie bald in einer Fläche, bald in mehreren breiten Flächen (im Vier- und Fünfeck), zuweilen auch im Halbkreisbogen vorspringen lässt und nur diese Flächen an sich ganz in der Weise des Ornaments am Balkenwerke der Wohnräume, theils zu zierlichen Mustern durchbricht, theils gliedert und vielfach buntfarbig bemalt (vergl. *Fig. 144 a*). Nur selten versieht man die so geschmückten Flächen mit verschliessbaren Thüren, sondern häufiger mit Vorhängen. Wo indess wirklich Thüren vorkommen, haben diese einen dem Ganzen angemessenen zierlichen Schmuck durch hölzernes Stab- oder Gitterwerk. Auch pflegt man wohl innerhalb solcher Nischen, die sonst gemeinlich zur Aufstellung von Gefässen u. dergl. dienen, einen

Springbrunnen anzubringen, was namentlich in Aegypten geschieht, wo sich auch sonst fast in jedem Hause eines begüterten Besitzers in der Mitte des Vorhofs eine kleine Fontaine befindet.<sup>1</sup>

Fig. 144.



e. Der Gebrauch von gläsernen Spiegeln, namentlich der der Wandspiegel, gehört zu den seltenen Ausnahmen. Obschon die Erfindung der Glasspiegel<sup>2</sup> — die darin besteht, eine gläserne Tafel noch während sie heiss ist mit einem Amalgam von Blei und Quecksilber zu überschmelzen — spätestens schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geschah, und die Verbreitung derartiger Spiegel wenigstens in den westlichen Ländern seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts immer schneller um sich griff, findet man nichtsdestoweniger im Orient noch fast ausschliesslich metallene Spiegel.<sup>3</sup> Sie bestehen, noch völlig ähnlich wie im höheren Alterthum,<sup>4</sup> entweder aus einer viereckigen,

<sup>1</sup> H. v. Mayr und S. Fischer. Genrebilder aus dem Orient. Taf. XLIII. 17. 23. 33. 34. 35. W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. I. S. 9. Taf. 6. — <sup>2</sup> S. darüber das Nähere bei F. Beckmann. Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. III. S. 467 ff. und F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen. I. S. 460 ff. — <sup>3</sup> Vergl. u. A. auch schon C. Charlin. Voyage en Perse (1723) IV. S. 252. — <sup>4</sup> Siehe meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 109; 530; 560; 732; II. S. 984; 993; 1314.

ovalen oder runden Platte von Bronze, <sup>1</sup> Silber oder Stahl, welche auf einer Seite polirt und entweder an einem Handgriff oder (um ihre Queraxe drehbar) zwischen zwei Ständern befestigt ist. Anfänglich herrschte die Bronze vor, doch scheint es dass man späterhin, etwa seit dem elften Jahrhundert, Silber und Stahl den Vorzug gab. <sup>2</sup> Ihre Grösse ist sehr verschieden, indess im Verhältniss zu unseren ganz gewöhnlichen Wandspiegeln immerhin nur ziemlich gering. —

2. Der Beleuchtungsapparat zerfällt in Leuchter, Laternen und Lampen. Im Ganzen genügt den Orientalen eine nur mässige

Fig. 145.



Erhellung der Räume, so dass sie oft selbst für grössere Säle nur eine einzige Kerze verwenden.

— Die Leuchter sind meistens von Metall (von Zinn, von Messing oder Kupfer); in den Häusern der Vornehmen silberplattirt oder ganz von Silber. Je nach ihrer Höhe bilden sie Handleuchter oder Candelaber, während man sie in allen Fällen, namentlich aber die Candelaber, die sogenannten „Schamadan“, sei es nun in getriebener Arbeit oder durch Einlage und Vergoldung auf verschiedene Art ornamentirt <sup>3</sup> (Fig. 145 a). — Unter den Lampen herrscht die Gestalt der „Ampel“ oder Hängelampe vor der der gewöhnlichen Stelllampen vor. Letztere, welche „Kanadil“ heissen, werden hauptsächlich von den Aermern und in begüterten Haushaltungen von der Diener-

<sup>1</sup> Vergl. J. v. Hammer-Purgstall in den „Fandgruben des Orients.“ II. S. 100. — <sup>2</sup> So wenigstens ist in der um 1100 von dem Araber Al-Hazem verfassten Optik nur von silbernen und eisernen (stählernen) Spiegeln die Rede: F. Beckmann. Beiträge u. s. w. III. S. 518. — <sup>3</sup> Zwei unfehlbar ähnliche Leuchter von Messing von „ausnehmender Grösse“ befanden sich unter den Geschenken, die der Khalif Harun-al-Raschid an Karl d. Grossen sandte. Einhard. Ann. a. ann. 807.

schaft benützt. Dem zu Folge bewahrten sie bis auf die gegenwärtige Zeit die dafür schon in frühster Epoche allgemein übliche, einfache Form eines vorn zugespitzten Rundschalchens oder eines ringsum geschlossenen Behältnisses von gebranntem Thon mit einer oder mit mehreren Dochtfüllen.<sup>1</sup> Dagegen wird mit den Hängelampen, die zur Ausstattung der Zimmer dienen, ein um so grösserer Aufwand getrieben. Abgesehen von den einfachsten der Art, die wesentlich nur aus einem kleinen rundauchigen Glasgefässchen bestehen (*Fig. 145 c*), stellt man sie (oder vielmehr den Träger des eigentlichen Oelbehälters) aus Porcellan und noch häufiger, ähnlich den grossen Standleuchtern, aus verschiedenen Metallen her. Ein solcher Träger erscheint dann gewöhnlich, allerdings oft in plumper Weise, mehrfach gegliedert und, je nachdem derselbe entweder aus Porcellan oder Metall gearbeitet ist, mit aufgemaltem oder getriebenem und gravirtem Schmuck versehen (*Fig. 145 b*; vergl. *Fig. 138 a*). Ausser den nur für eine Flamme eingerichteten Hängelampen kommen unter dem Namen „*Nagafa*“ umfangreichere Träger vor, die etwa unseren Kronleuchtern entsprechen. Bei ihnen sind die einzelnen Lampen d. h. die gläsernen Oelbehälter (*Fig. 145 c*) durchgängig um einen oft reich verzierten Tragekörper in mehreren Reihen übereinander angeordnet und überdies mit kleinen Anhängseln von Metall und Glas ausgeschmückt.<sup>2</sup> Derartige Kronen finden indess höchstens in den Palästen der Grossen und in den Moscheen Anwendung, wo sie selbst noch als Prunkstücke gelten. Sonst aber bedienen sich wohl die Reicheren einer Art von Kronleuchter, der sogenannten „*Tureija*.“ Diese bildet nur ein Reifen mit ringsum befestigten Oellämpchen, in dessen Mitte ein Prunkgefäss oder eine Laterne hängt. — In Betreff endlich der Laternen („*Fânûs*“) unterscheidet man Taschen- oder Klapplaternen und grössere Stand- oder Hängelaternen. Erstere sind die gewöhnlicheren. Sie bestehen in einem Cylinder von Papier oder Leinwand. Dieser ist an beiden Enden über einen Drahring gespannt, von denen der eine, (der untere) eine hölzerne Scheibe als Boden, der obere eine dem ähnliche, doch rundgeöffnete Scheibe umfasst, über die sich ein Henkel erhebt. Die obere Scheibe ist von Metall und zuweilen durch einen Deckel von verzinnem Kupfer verschliessbar. Jene Stand- oder Hängelaternen werden gemeinlich ganz

<sup>1</sup> Vergl. die Abbildungen bei H. v. Mayer und S. Fischer. Genrebilder aus dem Orient Taf. XXX Fig. 52, 54, 63, 66, die in der That völlig den antiken (römischen) Thonlampen gleichen. — <sup>2</sup> H. v. Mayer und S. Fischer a. a. O. Fig. 23.

aus Holz oder ganz aus Metall hergestellt. Da man sich ihrer gleich den Lampen zur Erleuchtung der Zimmer bedient, erhalten sie stets eine dem angemessene mitunter sehr zierliche Durchbildung vorherrschend in der Gestalt eines Thürmchens mit durchbrochenen Seitenwänden (vergl. *Fig. 144 c. d.*). Die zu den Laternen gehörige Lampe ist ein Gefäßchen von Thon oder Glas von der vorher beschriebenen Form (*Fig. 145 c.*) —

3. Zeitmesser<sup>1</sup> nach Art der Räderuhren, welche man in den westlichen Ländern fast in jeder Haushaltung trifft, bilden im Orient noch heut einen seltenen Luxusartikel. Statt ihrer begnügt man sich hier noch immer, wie schon im höchsten Alterthum, vorzugsweise mit Sonnenuhren oder mit einfachen Sanduhren. Es ist dies um so bemerkenswerther, als gerade die alten Araber nicht allein diese Arten von Uhren, sondern auch noch die Wasseruhren weit über die Ausbildung hinaus, die sie bereits durch die alten Aegypter und durch die Griechen erhalten hatten, selbst schon durch Räderwerk u. s. w. zu mannigfachen mechanischen Kunstspielereien vervollkommten. Nur daraus lässt sich der Mangel erklären, dass die Orientalen an sich bei weitem weniger Werth auf die Zeit und eine sorgfältige Eintheilung derselben behufs ihrer Tagesgeschäfte legen, als dies bei allen westlichen Völkern das bürgerliche Verhältniss bedingt. Ein Beispiel indess, wie weit sie es in der mechanischen Herstellung besonders von Wasseruhren brachten, liefert die Nachricht von der Uhr, die unter anderen Prachtgegenständen *Harun-al-Raschid* um 807 an *Karl den Grossen* sendete. „Es war dies“ — nach der gleichzeitigen Beschreibung<sup>2</sup> — „ein kunstvoll aus Messing gebildetes Werk, in welchem der Verlauf der zwölf Stunden nach einer Wasseruhr sich bewegte mit gleichviel ehernen Kügelchen, die je nach Ablauf der einzelnen Stunden in ein metallenes Becken fielen und also dieses erklingen liessen; noch weiter waren darin zwölf Reiter, welche am Ende jeder Stunde aus zwölf Fenstern hervortraten und bei ihrer Fortbewegung eben so viele vorher geschlossene kleine Luken aufmachten,“ hinter denen sie wieder

<sup>1</sup> Vergl. über die Zeitmesser im Alterthum meine *Kostümkunde* Handbuch u. s. w. II. S. 894; S. 1314. dazu aus der auch dort schon genannten Literatur über diesen Gegenstand *J. Alexander*. Abhandlung von den Uhren, deutsche Uebersetzung. Lemgo 1738. *F. Beckmann*. Beiträge zur Geschichte der Erfindungen I. S. 149; bes. über Räderuhren S. 159 ff. *G. Barfuss*. Geschichte der Uhrmacherkunst. Weimar 1837. *F. Vogel*. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen I. S. 484, bes. S. 493. *Pierre Dubois*. Histoire et traité de l'horlogerie ancienne et moderne, précédé de recherches sur le mesure du temps dans l'antiquité etc. Paris 1850. — <sup>2</sup> *Einhard*. *Annal.* ad ann. 807; vergl. dazu oben S. 278.

verschwanden. — Ueberhaupt aber gehört die Erfindung der Gewicht- oder Räderuhren erst der Mitte des vierzehnten, und ihre Vervollkommnung überdies erst dem sechszehnten Jahrhundert an. So erhielten im Verlauf von 1344 bis 1497 zunächst mehrere italische Städte als Padua, Bologna, Florenz und Venedig, hiernach erst deutsche und andere Städte als Strassburg, Speier und Nürnberg, wie es scheint, förmliche Schlaguhren, worauf sodann etwa um 1500 Peter Hele zu Nürnberg kleinere tragbare Uhrwerke zu Wand- und Taschenuhren erfand. —

III. Die Ausbildung von Geräthschaften zur geselligen Unterhaltung, von Spielapparaten im weiteren Sinne, war von Hause aus durch das Gebot des Propheten zu sehr beschränkt, als dass die Araber Veranlassung fanden sich damit selbstthätig zu befassen. Jener hatte nicht sowohl alle Glücksspiele streng untersagt,<sup>1</sup> vielmehr selbst die Ausübung der Musik als eine entnervende und des Mannes durchaus unwürdige Beschäftigung bezeichnet. Somit sahen sie sich einerseits, was die Gesellschaftsspiele betrifft, fast einzig auf das Schachspiel verwiesen, das ja schon unter den Sassaniden aus Indien nach Persien verpflanzt worden war (S. 171), während sie andererseits in der Musik die Bethätigung wenn auch nicht verschmähten, hauptsächlich ihren Sklavinnen und den Fremden überliessen. Die Folge war, dass ihr ganzer Betrieb in der Herstellung von Spielgeräthschaften sich fast lediglich auf das Ausschneiden von kleinen Schachbrettfiguren belief und dass die Musikinstrumente unverändert dieselben blieben, welche der Orient seit Alters besass. Dies letztere war auch selbst dann noch der Fall, nachdem die Araber durch persischen Einfluss sich dem Genuss der Musik mehr hingaben und sich sogar mit der Theorie dieser Kunst beschäftigten.<sup>2</sup> Denn wenn gleich noch der Khalif *El Mansur* im strengen Hinblick auf jenes Verbot einem Musiker die Laute auf dem Kopf zertrümmern liess,<sup>3</sup> hatte doch schon *Abderrhaman II.* in Cordowa eine eigene Schule für Musik eingerichtet und der kunstliebende *Harun-al-Raschid* einen besonderen Hofmusikus, *Al Mausely*, der in Persien geboren und in Cordowa gebildet war.<sup>4</sup> Trotz alledem behielt man, wie gesagt, die uralten Musikinstrumente fast ohne weitere Veränderung bei, wie es denn kaum zu bezweifeln ist, dass diese sich in derselben Form bis auf die Gegenwart forterbten. Wenigstens spricht für diese Annahme, so gewagt sie auch scheinen mag, dass die noch

<sup>1</sup> G. Wahl. Der Koran. Sure II. (S. 33) und Sure V. (S. 96). — <sup>2</sup> Vergl. R. G. Kiesewetter. Die Musik der Araber. Leipzig 1842. — <sup>3</sup> F. Oelsner. Mohammed S. 206. — <sup>4</sup> W. Wachsmuth. Allgem. Culturgeschichte S. 591.

heut im Orient üblichen mannigfachen Musikinstrumente bereits auf den ältesten Monumenten Aegyptens und Assyriens in ähnlicher Durchbildung dargestellt sind,<sup>1</sup> und dass ihre heutigen arabischen Namen und die hierhergehörigen technischen Bezeichnungen zum grösseren Theil in der persischen, der griechischen und indischen Sprache wurzeln.

Unter der beträchtlichen Zahl der heutigen Musikinstrumente<sup>2</sup> sind es vornämlich das „*Kemengch*“, das „*Kánun*“, das „*Ud*“ und das „*Náj*“, welche bei privatlichen musikalischen Unterhaltungen einzeln oder (concertmässig) im Verein zur Anwendung kommen. Sie sämtlich gehören mit Ausschluss des „*Náj*“, einer besonderen Art von Flöte, zu den Saiteninstrumenten. Nur selten pflegt man dieses Quartett durch Schlaginstrumente zu verstärken, wogegen letztere — abgesehen von der rauschenden Kriegsmusik, wo sie allerdings mit noch anderen gerade den ersten Rang behaupten — gewöhnlich entweder in Verbindung mit verschiedenen Blasinstrumenten oder selbständig gespielt werden.

1. Von den Saiteninstrumenten sind dann wiederum das „*Kemengch*“ und das „*Kánun*“ zumeist verbreitet; weniger das „*Ud*“, obschon dasselbe in den früheren Jahrhunderten das ausschliessliche Instrument der arabischen Musiker war und als solches von älteren Dichtern sogar mehrfach besungen ist.

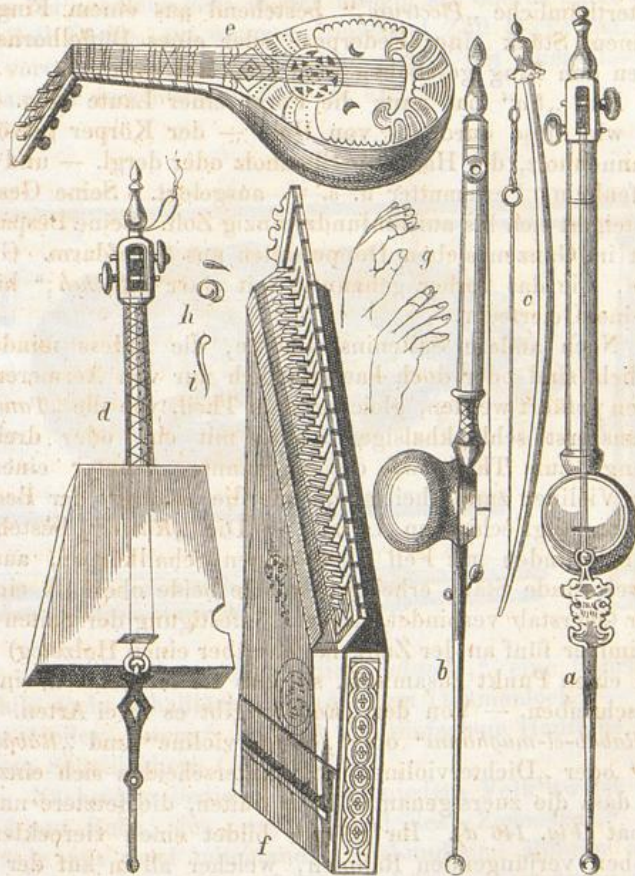
a. Das „*Kemengch*“ — der Name ist persisch — bildet eine Art Violine bis zu achtunddreissig Zoll Länge (*Fig. 146 a*). Ihr Schallkörper ist am häufigsten Dreiviertel einer Kokosnuss. Er ist mit kleinen Löchern durchbohrt, oberhalb mit einem Stück von der Haut eines Fisches bespannt und darauf ein hölzerner Steg angebracht. Der Hals ist gewöhnlich von Ebenholz, zuweilen mit Elfenbein ausgelegt; der Knopf desselben von Elfenbein, das Wirbelpaar von Buchenholz. Den Fuss bildet eine eiserne Stange, welche durch den Schallkörper geht. Die Saiten bestehen aus Pferdehaar und werden durch einen am Fuss befindlichen eisernen

<sup>1</sup> S. die Abbildungen in meiner *Kostümkunde*, Handbuch u. s. w. I. S. 111 Fig. 80 bis Fig. 83; S. 248 Fig. 140 ff. — <sup>2</sup> Ueber die gegenwärtigen Musikinstrumente der Orientalen, insbes. der Araber s. C. Niebuhr, *Reisebeschreibung nach Arabien* (1774) I. S. 177 ff. Taf. XXVI. C. Villoteau, *Description historique et littéraire des instruments de musique des Orientaux* (in der *Descript. de l'Egypte* XXIII. S. 221 ff.; dazu dasselb. *Etat moderne* II. Pl. AA. BB. CC.). W. Lane, *Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter*. II. S. 192 m. Abbildgn. H. v. Mayr und S. Fischer, *Genrebilder aus dem Orient*. Taf. XLII; für Persien unt. and. Postans Cutch. u. s. w. S. 178; vergl. auch über die Benennung einiger Bünde auf dem Griffbrette der arabischen Laute in der „*Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft*“ IV. S. 248 ff.



Ring in Spannung erhalten. Der dazu gehörige Bogen ist von Holz, mit Rosshaaren bespannt und etwa fünfunddreissig Zoll lang (*Fig. 146 c*). Beim Spiel wird der Fuss auf den Boden gestellt und das Instrument überhaupt wie ein Violoncell gehandhabt.

Fig. 146.



b. Das „Kaman,“ dem griechischen *καρόν* entlehnt, gleicht dem Hackbrett oder der Zither (*Fig. 146 f*). Seine Ausdehnung beträgt durchschnittlich neununddreissig Zoll in der Länge, sechs-zehn Zoll Breite und dritthalb Zoll Tiefe. Der Körper wird gemeiniglich ganz aus Nussbaumholz hergestellt und die obere Fläche des Körpers, über die sich der Steg hinzieht, den fünf

Füssen desselben entsprechend, mit fünf runden Oeffnungen versehen, die man mit Fischhaut überleimt. Die Bespannung bilden zumeist vierundzwanzig dreifache Saiten, wozu man am liebsten Schafdarm wählt. Das Spielen geschieht wie bei der Zither, indem man das Instrument auf den Schoss legt, während man zum Anklängen der Saiten die sogenannte „*Rischch*“ benutzt. Es ist dies das alterthümliche „*Plectrum*“, bestehend aus einem Fingerring und einem Stück einer Federpose oder eines Büffelhorns, das zwischen den Ring geschoben wird (*Fig. 146 g. h.*).

c. Das „*Ud*“ hat ganz die Form einer Laute (*Fig. 146 e.*). Es ist wie diese durchaus von Holz — der Körper gewöhnlich von Tannenholz, der Hals von Ebenholz oder dergl. — und häufig mit Elfenbein, Perlemutter u. s. w. ausgelegt. Seine Gesammtlänge steigert sich bis auf fünfundzwanzig Zoll. Seine Bespannung umfasst im Ganzen sieben Doppelsaiten aus Schafdarm. Gespielt wird es, wie das vorher genannte, mit einer „*Rischch*“; hier zumeist eine Geierfeder.

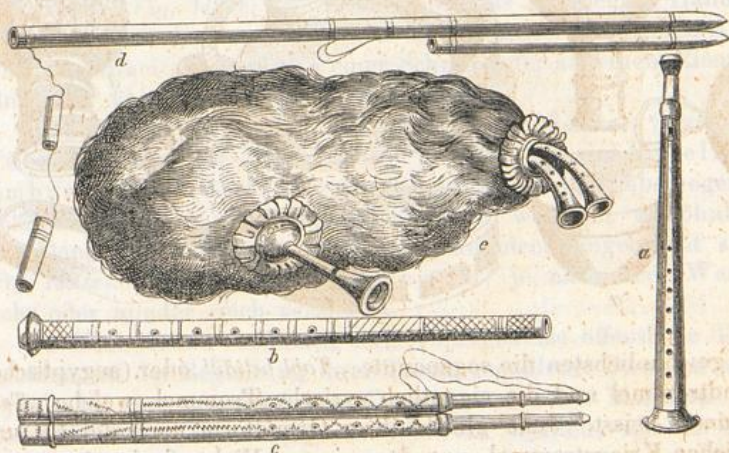
d. Noch andere Saiteninstrumente, die indess minder gebräuchlich sind oder doch hauptsächlich nur von Aermeren oder Fremden geführt werden, gleichen zum Theil, wie die „*Tambura*“, einer äusserst schlankhalsigen Laute mit ein- oder dreifacher Besaitung, zum Theil, wie die sogenannte „*Rabab*“, einer viereckigen Violine, zum Theil aber, wie die „*Küssir*“ der Beduinen völlig der altgriechischen Lyra.<sup>1</sup> — Die „*Küssir*“ besteht aus einem halbrunden mit Fell überzogenen Schallkörper, aus dem sich zwei runde Stäbe erheben, welche beide oberhalb ein horizontaler Querstab verbindet, der zur Befestigung der Saiten dient. Diese, immer fünf an der Zahl, laufen (über einen Holzsteg) unterhalb in einen Punkt zusammen, so dass sie im Ganzen ein Dreieck beschreiben. — Von der „*Rabab*“ gibt es zwei Arten. Diese sind „*Rabab-el-mughanni*“ oder „Sängervioline“ und „*Rabab eschâ'er*“ oder „Dichtervioline.“ Sie unterscheiden sich einzig dadurch, dass die zuerstgenannte zwei Saiten, die letztere nur eine Saite hat (*Fig. 146 d.*). Ihr Körper bildet einen viereckten sich nach oben verjüngenden Rahmen, welcher allein auf der Spielfläche mit Pergament überzogen ist. Durch ihn hindurch geht ein eiserner Fuss, der sich in den Hals erstreckt. Dieser ist massiv von Holz, mitunter sauber ausgelegt und mit Holzwirbeln ausgestattet. Die Saiten bestehen aus Pferdehaar. Sie werden mittelst eines Streichbogens in der Art des „*Kemengeh*“ ge-

<sup>1</sup> Vergl. darüber zu den oben genannten Werken noch besonders Prisse d'Avennes. *Miroir de l'Orient*. S. 8 m. Abbildg.

spielt (S. 294). Die ganze Höhe des Instruments beträgt bis zu zweiunddreissig Zoll. —

2. a. Minder gross ist die Verschiedenheit der eigentlichen Blasinstrumente. Sie beläuft sich im Wesentlichen auf einen ziemlich einfachen Wechsel in der Form der vorher erwähnten Flöte, des sogenannten „*Náj*“. Diese Flöte bildet ein Rohr, welches bei achtzehn Zoll in der Länge, am oberen Ende siebenachtel Zoll Dicke, am unteren dreiviertel Zoll Dicke hat, in der Regel vorn mit sechs Löchern, hinterwärts mit einem Loche für den Daumen versehen ist (Fig. 147 b).

Fig. 147.



b. Demähnlich erscheint die „*Salamie*,“ eine Rohrflöte mit ebenfalls sechs Schalllöchern und einem Daumenloch; — und die „*Saume*“ oder „*Zemre*,“ eine Art von einfachem Hautbois mit acht gleichen Schalllöchern (Fig. 147 a).

c. Nächstdem bedient sich das niedere Volk zweier Doppelpfeifen aus Rohr, des „*Arghúl*“ und des „*Zummárah*.“ Sie bestehen je aus zwei miteinander verbundenen Röhren entweder von gleicher oder von verschiedener Länge, von denen zuweilen das eine Rohr, zum Zweck beliebiger Verlängerung, in drei bewegliche Stücke zerfällt (Fig. 147 c. d).

d. Auch findet sich unter denselben Ständen eine ziemlich rohe Sackpfeife, „*Zummárah bi-soan*,“ im Gebrauch, deren Sack von Ziegenfell ist (Fig. 147 e).

e. Sonst aber hat man im Allgemeinen nur noch ein langes

trompetenartiges Blechinstrument in Form der Posaune von doppelter, kurzer Kniebeugung, welches den Namen „*Surme*“ führt. Es gehört zu den geräuschvollsten Instrumenten überhaupt und wesentlich mit zur Kriegsmusik. —

3. a. Hinsichtlich der Schlaginstrumente ist nun gleich vorweg zu bemerken, dass darunter bei weitem die Mehrzahl Felltrommeln und Pauken ausmachen. Von ersteren sind

Fig. 148.



die gewöhnlichsten die sogenannte „*Tabl belid*“ oder (aegyptische) Landtrommel und die eigentlich syrische Trommel, welche „*Tabl Schami*“ heisst. Jene gleicht ihrer Grundform nach der bei uns üblichen Kriegstrommel, nur dass sie um Vieles flacher ist (vergl. *Fig. 148 b*), letztere mehr einer halbrunden Pauke mit einem Körper von Kupferblech (zuweilen auch nur von Holz oder Thon), dessen Durchmesser in der Regel sechszehn Zoll und dessen Tiefe im Mittelpunkte vier Zoll beträgt (*Fig. 148 a*). Sie wird mit zwei Holzstäbchen geschlagen.

b. Nächst dem führt man grössere Pauken und, so namentlich zur Begleitung religiöser Ceremonien, eine Anzahl kleinerer Trommeln. Diese heissen „*Báz*“ oder „*Tabl*“. Ihr Durchmesser wechselt im Allgemeinen zwischen sechs und sieben Zoll. Sie haben hinterwärts einen Knopf, woran man sie mit der linken Hand hält, während man sie mit einem Stäbchen oder mit einem Riemen rührt. — Jene umfangreicheren Pauken werden durchgängig „*Nakkárah*“ genannt. Sie pflegt man nur paarweise anzuwenden, indem man sie auf einem Kameel stets dergestalt vorn

am Sattel befestigt, dass die grössere zur Rechten hängt. Ihr Durchmesser steigert sich bis auf zwei Fuss.

c. Eine ganz eigene Art von Trommel ist die vorherrschend in Aegypten gemeinhin gebräuchliche „*Darabukkeh*“. Sie findet sich hier bereits auf den ältesten Wandgemälden dargestellt und zwar, wie dies noch jetzt der Fall ist, sowohl in den Händen des niederen Volks, als auch in den Händen vornehmer Weiber. Sie hat die Gestalt eines weiten Trichters, ist etwa fünfzehn bis achtzehn Zoll lang und an ihrer oberen Mündung mit Fell oder Fischhaut überspannt. Ganz wie dereinst, pflegt man sie noch heut bald völlig einfach von Thon oder Holz, bald in reichster Ausstattung von seltenem Holze mit eingelegten Ornamenten herzustellen (*Fig. 148 c. d*). Beim Spiel, das mit beiden Händen geschieht, wird sie mittelst ihrer Röhre unter dem linken Arm gehalten, wobei sie häufig an einer Schnur oder an einem Riemen hängt, der über die rechte Schulter läuft.

d. Daneben verwenden ebenfalls sowohl niedere als vornehme Weiber (letztere zur Unterhaltung im Harem) ein Schellentamburin oder „*Tar*“. Es ist dies ein mit Fell überzogener Holzreifen von elf Zoll Durchmesser, in welchem gewöhnlich fünf Doppelscheiben von starkem Messingblech angebracht sind (*Fig. 148 e*). Auch dies Instrument wird, je nach dem Werth, mehr oder minder reich verziert.

e. Noch ferner bedienen sich vorzugsweise öffentliche Tänzerinnen, zu der Begleitung ihrer Tänze, metallener Becken oder Cymbeln von verschiedenem Durchmesser. Die kleinsten von diesen heissen „*Sagat*“ (*Fig. 148 g*). Sie werden, ähnlich den Castagnetten, immer doppelpaarig benutzt, indem man mittelst der an jedem Becken angebrachten Schnurschlinge (natürlich an beiden Händen gleichmässig) das eine um den Zeigefinger, das andere um den Daumen schlingt. — Die grösseren Becken, „*Kás*“ genannt, werden mit beiden Händen geschlagen (*Fig. 148 f*). Sie zählen zugleich mit zur Kriegsmusik. Zu dieser gehört auch noch eine Stange, die oberhalb mit mehreren Kränzen von Schellen und Glöckchen versehen ist und der, auch von unserem Heer aufgenommenen „Janitscharmusik“ entspricht.

IV. Da es im Orient zu keiner Zeit gebräuchlich war, etwa wie bei uns, Vergnügungsreisen zu unternehmen, ja der Ostländer überhaupt sich nur dann zur Reise anschickt, wenn es der Handel

oder sonstige Verhältnisse dringend nothwendig machen und er sich in allen diesen Fällen von jeher der Pferde, Kameele oder Maulthiere als Beförderungsmittel bedient, so blieb das Fuhrwesen<sup>1</sup> selbstverständlich auf niedriger Stufe der Ausbildung stehen. In Arabien und Oberaegypten ist dies sogar bis zu dem Grade der Fall, dass man, wie schon Niebuhr bemerkte,<sup>2</sup> kaum einen Wagen noch Karren sieht. Indess gehört auch in Vorderasien, bis zu den Grenzen von China und Indien, der Gebrauch

Fig. 149.



von Räderfuhrwerken immer nur zu den Ausnahmen, während diese auch an und für sich sammt allen noch sonstigen Transportmitteln unfehlbar seit dem ältesten Datum völlig dieselben geblieben sind. Sie beschränken sich im Ganzen auf einige Arten von Tragesänften,<sup>3</sup> deren Gesamtname „Palankin“ oder (javanisch) „Palangkan“ ihren indischen Ursprung verräth, und auf einige karrenartige Wagen von rohester Konstruktion.

1. Jene Sänften bestehen noch heut, ganz wie solche schon auf Monumenten Assyriens und Aegyptens (Fig. 149 a. b) vorkommen, aus einem sofaähnlichen Gestell, welches in zwei Stangen hängt, die entweder von zwei Personen auf den Schultern oder von zwei dazwischen eingeschrirten Maulthieren mittelst Riemen getragen werden.<sup>4</sup> Diese Gestelle sind in der Regel mit

<sup>1</sup> Vergl. darüber im Allgemeinen G. Klemm. Allgemeine Culturgeschichte VII. S. 55 ff.; dazu über die Art der Sattelung und Bepackung der Pferde u. s. w. b. die Abbildung. bei H. v. Mayr und S. Fischer. Genrebilder aus dem Orient Taf. VI. u. Taf. XII. — <sup>2</sup> C. Niebuhr. Reisebeschreibung nach Arabien (1774) I. S. 152. — <sup>3</sup> Eine allgemeine, jedoch ziemlich dürftige Geschichte dieses Geräths verfasste G. Schramm. Abhandlung der Tragesänften. Nürnberg 1737. m. Abbildgn. — <sup>4</sup> Die letztere Art ist namentlich in Persien üblich, vergl. J. Morier. Journey through Persia etc. 2. I. S. 245. F. Drouville. Voyages etc. No. 328.

einem „Baldachin“ überdeckt, der rings mit Vorhängen versehen ist, welche geschlossen werden können, was stets beim Transport von Weibern geschieht.

2. Ausser derartigen „Palankinen“, die übrigens oft eine äusserst reiche ornamentale Durchbildung erhalten, kommen eigene Personenwägen hauptsächlich nur bei den Türken vor. Dahin gehören die „Araba“ und die „Kotschi“, wovon die Kotschi ungarischen Ursprungs ist.<sup>1</sup> Bei beiden Wägen liegt das Gestell unmittelbar auf den Achsen auf; auch unterscheiden sie sich von einander vorwiegend nur durch ihre Ausstattung, sofern die „Kotschi“ umfangreicher und, als wirklicher Staatswagen, häufig mit Aufwand hergestellt wird,<sup>2</sup> die Araba hingegen gewöhnlich nur einen einfachen zweirädrigen Karren mit einem Gestell von Stabwerk bildet, das man mit Leinwand überdeckt.<sup>3</sup> Zudem ist die „Kotschi“ noch insbesondere hinterwärts stets mit einer Leiter zum Einsteigen ausgestattet und mit einem Gespann von Pferden, die „Araba“ aber fast ohne Ausnahme (ohne einen solchen Tritt) nur mit einem einfachen Gespann von Büffeln oder Ochsen versehen. —

V. Ganz ähnlich wie mit der Ausbildung des Fuhrwerks verhält es sich mit der des Ackergeräths. Auch dies ist seit der frühesten Zeit so völlig unverändert geblieben, dass z. B. der noch jetzt im Orient allgemein übliche Pflug den ältesten Dar-

Fig. 150.



stellungen desselben bis ins Einzelne vollkommen entspricht.<sup>4</sup> Es ist der Pflug eben noch ganz wie seither (Fig. 150); ein durchaus einfacher Hakenpflug von Holz mit einem festen Leitstab, einer Deichsel und einem Joch, der von Büffeln oder Ochsen oder, wo diese fehlen sollten, selbst von Menschen gezogen wird.

<sup>1</sup> Ueber die Erfindung der „Kutschen“ s. F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen IV. S. 254 und der Fuhrwerke im Allgemeinen D. Ramée. La locomotion. Histoire des chars, carrosses, Omnibus et voitures de tous genres. av. 20 grav. Paris 1856. — <sup>2</sup> S. die Abbildung bei H. d'Ohsson. Tableau général de l'empire ottoman etc. II. S. 284. — <sup>3</sup> Derselbe a. a. O. S. 285. — <sup>4</sup> Vergl. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 99 Fig. 52. II. S. 909 Fig. 356; Fig. 533; dazu C. Niebuhr. Reisebeschreibung (1774) I. Taf. XV und Taf. XVII.

— Im Uebrigen bedient man sich gegenwärtig, ebenfalls wie schon im Alterthum, zum Auflockern des festeren Bodens (statt eines Spatens) einer Hacke und, zum Auswurfeln des Getreides, einer gabelförmigen Stange, geflochtener Mulden und dergl. — Nächst dem hat man noch eine rohe Egge und, so vorherrschend in Aegypten, eine Art von Dreschmaschine. Letztere bildet einen viereckigen, hölzernen Rahmen, zwischen dem eine oder mehrere (oft drei) bewegliche Holzwalzen, mit Stacheln versehen, eingefügt sind. Darüber befindet sich mitunter ein förmlicher Stuhl, von wo aus der Drescher das Gespann über die mit Garben bedeckte Tenne im Kreise lenkt.<sup>1</sup>

VI. In Folge der den alten Arabern eigenthümlichen Kriegsführung — da sie den Belagerungskrieg gern vermieden — scheint bei ihnen eine Durchbildung von künstlicheren Kriegsmaschinen oder auch nur eine Nachahmung der griechisch-römischen Kriegsgewerthe entweder ganz unterblieben zu sein oder doch erst in spätester Zeit nur vereinzelt statt gefunden zu haben. Wäre dies nicht der Fall gewesen, hätte ihrem gewaltigen Andrang auch wohl Byzanz unterliegen müssen, das indess eben seine Erhaltung wesentlich seinen Kriegsmaschinen und dem griechischen Feuer verdankte (S. 204; S. 206). Vermuthlich erst im dreizehnten Jahrhundert, nachdem diese zerstörende Mischung zunächst den aegyptischen Arabern und dann den Arabern überhaupt durch Verrath zugeführt worden war,<sup>2</sup> begannen sie sich mit der Herstellung, doch wohl nur von dazu erforderlichen Schleudermaschinen zu befassen, was denn allerdings auch zur Beschaffung von noch anderweitigen Kriegsgewerthen geführt haben mag. So spät nun hier die Anwendung jenes griechischen Feuers datirt, um so merkwürdiger erscheint die Annahme, dass die Türken bereits im siebenten Jahrhundert wirkliches Schiesspulver kannten und dass dieses schon im dreizehnten Jahrhundert durch die Araber nach Spanien kam.<sup>3</sup> Solche Annahme gründet sich zum Theil auf chinesische Angaben und zwar in Verbindung mit der vorzüglich in Indien und den südöstlichen Ländern ungemein verbreiteten, natürlichen Salpetererzeugung;<sup>4</sup> ausserdem auf eine Stelle in einem altarabischen Werke, welche nicht nur die Mischung des Pulvers als auch die Ladung einer Kanone mit demselben

<sup>1</sup> S. zu der Abbildung dieser Maschine bei C. Niebuhr a. a. O. Taf. XIII. S. 50, die Vignette H bei W. Wilkinson. A popular account of the ancient Egyptians. Lond. 1854. I. S. 1. — <sup>2</sup> E. Gibbon. Gesch. des Verfalls u. s. w. XV. (cap. LII) S. 22 ff.; S. 28 ff. — <sup>3</sup> Vergl. das Nähere darüber bei G. Klemm. Allgemeine Culturgeschichte. VII. S. 338 ff. — <sup>4</sup> A. Ermann. Reise um die Erde. I. Abthlg. I. S. 504.



ausführlich beschreibt.<sup>1</sup> — Ohne darüber entscheiden zu können, mag es vielleicht doch zweifelhaft bleiben, ob hier nicht immerhin eine Verwechslung mit dem griechischen Feuer obwaltet. —

VII. Das Bestattungsgeräth endlich beschränkt sich bei allen Rechtgläubigen seit dem höchsten Alterthum hauptsächlich auf eine hölzerne Bahre, an deren Kopfende eine niedrige Stange senkrecht befestigt ist.<sup>2</sup> Bei der Bestattung wird der Leichnam (in Tücher gehüllt) auf die Bahre gelegt, diese und zugleich jene Stange mit einem Teppich überdeckt, auf letztere die Kopfbedeckung des Todten, als Standesbezeichnung aufgesteckt und so von vier dazu beordneten Männern zur Ruhestätte getragen. Je nachdem der Verstorbene sich durch irgend eine bedeutende Handlung ausgezeichnet hatte, erhält die Bahre bezüglichen Schmuck, wie man sie denn z. B. bei Pilgern oder bei Bettlern welche dadurch, dass sie nach Mekka wallfahrteten, in dem Geruch der Heiligkeit stehen, mit vielen grünen Fähnchen versieht.<sup>3</sup> — Von solcher Bestattung machen fast einzig diejenigen Perser eine Ausnahme, welche noch ihrer ursprünglichen Lehre, dem „Zend Avesta“ anhängen, das ihnen gebietet die Verstorbenen auf freiem Felde niederzulegen.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> J. v. Hammer-Burgstall in den „Fundgruben des Orients“ I. S. 248. — <sup>2</sup> Abgebildet bei W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. III. Taf. 55 B; H. v. Mayr und S. Fischer. Genrebilder aus dem Orient. Taf. XLVII. Fig. 25. — <sup>3</sup> W. Lane a. a. O. III. S. 154 ff., wo noch der weiteren Auszeichnungen gedacht ist. — <sup>4</sup> Vergl. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 287.

